Lese- u. Sprachbuch

für die

Oberklasse der Volksschule.

II. Abteilung.

Lese- und Sprachbuch

für

die Oberklassen der Volksschulen.

II. Abteilung.

Bearbeitet von mehreren öffentlichen Lehrern.

Fünfzehnte, durchgesehene und der amtlich eingeführten Rechtschreibung angepaßte Auflage.

München, 1885.

Im königlichen Zentral-Schulbücher-Verlage.

Preis ungebdn. 80 Pf.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Bächlein von den Bergen springen;
Die Lerchen jubeln hoch vor Lust.
Wie sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott lass' ich nur walten.
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt.

(Jos. v. Eichendorff.)

Druck von R. Oldenbourg in München.

Erstes Inhaltsverzeichnis.

(Nach der Reihenfolge der Lesestücke.)

Die Kursivziffern verweisen auf die Nummern und Seitenzahlen der Lesestücke der früheren Ausgaben.

4. Erzählungen, Märchen, Sagen etc.

5. Sonstige Prosa-Stücke.

B. Poetische Stücke.

1. Erzählende Gedichte.

2. Sonstige Gedichte.

3. Sprichwörter und Dichtersprüche.

4. Rätsel.

1. In die Ferne.

1. In die Ferne möcht' ich ziehen,
Weit von meiner Heimat hier.
Wo die Bergesspitzen glühen,
Wo die fremden Blumen blühen,
Blühte neue Wonne mir.

2. Hätt' ich, wie die Vöglein, Flügel,
Flög' ich über Thal und Höhn,
Über Wälder, Flur und Hügel,
Ohne Schranken, ohne Zügel;
O, wie wär' das Leben schön!

3. Doch es wird mir einst gelingen,
Wie die lieben Vögelein
Durch die Lüfte mich zu schwingen
Und zum Sternenheer zu dringen;
Dann erst werd' ich selig sein!

(Max v. Schenkendorf.)

2. Hinaus!

Der Frühling kehrt wieder. Der düstere Wolkenschleier zerreißt; die Sonne leuchtet warm und hell; die Luft weht mild und lau. In Wald und Flur sammeln sich jene fröhlichen Scharen, die mit Leben, Lust und Lied alles erfüllen. Da zieht es uns hinaus, hinaus in den hellen Sonnenschein, hinaus zu den sprießenden Saaten, hinaus zu den blühenden Bäumen, hinaus in den duftenden Wald, hinaus zu den sonnigen Bergen. Es wird uns im Hause und im Herzen zu enge; wir wollen die neue Frühlingsluft atmen; wir wollen die Vögel singen hören, die Blumen blühen sehen und teil haben an dem Leben, das ringsum erwacht ist. Mit eigenen Augen müssen wir es sehen, mit eigenen Ohren hören, mit unserem Herzen es fühlen und erkennen, wie der alte Bund neu wird: So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und

Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. — Ach! der Kranke, der auf seinem Lager seufzt, jetzt fühlt er sein Leid doppelt schwer, jetzt wird es ihm doppelt weh ums Herz.

Überall, spricht er zu sich selbst, ist neues Leben erwacht; nur für mich nicht. Wie gern legte ich mit Hand an bei der Frühlingsarbeit; müßig und thatenlos muß ich hier ruhen. Wie gern sähe ich auch die Blumen blühen und hörte die Vöglein singen! Aber still zufrieden muß ich sein, wenn eine liebende Hand draußen eine Blüte bricht und mir an mein Lager bringt, oder wenn ein Sonnenstrahl zu mir dringt und ich von ferne die milde Frühlingsluft atme.

Was ist es denn, was ihn so klagen läßt? Was ist es denn, was uns hinauszieht und hinausruft? Ist es bloß der Frühling oder der Sommer? Ist es bloß das Singen und das Klingen, das Keimen und das Wachsen, das Leben und das Jauchzen? Nein, es liegt hinter diesem Sichtbaren und Hörbaren noch etwas Tieferes verborgen. Es ist der Odem des höchsten Lebens, es ist der Geist der himmlischen Liebe, es ist die Macht und die Weisheit Gottes, des Vaters, des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde. Weil die Himmel von Gottes Ehre erzählen, weil die Feste sein Werk verkündigt, die Ehre und das Werk dessen, von dem, zu dem und durch den alle Dinge sind — darum zieht es dich hinaus, du Menschenherz.

Die Arbeit allein ist es nicht; Genuß und Freude sind es auch nicht; es sind die lauten und die stummen Propheten, die dort reden:

> Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
> Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht.
> Gebt unserm Schöpfer Ehre! (Scheffer.)

3. Wie ist doch die Erde so schön!

1. Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein;
Sie heben ihr leicht Gefieder
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

2. Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen;
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel
Und die Wolken, die darüber gehn.

3. Und Sänger und Maler wissen's
Und wissen's viel andere Leut'.
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen voll lauter Freud'!

(Robert Reinick.)

4. Die Heimat.

1.

Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien; wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten; wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir zuerst mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Heimatland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte; wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schofse trug und dein Vater dir zuerst die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Heimatland!

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir: du mufst das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen!

(Ernst Moriz Arndt.)

2.

Man mufs in der Fremde gewesen sein, um das Heimweh und in diesem Weh die Heimat zu verstehen. — O, wie liebt man, wie begreift man das Vaterland am fremden Orte!

Endlich, endlich betreten wir nach langer Abwesenheit die vaterländische Erde; es entzückt uns der Boden unter unsern Füfsen; das Gefühl der Heimat umfängt uns wie unser angestammtes Element; wir sind wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft. So fühlen wir nirgend und nimmer unser Dasein und alles, was zu diesem Dasein gehört: Eltern, Geschwister, Blutsverwandte und Kameraden.

So schön ist die Welt an keinem Orte; mit so vertrauten, altbekannten Zügen grüfsen uns die Menschen, die Tiere, die Häuser, die Hütten, die Bäume, die alten Strauchzäune, die Wege und Stege, das Steinpflaster auf

den Gassen und die Ackerfurchen im Felde; so grüſst uns das ganze Leben nirgend mehr in der Welt.

So atmet, so sonnt und lebt es sich in keiner andern Luft, an keiner andern Sonne und selbst diese Nebel, diese Fröste, diese Dohlen und Raben, diese Sanddünen, diese Heidegräser und dieses Moor sind unsere lieben alten Bekannten und sprechen zu uns; denn eben mit diesen Zügen traf die Natur zum erstenmale unser Auge, als es sich dem Wunder des Sehens und des Lebens erschloſs, und dieser Ton der Natur, eben dieser Verkehr mit ihr in Tages- und Jahreszeiten, in Wind und Wetter, in Sturm und Graus, grub sich in unsere Sinne und in unser Herz.

Ein rechter Mensch läſst sich lieber einen Pfahlbürger schimpfen, als daſs er das Vaterland verleugnete, dem er mit Leib und Seele gehört. Wenn er aber am Geburtsort, am Vaterhause, an der Scholle nicht haftet, so hängt er auch nicht am Vaterlande, so fehlt seiner Vaterlandsliebe, seiner Volksliebe das Herz.

(Bogumil Goltz.)

5. Die ungarischen Pußten.

In den weiten Ebenen Ungarns finden sich endlose Viehtriften, **Pußten** genannt, die Eigentum der Edelleute sind. Vereinzelt stehen da und dort Wohn- und Wirtschaftsgebäude für die Beamten und Diener. Bei der ungeheueren Ausdehnung des Gebiets verschwinden aber diese vereinzelten Gebäude so zu sagen, und der unbewohnte Teil der Besitzung ist überwiegend. Von Zeit zu Zeit bietet dem Reisenden eine Cisterne mit gewaltigem, kunstlosem Brunnenschwengel einen kühlen Trunk. Ringsumher grasen die zahlreichen Herden bei dem eintönigen Schalle der Leitglocke. Im Grase um das Feuer gelagert, rösten sich die Hirtengruppen ihren Speck, und am Sumpfe verzehrt, auf einem Beine stehend, der Storch behaglich sein Fröschlein.

Die Mühe, welche die Hirten mit der Bewachung ihrer Herden haben, ist nicht groß. Sie überlassen diese Sorge gewöhnlich ihren weißen, großen Wolfshunden, welche auf einem Hügel oder Düngerhaufen ihren Sitz aufschlagen, um das Gebiet überblicken zu können. Die Hirten umlagern

unterdessen ihr Feuer und schmauchen ihre Pfeife. Wenn sie der Hunger beschleicht, ziehen sie aus ihrem Tornister ein Stück Speck und verzehren es roh oder am Feuer geröstet zu ihrem schwarzen, aber schmackhaften Brote. Findet sich obendrein auch noch ein Schluck Wein in der Feldflasche und ein Stück Schöpsenfleisch, so tauschen sie mit keinem Fürsten der Welt.

Die Versammlungs- und Vergnügungsorte dieser Hirten sind die einzeln stehenden Schenken, wo sie oft Nächte hindurch tanzen, singen und zechen und des Morgens ihre Zeche aufschreiben lassen. Es sind merkwürdige Köpfe mit scharfen Zügen, sonnverbranntem Antlitz, schwarzen funkelnden Augen und fettriefendem Haare. Ihre Kleidung besteht aus weiten, grobleinenen Beinkleidern und einem kurzen Hemde von gleichem Stoffe mit weiten Ärmeln. Da sie diese beiden wesentlichen Teile ihres Anzuges so lange tragen, bis sie ihnen buchstäblich vom Leibe fallen, so schmieren sie dieselben tüchtig mit Speck, um das Ungeziefer fern zu halten. Ihre Kopfbedeckung ist ein runder, breitkrempiger Hut, und den Schlußstein des Anzuges bildet ein zottiger Schafpelz, den sie je nach der Jahreszeit bald mit der glatten, bald mit der rauhen Seite nach außen kehren, weshalb die Bunda, wie das Sprichwort sagt, „im Winter wärmt, im Sommer kühlt.“ Nur der Roßhirt oder Czikos[1]) kommt zuweilen in die Stadt, um Pferde zu verkaufen, die er sich irgendwo angeeignet hat. Ohne Sattel, oft auch ohne Zügel, fliegt er wie ein Pfeil über die Heide; denn im Reiten thut es ihm keiner zuvor. Das Pferd kennt die Hand seines Herrn, der jeden Bissen mit seinem Rößlein teilt. (Falk.)

6. Mut zweier Knaben.

In Ungarn wohnte nicht weit von der Stadt Bistritz eine arme Witwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der ältere noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorbeikamen, sagte der Jüngere: „Janko, mir ist wunderlich zu Mute. Es ist mir, als müßte uns

1) spr. zikos.

ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehen." Der Ältere antwortete: „Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr, nur daß ich blutete."

Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchenthüre stehen, gingen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wohlgemut, ob sie gleich ein über das anderemal tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch im Überfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und festzubinden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe, denn rings umher war nur Buschholz; und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in dieser Not? Der Ältere, ein entschlossener Knabe, deckt den Kleineren mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: „Bete, aber rühre dich nicht! Ich habe Mut." — „Ach, mein Gott," sagte der Kleine weinend, „wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram."

Der eine Knabe steckte also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber, der Janko, stellte sich mit der Axt in Positur, und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andere Wolf am Arme und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Untier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf und versetzt dem Wolf einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der andere nicht blitzschnell aufgerafft und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen.

So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hilfe und ihren Mut Meister zweier furchtbarer Raubtiere

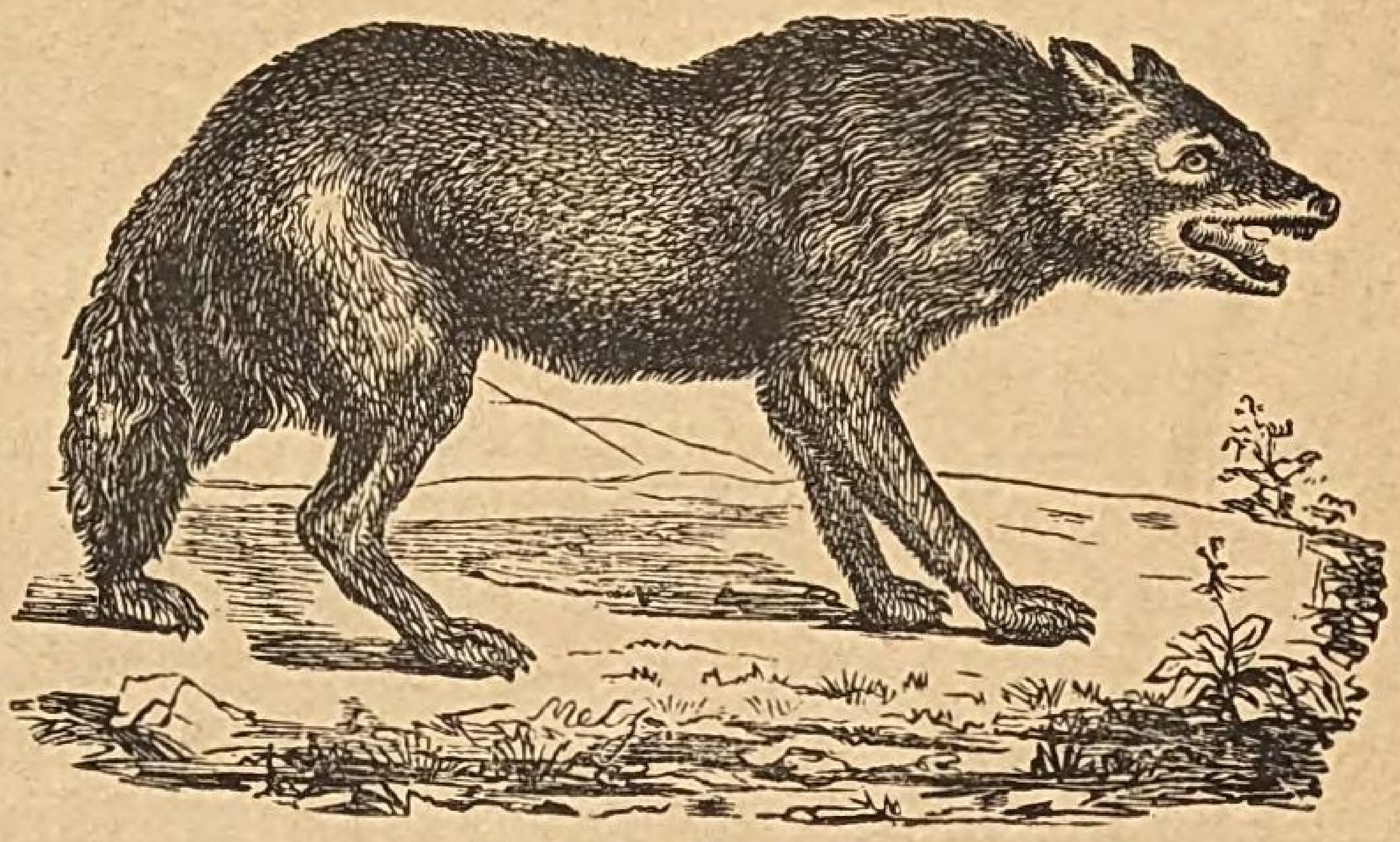
geworden, ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie jetzt einer den andern an, dann die Tiere, die mit offenem Rachen tot auf dem Rücken lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten, und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihren Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nachhause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehen, wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe und fromme Knaben. (Fr. Jacobs.)

7. Der Wolf.

Obgleich kaum von dem Hunde unterschieden, ist der Wolf doch dessen grimmigster Feind. Er gleicht ganz einem großen Hirtenhunde, selbst in der schmutziggelben Farbe, wie er denn vor alters auch wohl „Holzhund“ genannt wurde; aber das gedrückte Kreuz und der schiefe, tückische Blick (der Wolfsblick) geben ihm den Charakter schleichender, hyänenartiger Wildheit. Er ist das gierigste und nach dem Bären das stärkste unserer Raubtiere. Derb, dürr, ganz Knochen und Sehne, hat die zäh behende Gestalt kein Lot überflüssigen Fleisches; aber alle seine Sinne sind auf den Fraß gerichtet: sein aufgerichtetes Ohr hört aus weiter Ferne das über den Schnee eilende Ren; sein ruheloses Auge leuchtet in der Nacht mit roten Ringen; sein Geruch wittert das Pferd und den Reiter in der Steppe.

Auf den langen, schwarzgestreiften Beinen jagt er gestreckten Laufes so schnell und dauernd, daß kein Windhund neben ihm aushalten würde; dabei blitzen aus dem weiten Rachen die großen Hakenzähne, und die Zunge hängt lang und lechzend hervor. Alles muß seiner Unersättlichkeit zur Beute dienen. Wenn der Hunger ihn quält, frißt er Mäuse, Frösche, selbst Erde, und er scharrt schakalähnlich das Aas hervor; doch seine eigentliche Nahrung bilden Herdentiere und Wild.

Mit **einem** Sprunge wirft er sich an die Kehle des weidenden Pferdes und reißt es zu Boden. Die Todeswunde klafft weit und scharf wie von der Schneide eines Rasiermessers, und so groß ist die Muskelkraft seines steifen Halses, daß er selbst das gewürgte Elentier weite Strecken davonschleppt. Wenn er sein Eisengebiß zusammenschlägt, glaubt man fast den Schuß eines Terzerols zu hören. Im Angesicht des Schäfers reißt er mitten aus der Herde ein Schaf. Er setzt heulend dem Schlitten der Reisenden nach und springt, nach Menschenblut dürstend, am Reiter hinauf. Während des Winters dringt er frech in Stall und Wohnung des Landmannes; ja selbst in den Straßen Petersburgs hat man ihn gejagt. Aber nur der Hunger macht ihn kühn. Dem Mutigen gegenüber ist er feige und verläßt sich mehr



auf seine List als auf seine Stärke. Stundenlang liegt er im Grase und lauert auf seine Beute. Ist günstige Gelegenheit des Angriffes, so duckt er den spitzschnauzigen Kopf, drückt die Augen glotzend aus der Höhle, sträubt das Haar, krümmt den Rücken und stößt, auf sein Opfer stürzend, ein gurgelndes Geheul aus. Offenen Kampf meidet er, und nur wider Willen läßt er sich in denselben ein. Er scheut den Huf des Pferdes und das Horn des Stieres; er flieht selbst vor dem Steppenhund, der die Schafherde bewacht. Ein Funke, ein rauschendes Blatt kann ihn in Furcht setzen; ein ungewohnter Ton, das Spiel einer Geige, das der arme Musikant in seiner Seelennot anstimmt, hält den Wolf wie im Bann, bis er, von Schrecken übermannt, davonläuft. In

früheren Zeiten war der Wolf abergläubisch gefürchtet. Wie den Namen des Bären, so scheute man sich, auch den seinigen geradehin auszusprechen; man glaubte, sein Name genüge, ihn herbeizurufen. Daher das Sprichwort: Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. (Hermann Masius.)

8a. Das Pferd.

Munter hüpft das Füllen auf grünem Rasen, sträubt die kurze, krause Mähne, schwingt sich leicht wie ein Hirsch über die Hecke, schlägt die kleinen Hufe hoch in die Lüfte, und wie ergriffen vom Windstoß stürzt es fort, steht plötzlich, und plötzlich wieder umkreist es die ruhig weidende Stute, von ihren Blicken sorgsam bewacht. Schon verraten die schlanken Glieder künftige Kraft und Behendigkeit, sein dunkles, großes Auge Mut, sein Spiel Kampflust. Es wächst zum Helden, zum beharrlichen Gefährten, zum Freunde des Menschen, treu bis in den Tod, heran.

Edel ist das Pferd; wie aus Erz gegossen, so fest steht es da und dennoch schlank wie ein Reh und so friedlich. Sicher ist sein Gang; stolz trägt es sein Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase; das runde, rege Auge mit dem schwarzen Glanz erspäht den Feind; mit grünem Schein erleuchtet es den dunkeln Pfad. Es spielt mit dem spitzen Ohr, erfaßt den verlorenen Laut, stutzt und warnt seinen Reiter. Zur Seite des schlanken, gelben Nackens fällt die seidenschimmernde Mähne. Seine Brust, voll und weich wie die des Schwans, stellt sich keck der Gefahr entgegen, und der glatte Leib ruht sicher auf festen Lenden, auf nervigen Füßen. Die eisenfesten Hufe stampfen ungeduldig den Boden; der volle, glänzend schwarze Schweif fließt ruhig über das gewölbte Kreuz zur Ferse nieder.

Auf des Reiters Wink springt es auf wie ein Luchs, rennt davon, den Hals gestreckt wie ein Adler im Flug; wie ein Adler leicht berührt es kaum die Erde, und es fliegt sein Schweif ihm nach. Die Bäume fliehen wie Schatten vorüber; der Boden weicht, als stürze er hinter ihm in den Abgrund. Unter dem Huf zerbersten die Kiesel; Funken sprühen umher. So stürzt es mit dem Araber dem Löwen entgegen. Dieser wirft die Mähne empor und weist grinsend und brüllend die Zähne; er schlägt mit dem Schweife seine Lenden. Jetzt steht er, jetzt duckt er sich nieder zum Sprunge;

da schickt ihm rasch der Jäger die Lanze zu. Der Löwe achtet nicht den tödlichen Stoß; mit zerbrochenem Schaft in der Brust schwingt er sich dem Jäger entgegen; da funkeln das Pferdes Augen; die Adern spannen sich; die Mähne fliegt; es dampfen die Nüstern; die Muskeln spielen und schwellen; zornwiehernd bäumt es sich auf, schlägt aus; sein eherner Huf hat die Stirn des Löwen zerspalten und ihn zu Boden geschmettert.

Mit dem Krieger zieht das Pferd gegen den Feind; es beißt schäumend in die Zügel, schüttelt die Mähne, scharrt den Boden, schnaubend und wiehernd vor Kampflust. Da schmettern die Trompeten; es erwartet nicht des Reiters Sporn, sprengt entgegen den blitzenden Lanzenreihen. Es ist eins mit seinem Führer; ein Wille beherrscht beide; ein Held sind Roß und Reiter zusammen. Das Roß ist des Reiters Schild; es ist sein Pfeil, mit dem er zugleich in die Reihen der Feinde trifft; des Rosses Mähne flattert, eine schwarze Todesfahne, dem blinkenden Schwerte des Reiters voran. Es steht vor der Lanze; aber es zittert nicht, bleibt besonnen, unerschrocken und fest wie ein Fels mitten im Rauch und im Donner des Geschützes. Nicht das Getümmel, nicht das Sausen der Kugeln, nicht der Wunden und Sterbenden Klagen heißen es wanken. Ist sein Führer gefallen, so stellt es sich in die Reihen der Genossen. Es stürzt allein in das Gewitter der Schlacht. Und bluten ihm selber tiefe Wunden, nimmer vernimmt man von ihm einen Klageton, nimmer ein Zeichen des Schmerzes; nur Freude, nur Kampflust wecken seine Stimme.

Ernst und langsam schreitet das Pferd hinter dem Trauerwagen des Helden, den es trug, einher. Die Rosse des Achilles weinten ob dem Gefallenen, Cids[1]) treue Babieca[2]) folgte mit gesenktem Haupte ihrem Herrn zum Grabe. Aber es gewinnt den Mut; es erwacht sein Stolz, wenn es unter dem Schalle der Trompeten den Triumphwagen zieht. Mit goldenem Gebiß, mit funkelndem Zügel, mit Purpurdecken geschmückt, schreitet der Andalusier feierlich einher, trägt hoch sein Haupt, zeigt hell den Blick; denn auch ihm gehört der Lorbeer, und er weiß, daß er mit dem Herrn der Erde ein Bündnis geschlossen hat.

---

1) Der Nationalheld der Spanier, der Wunder der Tapferkeit im Kampfe wider die Araber verrichtete; † 1099. 2) spr. babießa.

Und wie das Pferd des Helden Schutz und Trutz in der Schlacht, so ist es auch sein Freund, sein Gehilfe im Frieden. Mit dem Krieger in die Heimat zurückgekehrt, legt es die Rüstung ab, zieht geduldig den Pflug und den Erntewagen. Es trägt den Reisenden über die rauhen Pfade der Alpen, in die Eisfelder Sibiriens und durchrennt mit ihm die Ebenen von Amerika. Der Zelter begleitet den Araber, wie dieser genügsam, in die brennenden Wüsten, trägt alle seine Habe, ist das Spiel seiner Kinder, ruht getreulich neben ihnen unter dem gleichen Dache. Stets bleibt das Pferd ein beharrlicher, geduldiger Arbeiter, ein unermüdlicher, rüstiger Gänger, ein behender Renner, ein offener, kühner Held, ein treuer Waffengenosse, ohne Falsch und ohne Bosheit.

Es ist dem Menschen zugegeben, ihm gewogen, gelehrig und folgsam, durch ihn gehoben. Und wo es, seiner Leitung entzogen, frei umherstreift, in den Steppen der Tartarei und Sibiriens, in den Llanos Amerikas, da ist es ein kleiner struppiger Sohn der Wildnis geworden und jagt scheu mit seinen Gefährten als brausender, verheerender Strom über die Ebene hin.

Nur eines Tyrannen Laune, Bosheit und Eigennutz erschlaffen den Mut, erwecken die Tücke in dem edeln Pferde, überspannen die Kräfte und machen es alt vor der Zeit. Der Grausame schont auch seines Alters nicht und gedenkt nicht der Beschwerden, nicht der Thaten eines feurigen Renners, welcher siegte in den Schlachten, welcher den Stammbaum führt von Muhameds Zeiten her; die Loblieder sind verklungen, die ihm einst erschallten; die Lorbeerkränze vermodert. Armes Tier, grausame Qualen sind der Lohn, welcher deiner im Alter wartet! Undankbarer als gegen einen Belisár verfährt gegen manches Heldenroß der Mensch. Der Sporn hat die Seiten des Pferdes mit Narben bedeckt; seine Schenkel sind angelaufen; die Fesseln steif von angestrengter Arbeit, die Hufe durch die Nägel zerrissen; durch die Zügel, mit denen eine harte Hand es leitete, ist der Mund erschlafft. Zum elenden Gerippe hat das Alter es abgezehrt; das Feuer seiner Augen ist erloschen; lebensmüde senkt es sein Haupt. Und dennoch wird ihm keine Ruhe vergönnt; nicht die freundlichen Winke des Reiters lenken es mehr; eine rohe Hand fesselt es an den schweren Karren und führt die Peitsche mit grausamer Übung. Kaum vermag

es noch im düstern, von Spinnegeweben ausgekleideten Stall aus modriger Krippe sein hartes Futter zu zermalmen. Nur ein schmachvoller Tod erlöst es von seinen Leiden.

(Rud. Meyer.)

8b. Das Pferd als Kläger.

1. In jenen Zeiten, die wir preisen,
Davon noch gern die Sage spricht,
Da hielt mit König Karl dem Weisen,
Als Schöffe mancher Held Gericht.

2. Ein Glöcklein hing im Waldesschatten;
Man hört' im Schlosse, wenn es klang:
Da kamen, die zu klagen hatten,
Und zogen an der Glocke Strang.

3. „Wohlauf! das Glöckchen hör' ich schallen;
Laßt schauen, wer Gerichts begehrt!"
Sie traten aus des Schlosses Hallen;
Da zog den Strick ein lahmes Pferd.

4. „Das ist ein wunderlicher Kläger;
Wer will dem Stummen Stimme leihn?
Der Armen und der Waisen Pfleger,
Du, Eckart, sollst sein Anwalt sein." —

5. „Der besten Redner bin ich keiner!
Eckart ist allem Hader feind.
Hier eurer Ritter ist es einer,
Den dieses Pferdes Klage meint.

6. Es hat ihn feurig einst getragen
Von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg,
Man sah es stolz die Scholle schlagen,
Wenn er's im Waffenschmuck bestieg.

7. Die Ehre dankt er hohem Streben;
Er dankt den Ruhm dem tapfern Arm;
Dem Rosse schuldet er das Leben;
Es trug ihn aus der Feinde Schwarm.

8. Da gab er ihm viel Schmeichelnamen
Und Leckerbissen mannigfalt;
Doch Jahre gingen, Jahre kamen;
Auch dieses edle Roß ward alt.

9. Nun lahmt sein Fuß zu raschem Laufe;
Blind schwankt es an der Grube Rand;
Da gönnt er ihm vor seiner Raufe,
Vor seiner Krippe keinen Stand.

10. Es irrt, aus seinem Stall verwiesen,
Umher und sucht ein Hälmchen Stroh,
Und niemand ist auf Feld und Wiesen
Des ungebetnen Gastes froh.

11. Gescheucht, geworfen und geschlagen,
Lief es hierher und fand den Strang;
Der Hunger trieb's, ihn zu benagen,
Bis diese Glocke sich erschwang.

12. Die Glocke fühlte mit dem Armen:
Ihr war der schnöde Undank leid;
Zum Himmel rief sie um Erbarmen,
Zum König um Gerechtigkeit.

13. Ihr weisen Richter mögt erkennen,
Was diesem edlen Tier gebührt;
Den Ritter will ich nicht benennen,
Ich warn' ihn nur, daß er's vollführt."

14. Da rief der letzte wie der erste,
Da rief der schuld'ge Ritter auch:
„Bis an den Bauch in goldne Gerste,
In goldnes Korn bis an den Bauch!" (Karl Simrock.)

9. Die Tabakspfeife.

1. Gott grüfs Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rotem Thon mit goldnem Reifchen.
Was wollt Ihr für den Kopf?

2. „O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weifs es, welchem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

3. Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugēn!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Die Türkenglieder mähn."

4 Ein andermal von Euren Thaten;
Hier, Alter, seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf! —

5. „Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

6. Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust;
Da schofs ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

7. Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trug ihn fort aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

8. Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

9. Das Geld mufst du dem Wirte schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt —
So dacht' ich — und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

10. Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schufs;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fufs."

12. Ihr rühret, Freund, mich bis zu Zähren;
O sagt, wie hiefs der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beweinen kann.

13. „Man hiefs ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein."
Das war mein Vater! lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

14. Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesset Eure Not!
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und efst von Walters Brot! —

15. „Nun topp! Ihr seid ein wackrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein!" (G. K. Pfeffel.)

10. Niklas Zriny. (1566.)

Schon zwölfmal war Soliman, der Schrecken der Christen, an der Spitze seiner Scharen ins Feld gezogen. Ein Greis, altersschwach und krank, erhob er sich noch einmal gegen die Feinde des Islam, damit er den Pflichten seiner Religion genüge, damit er ende, wie er begonnen; ein zündender Blitzstrahl, Verderben bringend. Von Konstantinopel über Belgrad nach Semlin wälzte sich

die Wolke des Krieges. Im Plane des Sultans lag die Eroberung von Erlau. Doch als er hörte, Niklas Zriny, der Befehlshaber von Szigeth[1]), habe den Sandschak von Týrhala bei Siklos[2]) überfallen, samt Sohn getötet, das Lager geplündert, entbrannte sein Zorn, und er beschlofs, ihn zu züchtigen.

Szigeth, zwei Meilen von Fünfkirchen am Flüfschen Almás gelegen, bestand aus drei Teilen: der neuen Stadt, der alten Stadt und der Festung. Im Innersten der Festung erhob sich ein Turm, mit Mauern umgeben. Hier, wenn alles verloren, konnten sich todesmutige Männer noch eine Zeit halten. Mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf war Szigeth reich versehen; doch die Wälle bestanden aus Erde und Reisig, und die Zahl der Streiter war nicht zureichend.

Wie zum festlichen Empfange des Feindes liefs Zriny die Wälle schmücken, und als der Sultan vor der Festung erschien, donnerte die gröfste Kanone ihm den Grufs zu.

Zriny rief die Seinigen zusammen, schwur, er wolle kämpfen bis zum letzten Hauche, und hingerissen von seinem Heldenmute, schwuren sie gleiches.

Die Janitscharen glaubten, ein aufgeworfener Erdhaufe, eine handvoll Krieger könne ihrem Andrange nicht widerstehen. Von drei Seiten stürmten sie. Von Mittag bis tief in die Nacht raste der Kampf. Da zog sich Zriny am folgenden Tage in die alte Stadt zurück; hinter seinen Schritten flammte die neue auf. Auf dem Schutte der neuen Stadt setzten die Türken die Belagerung fort. Die Janitscharen trockneten den Graben aus, füllten ihn mit Holz, schlugen Brücken über die Sümpfe, schossen Bresche, stürmten. Wie die empörte See Wogen wälzt auf Wogen gegen die Seiten des Schiffes, es zu zertrümmern, so fluteten wechselnd die Türken Schar auf Schar an die Mauern, bis sie eindrangen durch die Bresche. Die Ungarn mufsten in die Festung weichen. Auf die Hälfte war ihre Zahl geschmolzen.

Zrinys Sohn war im Lager des Kaisers; sein Trompeter und Fahnenträger gerieten in die Hände der Türken.

---

1) spr. sīgät. 2) spr. schīklōsch.

Da versuchte der Sultan des Vaters Herz zu erschüttern. Vor seinen Augen, im Lager der Türken, wehte seines Sohnes Fahne, und an des Vaters Ohr schlug die bekannte Kampfesweise des Sohnes. Für seine Lösung, so glaubte man, werde er die Festung übergeben. Doch das Gefühl der Pflicht siegte über die Regungen der Vaterliebe. Eben so wenig konnte den Mann das Anerbieten Kroatiens durch den Sultan rühren, und gleich fruchtlos wurden die Krieger versucht. Nun folgte Sturm. Es fiel Ali Pascha, der Statthalter von Ägypten, und zwei Fahnen eroberte Zriny. Nach drei Tagen wurde wieder gestürmt. Die Türken rasten umsonst; sie wurden geworfen. So kam unter beständigen Kämpfen der entscheidende Tag heran. Von allen Seiten liefen die Türken zum Sturm. Feuer flog in die Festung; die Häuser standen in Brand. Zwischen Flammen und den Schwertern der Feinde kämpften Zriny und die Seinen wie Löwen; doch als die Flamme der Pulverkammer nahete, zogen sie sich in das innere Schlofs. Hier erschöpften sich die Türken in ohnmächtiger Wut. Der Sultan, krank und mürrisch, schrieb dem Grofswessier: „Ist dieser Rauchfang noch nicht ausgebrannt, und tönt noch nicht die Pauke der Eroberung?“ Dieselbe Nacht starb er, und der Brand der Festung ward seine Todesfackel. Der Tod des Pádischah wurde verheimlicht und die Belagerung fortgesetzt. Nach drei Tagen stieg die Hungersnot im Schlosse so, dafs Weiber und Kinder verschmachtend vor Hunger und Durst niedersanken. Die Türken schossen Feuer in das Schlofs; es zündete; das Schlofs loderte auf. Nun hiefs es mutig sterben, und das that die Besatzung. Von seinem Kämmerer Franz Schrenk liefs sich Zriny kleiden wie zu einem Feste; kein Panzer umschlofs ihn; auf dem Haupte wogte ein Federbusch; den Schlüssel der Festung barg er in seinen Kleidern und steckte hundert ungarische Dukaten zu sich, „damit,“ so sprach er, „wer mich findet, nicht über Mangel an Beute klage.“ Von vier Säbeln wählte er jenen, mit dem einst sein Vater gekämpft, und den auch er als Jüngling geschwungen, da er in den ersten Kampf ritt. So trat er unter die Seinen und öffnete das Thor. Eben stürmten die Türken heran. Einen grofsen Mörser, der unter dem Thore lag, feuerte er

auf sie ab: Sechshundert fielen, und mit dem lauten Rufe „Jesus!“ stürzte er heraus, die Seinen ihm nach. Von zwei Kugeln und einem Pfeile getroffen, fiel er. Die Janitscharen, siegtrunken, jubelnd, trugen ihn über ihren Häuptern zum Aga, legten ihn noch lebend aut eine Kanone und schnitten ihm den Kopf ab. So endete Zriny. Zrinys Kämmerer, Mundschenk und Schatzmeister wurden gefangen; man sengte ihnen den Bart ab und führte sie zum Groſswessier. Der forschte nach Zrinys Schätzen; da antwortete der Mundschenk, ein stolzer Jüngling aus edlem Geschlecht: „10000 ungarische Dukaten, 100000 Thaler, 1000 Becher und Gefäſse hat Zriny vernichtet; was noch übrig, liegt in einer Kiste und ist keine 5000 Dukaten wert; aber Pulver hat er viel, und jetzt wird es auffliegen, und jenes Feuer, ohne welches ihr das Schloſs nie erobert hättet, wird euch verderben.“ Und kaum als er ausgeredet, flog der Turm in die Luft und brachte 3000 Türken den Tod. 20000 Leichen der Türken lagen um die Wälle. Daſs während der Belagerung Soliman gestorben war, hatte der Groſswessier verheimlicht; er führte nun das Heer heim, und Selim bestieg des Vaters Thron. (Graf Mailath.)

11. Peter von Szapar[1]).

Vor 200 Jahren waren die Türken ein furchtbares Volk. Sie hatten Ungarn beinahe ganz erobert; ein türkischer Pascha kommandierte in Ofen, ein anderer in Raab, und kein Jahr verging, ohne daß die Türken Raubzüge nach Deutschland und in die Gegenden Ungarns unternahmen, welche ihnen noch nicht untergeben waren. Raub, Mord und Brand waren die Begleiter der wilden Scharen, und wenn sie einen Christen mit Marter und Tod verschonten, so geschah es nur, um denselben in die Sklaverei fortzuschleppen.

Ein heldenmütiger Ungar, Peter von Szapar, ein Jüngling von 20 Jahren, fiel in einem Gefechte verwundet vom Pferde und kam in die Gefangenschaft eines türkischen Heerführers, des wilden Hansa Bey. Dieser Unmensch ließ dem gefangenen Szapar zur Strafe, daß er so manchen

---

1) spr. ſāpar.

Türken niedergehauen hatte, 100 Peitschenhiebe auf die Fußsohlen geben, und seine Wunden ließ er nur schlecht verbinden, damit er mehr Schmerzen leiden sollte. Nachdem er ihn genug geschimpft und gequält hatte, schickte er ihn an den Großwessier nach Ofen. Dieser ließ den Szapar in ein unterirdisches Gefängnis werfen; dort war verschimmeltes Brot seine Nahrung und verfaultes Stroh sein Lager. Als er seinen Leiden bald unterlegen wäre, ließ ihn der Türke in eine bessere Wohnung bringen und seine Wunden pflegen. Das geschah aber nur, damit er ihn zur Sklavenarbeit brauchen, oder von den Freunden des Szapar ein größeres Lösegeld erpressen könnte. Als er hergestellt war, mußte er dem Koche des Wessiers als Küchensklave dienen und Holz, Wasser u. s. w. in die Küche tragen; dabei erlitt er von dem Koche die härteste Behandlung, Beschimpfungen und Schläge, und bekam nur wenige und schlechte Nahrung. Einmal wurde er mit anderen gefangenen Christen an einen Pflug gespannt, und als er sich widersetzen wollte, mit 50 Hieben auf die Fußsohlen gezwungen. Seine Freunde wollten ihn loskaufen; aber sie konnten die Summe von 30000 Gulden, welche der Wessier verlangte, nicht aufbringen, und Szapar mußte noch länger in der Gefangenschaft schmachten. Endlich gelang es seinem Freunde, dem Grafen Batthyanyi[1]), einen vornehmen türkischen Aga gefangen zu nehmen. Diesen wechselte Batthyanyi gegen Szapar aus und befreite ihn so aus der Gefangenschaft. Er sah einer Leiche mehr ähnlich als einem Menschen; aber nach und nach erholte er sich wieder und nahm an Kräften zu. Dann zog er abermals gegen die Türken und half sie in der Schlacht bei Wien den 12. September 1683 besiegen, wo ihrer viele tausende erschlagen und viele tausend gefangen wurden. Die fliehenden Türken wurden nach Ungarn verfolgt, und der unbarmherzige Hansa Bey, Szapars Peiniger, fiel in die Hände der Christen und wurde dem Szapar übergeben, damit er mit ihm anfange, was er für gut finde. Er begab sich mit seinem Freunde Batthyanyi zu dem Gefangenen. Dieser erwartete nichts anderes, als daß er unter den größten Martern werde sterben müssen. Da kündigte ihm Szapar an, er könne ohne ein Lösegeld zu den Seinigen zurück-

1) spr. battjänji,

kehren. „Das ist nicht möglich,“ sagte er, „kein Mensch ist eines solchen Edelmutes fähig.“ Aber Szapar antwortete: „Meine Religion gebietet mir, dem Feinde zu verzeihen und Böses mit Gutem zu vergelten.“ Da rief der Türke aus: „Solche Lehren gibt Muhamed nicht. Das habe ich nicht erwartet; ich glaubte, du würdest mich quälen wollen, wie ich dir gethan habe; darum habe ich Gift genommen und kann nicht länger leben.“

Die beiden Freunde riefen Ärzte herbei, um dem Feinde alle mögliche Hilfe zu verschaffen. Da aber das Gift den Körper schon zu sehr angegriffen hatte, konnten die Ärzte nur so viel ausrichten, daß das Leben des Unglücklichen auf einige Tage verlängert wurde. Er ließ sich noch im christlichen Glauben unterrichten, nahm die Taufe und starb mit dem Bedauern, daß er seinem großmütigen Freunde nicht vergelten konnte, was dieser an ihm gethan hatte.

(Nach Leseb. von Hepp.)

12. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken. (1453.)

Noch war der Tag nicht angebrochen, noch funkelten hie und da die Sterne, als der Sturm begann. Die erste Linie der Osmanen wurde sogleich zurückgeworfen; haufenweise stürzten sie von den zum Teil schon erklommenen Mauern herab; ihre Belagerungsmaschinen wurden zertrümmert, und der erste Sieg blieb an diesem verhängnisvollen Tage noch den Griechen. Aber unverzüglich ziehen neue Haufen heran; das ganze Lager, von einem Meere zum andern, wälzt sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, auf einmal gegen die Mauer, und der Sturm wird von allen Seiten zugleich unter furchtbarem Schlachtgeschrei erneuert. Zwei volle Stunden halten die Belagerten in diesem Kampfe der Verzweiflung noch stand gegen die Übermacht des hundertmal stärkeren Feindes. Von beiden Seiten sind die Verluste gleich bedeutend, auf Seite der Osmanen durch die Masse der Erschlagenen, welche sich unter den Mauern zu immer größeren Haufen auftürmten, auf Seiten der Griechen durch die Unmöglichkeit, ihre gelichteten Reihen wieder mit neuen Streitern auszufüllen. Doch ist die Hoffnung des endlichen Sieges selbst jetzt noch auf Seiten der letzteren. Mit unendlichem Jubel sehen sie die Reihen der

Janitscharen noch einmal zurückweichen. Aber Mohamed kann diesen Anblick nicht ertragen; er läßt sie mit Gewalt durch seine mit eisernen Ruten bewaffneten Trabanten nach der Mauer zurücktreiben, und der Angriff wird mit erhöhter Wut zum drittenmale erneuert. Durch eine Bresche dringen die Feinde in die Stadt ein. Mit Blitzesschnelle verbreitet sich von einem Ende zum andern der Weheruf: „Die Stadt ist genommen; das Panier der Feinde weht auf den Mauern, auf der Burg!“ Sobald Kaiser Konstantin dies hört, stürzt er sich mit einigen Getreuen in den dichtesten Haufen der hereinbrechenden Osmanen, macht alles, was er mit seinem Schwert erreichen kann, nieder und hält, mit Wunden bedeckt, fast allein noch den Kampf eine Weile aus. Er wollte das Unglück seines Hauses und die Schmach dieses Tages nicht überleben und wich keinen Fuß breit von der Stelle. Nur hätte er gern den Todesstoß nicht von den Schwertern dieser Ungläubigen, sondern von der Hand eines Christen gehabt. „Ist kein Christ hier?“ rief er in wehmütiger Verzweiflung, als ihm das Blut schon in Strömen von Händen und Füßen floß, und seine Getreuen rund um ihn herum als Leichen den Boden bedeckten, „ist keiner hier, der mir das Haupt abschlage?“ — Da dringen drei Janitscharen zu gleicher Zeit auf ihn ein; der eine zerfleischt ihm von vorn das Gesicht; der zweite spaltet ihm das Haupt, und der dritte gibt ihm den Todesstoß in den Nacken. Das war das Ende des letzten Beherrschers des byzantinischen Reiches, Konstantin Dragases. Im Innern der Stadt dauerte indessen das Blutbad fort. Denn die Osmanen machten anfangs in dem Glauben, daß die Besatzung wenigstens 50 000 Mann stark gewesen sein müsse, alles nieder, was ihnen begegnete. Erst als sie ihres Irrtums inne wurden, zogen sie es vor, lieber die ganze Bevölkerung in Fesseln zu schlagen und in die Sklaverei zu schleppen. Im ganzen sollen mehr als 60 000 Seelen zu Sklaven gemacht worden sein. Erst in den Mittagsstunden des 29. Mai, als sein Heer der Stadt schon völlig Meister war, hielt Mohamed, umgeben von seinen Wessiren und Leibwachen, lauter Leuten von herkulischem Körperbau, seinen Einzug in Konstantinopel. Nicht ohne Staunen weilte er in den prachtvollen Räumen der Sophienkirche, ließ die noch mit der Zerstörung dieses Heiligtums beschäftigten Soldaten daraus vertreiben und verrichtete sein Gebet am Hochaltar.

Dann war seine erste Sorge, sich nach dem Schicksale des Kaisers zu erkundigen. Denn es ging das Gerücht, er sei nicht im Kampfe gefallen, sondern entweder noch in der Stadt verborgen, oder mit den Schiffen entkommen. Der Leichnam ward aber bald, noch an der kaiserlichen Fußbekleidung erkenntlich, von zwei Janitscharen, welche ihn niedergehauen haben wollten, an dem Orte gefunden, wo er gefallen war, und das bluttriefende Haupt zu den Füßen des Sultans gelegt. Er ließ es den Tag über auf einer Säule zur Schau ausstellen, am Abend aber schon wieder herabnehmen, um es dann später, gereinigt und mit Stroh ausgefüllt, den Fürsten Asiens als Zeichen des Sieges zuzuschicken. Nur der Körper ward den noch gegenwärtigen Christen zur feierlichen Bestattung überlassen. (J. W. Zinkeisen.)

13. Der kluge Richter.

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das beweist folgende Begebenheit, die sich daselbst zugetragen haben soll. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann daher gegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein. So nimm dein Eigentum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrliches Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Thaler in das Tuch eingenäht, ich finde aber nur noch siebenhundert Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure hundert Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Daran habt ihr wohlgethan. Ich danke Euch." Das war nicht schön; aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler,

als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß achthundert Thaler eingenäht gewesen seien, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, wenn der eine von euch achthundert Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit siebenhundert Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur siebenhundert Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen bessern Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine achthundert Thaler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es. (Joh. Pet. Hebel.)

14. Die alten Griechen.

Das heutige Griechenland macht bloß den südlichen Teil des alten Griechenlands aus. Mehrere Länder, die früher dazu gehörten, stehen jetzt unter türkischer Herrschaft.

Ihre erste Bildung erhielten die Griechen von Ausländern, welche namentlich aus Ägypten, Phönīzien und Kleinasien einwanderten. Die gebildeten Fremdlinge führten den Ackerbau ein, gewöhnten die Bewohner an bleibende Wohnsitze und an ein geregeltes Leben in denselben; sie teilten ihnen ihre Religionslehren, Gebräuche und Künste mit.

Bald erwachte in Griechenland ein Heldengeist eigentümlicher Größe. Während die Frauen in stiller Häuslichkeit walteten, übten sich die Männer in Kampfspielen, durchzogen das Land, um es von Räubern und wilden Tieren zu säubern. Durch ihre Großthaten haben sich Herkūles (Herāklēs), Jason, Perseus, Theseus und mehrere andere einen so großen Ruhm erworben, daß ihre

Nachkommen sie als Halbgötter verehrten und ihre Thaten in herrlichen Liedern besangen.

Die Griechen verehrten eine Anzahl Götter und Göttinnen, für deren Sitz sie den Berg Olýmpus hielten. Der höchste unter den Göttern war Zeus; seinem Willen mußten sich die übrigen fügen. Diese Götter, glaubte man, lebten in steter Freude und Lust und seien unsterblich; sie lenkten die Schicksale der Menschen, bestimmten ihre Handlungen und rüsteten den einen mit diesen, den andern mit jenen Fähigkeiten aus. Auch war unter den Griechen der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an Belohnung und Strafe nach dem Tode verbreitet. Sie glaubten, daß die Frommen im Elȳsĭum der reinsten Glückseligkeit genössen, während die Bösen im Tartărus alle möglichen Qualen leiden müßten.

Eine alte Sitte war es bei den Griechen, zur Ehre der Götter oder Verstorbenen Feste anzuordnen und ihre Feier durch öffentliche Waffenspiele zu verherrlichen. — Bei Olýmpia lag ein uralter Hain, neben dem sich eine große Ebene ausbreitete. Hier beging man regelmäßig alle vier Jahre ein Volksfest zur Ehre des obersten Gottes. Eine unermeßliche Menschenmenge fand sich dazu aus allen Teilen Griechenlands ein. Die Spiele bestanden im Wettlaufe, Springen und Werfen einer metallenen Scheibe, im Wagenrennen, Ringen und Faustkampfe. Ein weiter Raum war dazu geebnet und mit Sand bestreut. Ringsum befanden sich auf erhöhten Sitzen die Zuschauer. Nach Beendigung des Festes, das fünf Tage dauerte, wurden die Preise verteilt, die Namen der Sieger ausgerufen und letztere unter tausendfachem Jubel von der Menge wiederholt. Der Preis des Siegers war nur ein Ölzweig; allein dieser überstrahlte den Ruhm und Glanz einer Königskrone. Er verherrlichte nicht bloß den, der ihn errang, sondern auch sein Geschlecht, ja seine Vaterstadt, die den Sieger bei seiner Rückkehr feierlich empfing. So wie diese Waffenspiele und körperlichen Übungen anfangs vorzüglich geeignet waren, Ehrbegierde, Nacheiferung, Vaterlandliebe und Gemeingeist zu wecken und zu fördern, so gaben sie auch später zur geistigen Bildung reichliche Veranlassung. Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Bildhauer, Maler und Tonkünstler kämpften durch ihre Werke wetteifernd um den Beifall ihres Volkes. (Leseb. v. Niedergesäß.)

15. Lykurg und Solon. (888 und 600 v. Chr.)

1. Zu der Berühmtheit, welche die Spartaner erlangten, trugen hauptsächlich die Gesetze und Einrichtungen bei, welche sie von Lykurg um das Jahr 888 v. Chr. erhalten hatten. Dieser weise Gesetzgeber hatte eingesehen, daß in Habsucht und Genußsucht der Grund alles menschlichen Elends liege, und suchte durch seine Gesetze diesen sittlichen Gebrechen entgegen zu wirken und die Spartaner zu einfachen und kräftigen Menschen heranzubilden.

Lykurg verteilte sämtliche Ländereien Spartas zu gleichen Teilen an die Bewohner. Dieser Anteil durfte vererbt oder verschenkt, aber nicht verkauft werden. Der Besitz von Gold und Silber war als Förderungsmittel der Üppigkeit streng verboten; Geldmünzen waren aus Eisen. Um ein Haus zu bauen, durften bloß Axt und Säge angewendet werden. Die Männer mußten ihre Mahlzeiten, welche in einer schwarzen Suppe, in Brot, Käse, Feigen und Wein bestanden, gemeinschaftlich halten; sie durften nicht mehr trinken, als nötig war, den Durst zu löschen, Die Erziehung der Jugend war eine außerordentlich strenge. Kam ein Kind schwächlich zur Welt, oder war es mißgestaltet, so wurde es erbarmungslos zum Verhungern ausgesetzt. Mit sieben Jahren kamen die Knaben in eine öffentliche Schule, wo sie gegen jegliches Ungemach, gegen Kälte, Hitze, Hunger, Durst und selbst gegen die empfindlichsten Schmerzen des Körpers abgehärtet und an Mäßigkeit, Ordnung und Gehorsam gewöhnt wurden. Den Kopf glatt geschoren, Arme und Füße auch im strengsten Winter bloß, standen sie unter beständiger, strenger Aufsicht.

Ehrfurcht vor dem Alter ist ein hervorragender Zug der spartanischen Jugend. In Gegenwart älterer Bürger durfte kein Jüngling reden, es sei denn, daß er gefragt wurde. In diesem Falle mußte er eine möglichst kurze Antwort geben. — Im Frieden waren Jagd und kriegerische Übungen die Hauptbeschäftigung der Spartaner. Zum Kampfe schmückten sie sich festlich, ein Kranz zierte ihr Haupt, und ihr Gewand war purpur- oder scharlachfarben. Die Sklaven wurden in Sparta sehr hart behandelt, ja oft zu tausenden niedergemetzelt, wenn sie sich zu stark vermehrten.

So gelang es Lykurg, aus den Spartanern ein gewaltiges Heldenvolk zu bilden; dabei ward aber fast jede edlere Geistesbildung und jedes sanftere Gefühl bei ihnen vernichtet.

2. Milder und in vieler Hinsicht der spartanischen entgegengesetzt, war die Gesetzgebung Solons in Athēn. Hier lebte die Familie beisammen, und jeder Bürger durfte durch den Betrieb eines Gewerbes, einer Kunst oder durch Handel, überhaupt auf jede rechtmäßige Weise Eigentum erwerben. Müßiggänger und Verschwender wurden ehrlos erklärt, desgleichen der Sohn, der seine Eltern im Alter nicht ernährte. Niemand durfte von den Toten Übles reden. Wer einen Diebstahl nachts beging, etwas aus einer öffentlichen Schule entwendete, oder einen Arbeitsochsen tötete, wurde hingerichtet.

Die Übungen zur Abhärtung des Körpers wurden auch in Athen nicht vernachlässigt, dabei aber wurden Wissenschaft und Kunst sehr hoch geschätzt. Der Jüngling, welcher sich Kenntnisse und Beredsamkeit erwarb, konnte später dem Vaterlande nützliche Dienste leisten; deswegen machte er sich mit den zahlreichen Schriften der ausgezeichnetsten Dichter und Redner bekannt. In der Bildhauerkunst und Malerei besaß Athen treffliche Meister, z. B. Phidĭas, Zeuxis, Parrhásius 2c. Der Verkehr mit andern Völkern wurde gefördert und nebst dem äußeren Gewinne, den der Handel einem Volke bringt, besonders die geistige Ausbildung berücksichtigt. So entwickelte sich in Athen ein bewegtes Leben nach innen und außen und infolge dessen bei dem von der Natur mit günstigen Anlagen beschenkten Volke eine Bildung, die in den folgenden Jahrhunderten die Grundlage in Wissenschaft und Kunst für das ganze Abendland wurde.

(Niedergesäß.)

16. Leónĭdas und seine Heldenschar.

(480 v. Chr.)

Xerxes, der mächtige König der Perser, grollte den Griechen, namentlich den Athēnern und Spartānern. Diese hatten es in freudiger Begeisterung für Vaterland und Freiheit gewagt, seine Aufforderung, sich den Persern zu unterwerfen, stolz zurückzuweisen, ja, ein von seinem Vater abgesandtes Heer zu vernichten. Die mufste er züchtigen, und er beschlofs, ein Heer aufzustellen, wie die Welt noch keines gesehen hatte. Als er das Heer versammelt hatte — 56 besiegte Völkerschaften sandten ihm ihre Scharen — waren es der Leute so viele, dafs

es zu schwierig schien, sie alle zu zählen. Er liefs daher 10000 Mann abzählen und diese dicht mit einer Hürde umgeben; dann traten diese heraus, und andere füllten die Umzäunung, die auf diese Weise 170mal gefüllt wurde. So stellte sich heraus, dafs er 1700000 Streiter beisammen habe. Hierzu kam noch ein ungeheuerer Trofs von Knechten, Krämern, Weibern und Kindern. Über den Hellespont — jetzt die Dardanéllenstrafse — über den eine Schiffbrücke geschlagen war, zog das Heer sieben Tage und sieben Nächte lang. Der Zug wälzte sich nach Griechenland hin. Hier war alles in Bestürzung. Auch die Mutigsten fingen an zu zweifeln, ob es möglich sei, solch ungeheuerer Macht mit Erfolg zu widerstehen. Nur einer, Themístŏkles von Athēn, verzagte nicht. Ihm gelang es, die Griechen noch beisammenzuhalten und zu entschlossenem Widerstand zu begeistern.

Oben im Norden Griechenlands bildet ein hohes und steiles Gebirge die Grenze; seine schroffen Felswände ragen in die Wolken, und nur ein einziger langer Engpafs führte hindurch. Vor dieser Schlucht — die Griechen nannten sie nach dem benachbarten Städtchen „Thermōpy̆lä“ — standen 8000 Griechen unter dem tapferen Spartanerkönig Leōnĭdas. Xerxes kam an und wunderte sich nicht wenig, dafs man es noch wage, sich ihm zu widersetzen. Ein Kundschafter wurde abgeschickt, die Gröfse des feindlichen Heeres zu erforschen. Der brachte die Nachricht, es sei ein kleines Häuflein, wovon einige sängen, andere sich die Haare kämmten, andere Kampfspiele anstellten. Der persische König staunte über diese Furchtlosigkeit und Ruhe. Er schickte einen Herold und liefs ihnen die Waffen abfordern. „Komm und hole sie!“ war die Antwort. Er schickte abermals und forderte den Leōnĭdas unter den glänzendsten Versprechungen auf, zu ihm überzugehen. „Die Spartaner sind nicht gewohnt,“ antwortete dieser zurück, „Ehre durch Verrat zu erkaufen.“ — Ein Grieche, der das unübersehbare Heer der Perser aus der Ferne erblickte, kam erschrocken zurück und rief: „Es sind ihrer so viele, dafs ihre Pfeile die Sonne verdunkeln!“ Und gelassen soll ihm ein Spartaner erwidert haben: „Desto besser; so werden wir im Schatten fechten.“ — Die

Perser zogen in den Engpafs ein; aber so viele hineinkamen, so viele sanken unter den Schwertern der Griechen. Kein Grieche wich. So oft die Perser eindrangen, so oft wurden sie über die Leichen der Ihrigen zurückgetrieben. Xerxes befahl endlich seiner Leibwache, vorzudringen. Mit eben so wenig Erfolg. Nun wollte kein Perser mehr angreifen, und mit Peitschen mufsten die Soldaten in den Hohlweg getrieben werden.

Schon hofften die Griechen, den Persern alle ferneren Versuche verleidet zu haben. Da brachten Überläufer die schreckliche Nachricht, dafs eine persische Heeresabteilung sie umgangen habe und bald von hinten angreifen würde. Ein nichtswürdiger Grieche nämlich, Ephiáltes, hatte dem Xerxes angeboten, einen Teil des Perserheeres auf einem wenig betretenen Fufswege über das Gebirge zu führen. Noch war Zeit, sich zu retten. Aber der edle Leōnĭdas war schnell gefafst. Ein Götterspruch hatte verkündigt, in diesem Kriege würde entweder Sparta oder einer seiner Könige fallen. Leōnĭdas pries sich glücklich, durch seinen Tod den Fall des Vaterlandes abwenden zu können. Er entliefs den gröfsten Teil seines Heeres, damit sie sich dem Vaterlande erhielten. Seine 300 Spartaner behielt er bei sich. Die braven Thespĭër aber wollten ihre Brüder nicht verlassen; so blieben in allem 1400 Mann zurück.

Als am nächsten Morgen die Sonne feurig rot über die Berge heraufstieg, brachte Leōnĭdas das letzte Opfer den Göttern dar. Seine Tapfern hatten sich köstlich geschmückt, als ginge es zum Feste und nicht zum Tode. Darauf stürzten sie sich auf die feindlichen Massen, und ein Schlachten begann. Als ihre Lanzen gebrochen waren, hieben sie mit den Schwertern drein, und wem auch diese Waffe unbrauchbar wurde, der würgte noch mit den Händen. Endlich griff der Verräter Ephiáltes mit seinem Haufen sie von hinten an. Leōnĭdas, nach einem löwenkühnen Kampfe, stürzte von vielen Lanzen durchbohrt. Das Häuflein zog sich in seine frühere Stellung auf einen Hügel zurück. Hier starben alle nach einer verzweifelten Gegenwehr — jeder ein Held. Der Verräter wurde erschlagen und sein Name mit Abscheu genannt.

Das dankbare Vaterland, durch des Themístŏkles herrlichen Seesieg bei Salămis (489) gerettet, setzte, um das Andenken der Helden von Thermōpȳlä zu ehren, an die Stelle, wo sie gefallen, als Denkmal einen grofsen steinernen Löwen und auf sein Fufsgestell die Inschrift:

Wanderer, kommst Du nach Sparta, verkünde dorten,
Du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz befahl.

(Haupt.)

17. Der Weiseste Griechenlands.

Sokrätes war der Weiseste unter den Griechen. Sein Vater war Bildhauer, und er selbst trieb eine zeitlang diese Kunst; doch seine liebste Beschäftigung war es, Jünglinge zu unterrichten. Sokrates lebte äußerst mäßig; er aß und trank nur das Allergewöhnlichste, trug einen Mantel von gewöhnlichem Zeuge, ging immer barfuß und konnte ohne Beschwerde Nächte durchwachen. Sein Grundsatz war: Nichts bedürfen ist göttlich, und am wenigsten bedürfen, nähert der Gottheit am meisten.

Hatte er sich durch Laufen, Ringen und andere Leibesübungen erhitzt, und kam er an einen Brunnen, so trank er nicht sogleich, sondern füllte mehrmals einen Eimer und goß ihn langsam wieder aus, teils um seiner Gesundheit nicht zu schaden, teils um sich in der Beherrschung der Begierden zu üben.

Seine Frau, Xantíppe, war oft übler Laune und dann sehr zänkisch. Eines Tages ward sie wieder sehr böse und schalt tüchtig auf ihn. Er aber blieb ganz gelassen. Da sie immer heftiger ward, stand er endlich auf und ging fort. Dies erbitterte sie noch mehr. Sie nahm ein Gefäß mit Wasser und goß es ihm durchs Fenster nach. „Ich dachte es wohl," sagte Sokrätes, „auf ein Donnerwetter pflegt Regen zu kommen."

Einst beschwerte sich ein Athēner über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er soeben gemacht hatte. „Hat dir dein Sklave folgen können?" fragte Sokrätes. — „O ja." — „Trug er etwas?" — „Ein großes Bündel." — „Der ist wohl recht müde?" — „Nein, ich habe ihn sogleich wieder mit einem Auftrage fortgeschickt." — „Siehe," sagte Sokrätes, „du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Glückes; er hat vor dir Vorzüge der Natur."

Sokrates grüßte einen vornehmen Bürger auf der Straße, der ihm nicht dankte, sondern stolz vorüberging. Die jungen Freunde des Weisen waren darüber unwillig. „Nicht doch,“ sagte Sokrates, „ihr würdet ja nicht zürnen, wenn mir einer begegnete, der häßlicher wäre als ich. Warum ereifert ihr euch also, daß dieser Mensch minder höflich ist, als ich!“

Es war vorauszusehen, daß sich Sokrates durch seine ausgezeichnete Weisheit und Tugend bei dem großen Haufen seiner verdorbenen Mitbürger, deren Sittenlosigkeit er mit Worten strafte, Haß und Neid zuziehen mußte. Sie verleumdeten ihn also, verklagten ihn öffentlich, er glaube nicht an die Götter der Vaterstadt, und die ungerechten Richter verurteilten ihn zum Tode. Sokrates hörte sein Todesurteil mit der größten Ruhe. Er verzieh allen, die ihn verurteilt hatten, und freute sich, bald zu den Geistern der edlen Männer aus der Vorzeit hinüber zu wandeln. Dann wurde er ins Gefängnis geführt. Seine Schüler hatten den Gefangenwärter bestochen, daß er die Thüre des Kerkers offen ließe, damit ihr geliebter Lehrer sich durch die Flucht retten könnte; er aber wies ihren Vorschlag zurück und trank heiter den ihm dargereichten Giftbecher. (400 v. Chr.) (Welter.)

18. Demósthĕnes. (322 v. Chr.)

Demosthenes war der gröfste Redner unter den Griechen. Er hatte seinen Vater verloren, als er kaum sieben Jahre alt war. Als Knabe hörte er einst einen Redner und war ganz entzückt von ihm. Er fasste sogleich den Entschlufs, auch einmal ein solcher zu werden. Von der Zeit an nahm er an keinem Spiel mehr teil, sondern alle Zeit verwandte er auf Lesen, Schreiben und Sprechen. — Als er nun erwachsen war und eine schöne Rede ausgearbeitet hatte, hielt er diese vor dem versammelten Volke. Aber er wurde ausgepfiffen, und alle Mühe schien vergeblich gewesen zu sein. Betrübt schlich er nachhause. Ein Freund aber ermunterte ihn zu einem zweiten Versuche. Diesmal arbeitete er viel sorgfältiger und übte die Rede geläufiger ein. Aber ach! er wurde wieder ausgelacht; das Gesicht in seinen Mantel hüllend, ging er wie vernichtet nachhause. Darauf besuchte ihn ein anderer

Freund und machte ihn aufmerksam auf seine Fehler beim Reden. Demosthenes hatte aber als Redner drei Hauptfehler: Erstlich sprach er zu leise, weil er eine schwache Brust hatte; dann sprach er undeutlich, denn einige Laute konnte er gar nicht hervorbringen, z. B. das R; endlich hatte er die üble Gewohnheit, dafs er mit der Achsel zuckte, so oft er einen Satz ausgesprochen hatte.

Wie sollte er aber solchen Gebrechen abhelfen? Demosthenes verzweifelte nicht. — Um seine Brust zu stärken, ging er täglich die steilsten Berge hinan, oder er trat an das Ufer des Meeres, wo die Wogen ein grofses Gebrause machten, und suchte mit seiner Stimme das Getöse zu übertönen. Um das R und einige andere Laute herauszubringen und der Zunge die rechte Lage zu geben, legte er kleine Steine unter die Zunge, und so sprach er. Das häfsliche Achselzucken sich abzugewöhnen, hing er ein Schwert über die zuckende Achsel auf, welches ihn jedesmal verwundete, wenn er in die Höhe fuhr.

Dann liefs er sich die Haare kurz abscheren, damit er eine zeitlang gar nicht ausgehen könne, sondern alle Zeit auf seine Kunst verwenden müsse. Nach solchen Vorbereitungen trat er endlich wieder auf und hielt eine so schöne Rede, dafs das griechische Volk ganz entzückt war und seinen Ohren nicht trauen wollte. Demosthenes wurde nun mit Lob und Beifallsbezeugungen überschüttet und dadurch aufgemuntert, fuhr er noch emsiger fort. Oft hat er mehr gewirkt, als der beste Feldherr.

(Walter.)

19. Alexander und sein Arzt Philippus.

(333 v. Chr.)

In der Stadt Tarsus erkrankte Alexander gefährlich. Er wurde von Krämpfen, gewaltiger Hitze und anhaltender Schlaflosigkeit befallen. Keiner der Ärzte getraute sich die Heilung zu übernehmen; endlich entschlofs sich der Akarnanier Philippus, für ihn ein Arzneimittel zu bereiten, und beredete ihn, es ohne Bedenken zu nehmen, wenn ihm daran gelegen sei, zur Fortsetzung des Krieges bald wieder zu Kräften zu kommen. Inzwischen schickte Pharmēnio dem Könige aus dem Lager einen Brief und warnte ihn, dem Philippus zu trauen, weil er von Darīus durch grofse Schätze bestochen sei, den Alexander aus dem Wege zu räumen. Alexander legte den Brief, nachdem er ihn gelesen hatte, unter sein Hauptpolster,

ohne ihn einem seiner Freunde zu zeigen. Als Philippus eintrat und die Arznei in einem Becher brachte, gab ihm Alexander den Brief zu lesen, nahm aber den Becher aus seinen Händen und trank ihn aus, während jener las. Dann sahen beide einander an; Alexander gab durch eine heitere, zuversichtliche Miene dem Philippus sein volles Vertrauen und seine Huld zu erkennen; dieser aber entsetzte sich über die ihm gemachte Beschuldigung, rief, die Hände gen Himmel erhoben, die Götter zu Zeugen seiner Unschuld an, legte sich über das Lager des Königs und beschwor ihn, getrost zu sein und sich ganz auf ihn zu verlassen. Die Arznei wirkte anfänglich mit großer Heftigkeit auf den Körper, so daß der Kranke Bewußtsein und Sprache verlor und nur sehr schwache Zeichen des Lebens von sich gab. Bald aber zeigten sich wohlthätige Wirkungen; der König wurde wieder hergestellt und erschien, sobald es ihm seine Kräfte erlaubten, wieder unter den Macedoniern; welche nicht eher von ihrer Mutlosigkeit sich erholten, als bis sie den Alexander selbst gesehen hatten.

(Gust. Pfizer.)

20. Die Türkenkugel.

1. Auf der Höh' am Felsenkirchlein,
Rings vom Türkenheer umschlossen,
Liegt ein Häuflein tapfrer Griechen
Von des Bozzaris Genossen.

2. Achtmal hat die Schar dort oben
Schon begrüßt der Strahl der Sonnen;
Achtmal schon ergrimmten Mutes
Hat der Feind den Sturm begonnen.

3. Doch vergeblich in den Schluchten
Häuft er Tote nur zu Toten;
Denn der Fels ist schroff, und sicher
Trifft das Blei der Sulioten.

4. Drum von fern aus Feuerschlünden
Will er nur Verderben senden;
Kugeln über Kugeln wirft er
Nach den steilen Felsenwänden

5. Aber mag sein glühend Eisen
Seltnes Opfer nur erreichen,
Schon beginnt ein andrer Würger
Drohend durch die Schar zu schleichen.

6. Grauser als von Feindeswaffen
Ist der Tod von Durstes Qualen;
Keinen Brunnen hat der Felsen,
Und geleert sind Schläuch' und Schalen.

7. Und der Himmel blau und ehern,
Schaut herab mit Feueraugen;
Ach, nicht reicht's, daß von den Halmen
Sie den Tau der Frühe saugen.

8. Bleich, mit hohlen Wangen schwanken
Um das Kirchlein die Gestalten;
Kaum vermag der Arm, entkräftet,
Noch das lange Rohr zu halten.

9. Dorrend klebt die Zung' am Gaumen;
Fieberglut durchrast die Glieder;
In der Not des neunten Abends
Werfen sie sich flehend nieder:

10. „Der du Mosis Stab gesegnet,
Daß er Wasser schuf dem Volke,
Der du auf Elias Rufen
Kamst in schatt'ger Regenwolke,

11. Herr, erbarm, erbarm dich unser!
Sieh, wir sind wie trockne Scherben —
Von des Feindes Schwert errettet,
Laß uns nicht im Durst verderben!"

12. Und noch schallt es: „Herr, erbarm dich!"
Da, im rotgewölbten Bogen
Aus dem Türkenlager sausend,
Kommt ein Feuerball geflogen.

13. Dröhnend schlägt er in die Klippe,
Bohrt sich wühlend tief und tiefer —
Horch, da zischt es leis', und silbern
Zuckt es auf im Felsgeschiefer.

14. Und es blinkt und rinnt und rieselt,
Und mit Brausen dann geschossen
Well' auf Welle kommt das Wasser,
Dem das Erz die Bahn erschlossen.

15. O, wie lieblich rauscht der Sprudel
In das Ohr der Kriegsgefährten!
O, wie schlürfen sie mit Wonne
Von dem Naß, dem lang entbehrten!

16. Aber dann zum frommen Danke
Siehst du sie die Hände falten:
„Sei gepriesen, Herr der Gnaden,
Wundervoll ist all dein Walten!

17. Durch die Hand des grimmsten Feindes
Weißt du Trost und Heil zu geben;
Tod gedacht' er uns zu senden;
Doch du wandtest Tod zum Leben." (E. Geibel.)

21. Weinbau auf der Insel Zante.

In einiger Entfernung von Zante, der Hauptstadt der gleichnamigen Insel, breitet sich eine 6—8 Geviertstunden haltende Ebene aus, welche einem großen, grünen, von einem Netze schöner Straßen und kleinerer Wege durchschnittenen Garten gleicht. Die Ebene ist fast durchaus mit dem Weinstock der Korinthen bebaut, so daß tausende von größeren und kleineren Gärten, die durch lebendige Hecken von wildem Gebüsch, nicht selten von Aloë, Myrten und Rosmarin begrenzt sind, sich dicht an einander schließen. Jeder Weingarten enthält ein oder mehrere Landhäuser. Diese stehen zuweilen in dichten Hainen von Orangen, Granaten und prächtigen Oleanderbüschen am Eingang der Gärten. Auch laufen an den Wegen nicht selten Baumgruppen, besonders ganze Reihen von Cypressen zwischen den Gärten. Von den nahen, mit Ölbäumen bekränzten Höhen schimmert eine Kette lachender Dörfer und Flecken auf das grüne Bild herüber, und über das Ganze wölbt sich der reine, tiefblaue Himmel des Südens.

Der die Korinthen tragende Weinstock wird meist zu einer Höhe von 1—1½ m gezogen und breitet hier seine dicht mit Früchten beladenen Reben üppig aus. Man erstaunt, in den wohlgepflegten Gärten die Traubenmassen dichter an

einander hangend zu finden, als die Blätter. Ein Reisender zählte an einer abgeschnittenen, etwa zwei Fuß langen Doppelrebe 26 große, schöne Trauben. Die Traube ist zierlich gebildet und fällt, obschon mit mehreren Seitenstrahlen, leicht und schlank herab. Jeder Strahl enthält eine Menge kleiner Büschel, und über ein halbes tausend Beeren bilden die ganze Traube. Diese außerordentliche Fruchtbarkeit erklärt es, daß auf dem kleineren Teile der Insel jährlich 13 bis 15 Millionen Pfund getrockneter Beeren gewonnen werden können. Die Lese geht also von statten: In jedem Weingarten ist eine der Einwirkung der Sonne besonders ausgesetzte Fläche sorgfältig geebnet und tennenartig gedichtet. Diese Fläche ist in Rechtecke von etwa 16 Schritt Länge und 12 Schritt Breite geteilt, deren jedes mit einem Graben von etwa 30 cm Breite und Tiefe umzogen ist. Sobald die Ernte angeht, werden die vollkommen reifen Trauben von tausenden von Winzern und Winzerinnen eifrig geschnitten und in großen Körben auf die Tennen gebracht. Hier breitet man am Boden die Trauben so aus, daß eine dicht an der andern liegt. Die Sonne wirkt so mächtig, daß schon in den ersten Tagen das Blut der Beeren gerinnt und die völlige Dörrung derselben nach 6—9 Tagen vollendet ist, falls kein Mißgeschick eintritt; sonst geraten die Trauben in Fäulnis, kleben an dem aufgeweichten Boden fest, und die ganze Ernte ist unwiederbringlich verloren. Wenn die Dörrung vollendet ist, werden die rötlichen Traubenschichten mit der Harke gerührt, wobei die Beeren augenblicklich von den Kämmen abfallen. Diese werden nun mit hölzernen Gabeln abgehoben, jene aber mit Schaufeln auf Haufen gebracht und gegen ein schräg stehendes Sieb geworfen, so daß der Wind den Staub entführt — und das ganze Geschäft ist vollbracht. Nur zum geringen Teil werden die Trauben gekeltert, obgleich die helle, goldene Flut des Weins von Zante eben so feurig als lieblich ist. (Nach Liebetrut.)

22. Der kleine Hydriōt.

1. Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein;
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein

2. Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.

3. Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh er's zum Lohn mir gab.

4. Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,

5. Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.

6. Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.

7. Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land;
Es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.

8. Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug.

9. Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut:

10 Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht –

11. Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!"

12. Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.

13 Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n;
Mir war's, als thät' sein Auge hinab ins Herz mir sehn.

14. Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.

15. Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

(Wilh. Müller.)

23. Dichtersprüche.

1. Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.

2. Thu, was du kannst, und laß das andre dem, der's kann:
Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.

3. Aus Finsternis zum Licht steigt eine Stufenleiter,
Die dunkel ist am Fuß und an der Spitze heiter.

4. Zu wenig und zu viel ist beides ein Verdruß;
So fehl ist überm Ziel wie unterm Ziel der Schuß.

5. O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

6. Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen.
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

7. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

(Fr. Rückert.)

24. Italiens Natur.

Kaum findet sich eine ähnliche Mannigfaltigkeit schöner Natur zum zweitenmale auf der Welt so vereinigt wie in Italien. Machen wir einen kleinen Streifzug durch Flur und Wald, um uns davon zu überzeugen! Der Morgen blitzt so frisch und duftig durch die Waldkühle; die neckischen Eidechsen mit ihren klugen Augen schlüpfen über den Weg oder sonnen sich auf altem Steingetrümmer; bunte Schlangen rascheln im vorjährigen Laubfall der immergrünen Eichen. Die Kastanien blühen, und ihr würziger Duft mischt sich mit dem des blühenden Weinstocks und all der wildwachsenden Blumen und blühenden Gesträuche. Dazwischen schmettern jubelnde Nachtigallen. Die Luft ist so still, daß das Rauschen des fernen Baches herüberdringt, der in schneeweiß schäumenden Wasserfällen von Klippe zu Klippe herabtost. Naht der Abend, so enthüllen sich neue Herrlichkeiten. Immer dunkler, kälter, blauer werden im Thale die Schatten auf den Wassern und an den untern Bergwäldern. Es ist, als sehe man durch Flor oder dunkelgefärbtes Glas die Gegenstände. Von nah und fern schallt das Avemariageläute. Des Mondes helle Scheibe blickt mit mildem Goldglanze durch die Baumwipfel. Die Quellen plätschern, Kühlung hauchend, durch die Nachtstille. Der schrillende Gesang der Cicade ist verstummt. Millionen von Leuchtkäferchen durchirren Busch und Strauch und Bäume.

Südlich von Rom (etwa am Ende der pontinischen Sümpfe) treten wir in das Reich der eigentlichen Südfrüchte. Der Himmel erscheint hier monatelang ununterbrochen wolkenlos und so blau und noch blauer als bei uns in den schönsten Frühlingstagen, wenn die Dünste, die immer über der deutschen Erde schweben, zu weißen Wolken zusammengeflossen sind. Die Luft ist so rein, daß meilenweit entfernte Dörfer ganz nahe erscheinen. Bei Tage sieht man Sterne; in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andere dunkle Gegenstand unglaublich scharf in der Landschaft ab; beim bloßen Scheine der schmalen Mondsichel werfen die Körper scharfe Schatten, und die Sterne, die in ungleich größerer Zahl und Pracht als bei uns erscheinen, geben fast Licht genug, um lesen zu können. Über Himmel, Erde und Meer ist den Tag über eine Heiterkeit und Klarheit und bei Sonnenuntergang eine Farbenglut verbreitet, die unaus-

sprechlich ist. Eis und Schnee sind hier höchst seltene Erscheinungen. Höchstens findet man vom November bis in den März in den Abruzzen weiße Berggipfel, oder der Vesūv ist oft wochenlang in einen Schneemantel gehüllt; in den Thälern aber lacht ewiger Frühling, kein Frühling zwar mit blühenden Bäumen, wohl aber mit frischem Rasen, mit Blumen, jungem Laube und Gemüsen. Es fällt zuweilen wohl dem Himmel ein, fünf Wochen ohne Unterlaß Wasser herabzuschicken; von einer eigentlichen Regenzeit kann aber nicht die Rede sein. Auch unser Winter bringt bisweilen Veilchen hervor; um Neapel gedeihen sie jedoch neben vielen anderen Blumen in solcher Fülle, daß die Knaben vom Lande ganze Körbe voll Sträußchen in der Stadt feilbieten. Man ist darum auch gar nicht für eine rauhe Jahreszeit eingerichtet. Die Fußböden sind von Stein; die Fenster gehen bis auf den Boden und schließen nicht; die Öfen fehlen, und Kamine gehören zu den seltenen Dingen. Gewöhnlich hat der Neapolitāner bei kalter Witterung nur ein Kohlenbecken, über dem er sich von Zeit zu Zeit die Hände wärmt. So kommt es denn, daß man unter Umständen nirgends mehr friert als in Italien, und zwar klagen die Russen am meisten, weil sie zuhause am besten heizen.

(Heinr. Stahl.)

25. Ausbruch des Vesūv.

Neben dem Ausbruche des Vesuv vom Jahre 79 n. Chr. der die erst in neuerer Zeit wieder aufgegrabenen blühenden Städte Herculānum und Pompéji durch einen Aschenregen verschüttete, ist derjenige am furchtbarsten, der gerade 1700 Jahre später eintrat.

Ehe das Verderben, das der Berg i. J. 1779 anrichtete, über die Umgegend hereinbrach, umlagerte ihn eine so dicke Luft, daß die Sonne ihren Strahlenglanz und der Mond sein heiteres Licht verlor und beide rötlichen Scheiben glichen. Schon kündigten Vorboten die angstvolle Zukunft an, in welche die Bewohner in der Nähe des Berges blickten. Mit donnerndem Getöse brachen auf dem Krater Rauchsäulen hervor. Am 12. Juni erschreckte die Nachbaren ein so heftiger Erdstoß, daß in dem mauerstarken königlichen Palaste zu Caserta alle Klingeln anschlugen. Dieser und noch ein anderer Stoß, der drei Tage später erfolgte, war die An-

kündigung eines zwar furchtbar schönen, aber eben so schrecklichen Naturschauspiels, von dem die Klügsten nicht wußten, was es für ein Ende nehmen werde.

Vom Vesuv her hörte man nun ein wildes Getöse auf einander folgender Donnerschläge; man sah Rauchwolken, und ihnen zur Seite erhob sich eine Feuersäule. Bald blitzte eine Feuersäule nach der andern auf. Ein Regen von glühenden Steinen, Schlacken und Asche fiel aus der Höhe hernieder. Es war wunderbar und prachtvoll anzusehen, wie die Flammen von allen Seiten des mächtigen Berges hervorschossen und weit über seinen Gipfel hinausreichten, so daß er einer brennenden, lodernden Fackel glich. Ein Donner, wie es durch das schnell auf einander folgende Abfeuern des groben Geschützes, ein Brüllen und Toben, wie es durch die schäumenden, vom Sturmwinde gepeitschten Wogen des Meeres verursacht wird, erfüllte jetzt den Luftkreis. Es sauste und pfiff; es ließen sich allerlei gräßliche Töne hören. Aus dem Krater wälzte sich ein dicker Schwefeldampf empor; zentnerschwere Steine wurden bis zu einer unglaublichen Höhe hinaufgeschleudert und schienen mit einer Leichtigkeit geworfen zu werden, als ob ein Knabe seinen Fangball aufwärts steigen lasse. Es krachte vom Niedersturze dieser Steinmassen, und die dadurch verursachten Erschütterungen des Bodens teilten sich den Häusern in Neapel mit. Fenster klirrten, Thüren rasselten, Turmglocken schlugen an; in dicken Dünsten schwamm das Bild des Mondes blutrot; sie umhüllten ihn endlich ganz, daß seine Scheibe unsichtbar wurde. Auf den Straßen hörte man das Wehklagen der Menschen; selbst der Gottlose betete, und laute Stimmen riefen: „Bitte für uns!“

Lavaströme wälzten sich von dem Berge herab. Finstere Rauchwolken verdunkelten das Licht der Sonne, und der Tag verwandelte sich in Nacht. Am 7. August um Mitternacht schoß aus dem Krater eine Feuersäule hervor, die eine so glänzende Helle verbreitete, daß man anderthalb Meilen vom Vesuv entfernt in der Nacht das Kleinste erkennen konnte. Nach einem erschütternden Donnerschlage erschien am folgenden Abend eine andere Feuersäule, welche sich bis zu der ungeheuern Höhe von 2800 m erhob.

Der Aschenregen fiel so dicht, daß es niemand wagen konnte, vor die Thür zu treten. In den Häusern herrschte eine Glut, daß man fürchtete, die Balken würden sich von

selbst entzünden. Ein schwarzes Gewölke wurde von Blitzen durchschlängelt. Die Hitze und der Schwefeldampf verstatteten kaum das Atemholen. Der Gipfel des Vesuv, der Berg Somma und das dazwischen liegende Thal glichen völlig einem Feuermeere, dessen Glut man in weiter Ferne empfand.

Endlich hörte das Toben des Berges auf, und eine friedliche Ruhe kehrte nach dem Krieg und Schrecken zurück, mit dem er die Umwohnenden geängstigt hatte. (Fix.)

26. Die Mutterliebe trotzt dem Tode.

Das Unglück, welches 1783 Messina in Sicilien betroffen hat, veranlaßte ein sehr rührendes Beispiel mütterlicher Liebe. In dem traurigen Augenblicke, als diese Stadt einen von den schrecklichen Stößen erlitt, welche aus ihr beinahe einen Steinhaufen machten, nahm ein großer Teil der unglücklichen Einwohner seine Zuflucht zu dem Hafen, und unter diesen befand sich auch der Graf Spadara. Kaum hatte das Erdbeben sich spüren lassen, so trug er seine vor Schrecken in Ohnmacht gefallene Gattin in seinen Armen fort, erreichte ein kleines Schiff und sah sich so mit ihr in Sicherheit. Hier schlug sie ihre Augen wieder auf, und da war ihr erster Gedanke ihr Sohn. „Wo ist mein Sohn? Er ist ja nicht bei uns!“ rief sie jammernd aus. Ihr Gemahl versicherte ihr, daß es unmöglich gewesen sei, auch ihn zu retten; bat sie, sich zu beruhigen und Gott zu danken, daß wenigstens sie beide gerettet seien. Aber vergeblich waren seine beweglichsten Vorstellungen. Fest entschlossen, selbst ihren Sohn zu retten, was es auch koste, eilt sie ihrem Hause zu, das noch mitten unter dem Schutte benachbarter Gebäude unversehrt dastand. Sie rennt hinein, stürzt sich auf die Wiege des schlafenden Kindes und will damit fliehen; aber kaum war sie an die Treppe zurückgekommen, so fiel diese ein, und nun läuft die Mutter, das Kind in den Armen haltend, von einem Zimmer in das andere, während hinter ihr alles zusammenstürzt. Flammenströme vereinigen sich jetzt mit dem Erdbeben; sie steigen und ergreifen die unglückliche Mutter; sie nimmt endlich auf einem Erker ihren Zufluchtsort, ruft kläglich um Hilfe und zeigt ihr weinendes Kind vom Erker herab. Allein leider vergebens. „Ach,“ ruft

sie, ihr Kind fest in ihren Armen haltend, „ach, mein Sohn! mein Sohn!" — Und die fürchterliche Flamme verschlingt beide vor den Augen des untröstlichen Gatten und Vaters.

(Samml. v. Erz. v. Ewald.)

27. Das Lied vom braven Manne[1]).

1 Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! dafs ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

2 Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

3 Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom[2]) wuchs und schwoll,
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

4 Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her[3]),
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

5 Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! verloren! wer rettet mich?"

6. Die Schollen rollten Schufs auf Schufs,
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern rifs der Flufs
Die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

---

1) Nach einer Begebenheit aus dem Jahre 1757. 2) Die Etsch. 3) In Verona (spr. werōna).

7. Die Schollen rollten Stofs auf Stofs;
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert schofs
Ein Pfeiler nach dem andern fort;
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!“

8 Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, grofs und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

9. Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! so nenn ihn, nenn ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O, braver Mann! braver Mann! zeige dich!

10. Rasch galoppiert' ein Graf[1]) hervor,
Auf hohem Rofs ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

11. Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weifs ich einen bravern Mann. —
O, braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

12. Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Mut.
O Retter! Retter! komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

13. „Halloh! halloh! frisch aufgewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's; doch jeder zagt;
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

14. Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

---

1) Graf Spolverini.

15. Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen, war allzu klein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

16. Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

18. „Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! komm her! nimm hin!"
Sag an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

19. „Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu teil,
Der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit adligem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

20. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! dafs ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann. (Gottfr. Bürger.)

28. Der österreichische Arzt in Mailand.

Mitten in der lärmenden und tobenden lombardischen Hauptstadt, welche mit dreifarbigen Fahnen und Blumen sich schmückte, um nach dem Abzuge der Österreicher die mit den Franzosen verbündeten Sardinier zu empfangen, stand im Sommer 1859 auf einem weiten Platze ein Trupp kroatischer Soldaten. Sie hatten sich verirrt und wissen nicht ein, nicht aus in der großen Stadt, deren Sprache sie nicht kennen. Sie halten kurzen Rat und beschließen,

sich zu wehren. Sie bilden ein Viereck, um gegen alle Seiten hin gedeckt zu sein, laden ihre Gewehre und erwarten mit trotzigen Mienen, was das Schicksal über sie verhängt haben mag. Der Anblick der kleinen, aber unverkennbar entschlossenen Schar flößt der großen Masse des tobenden Volkes Achtung ein, und niemand wagt es, sie anzugreifen oder zu beleidigen. So mögen sie etwa eine Stunde gestanden haben, als sie einen österreichischen Stabsarzt bemerken. Sofort eilen einige von den Soldaten auf ihn zu, teilen ihm in wenigen Worten ihre Verlegenheit mit und bitten ihn, sie aus der Stadt hinauszuführen. Der Stabsarzt erklärte sich bereit, stellte sich an ihre Spitze, zog den Säbel und kommandierte: „Marsch!“ Die energische Haltung, welche die Soldaten zeigten, ihr festes Auftreten schien mißverstanden worden zu sein; denn alsbald entstand Lärm und Geschrei, als gelte es einen Angriff abzuwehren. Die Folge davon war, daß man hie und da anfing, aus den Fenstern auf die kleine Schar zu schießen. Die Sache drohte eine bedenkliche Wendung zu nehmen. Die Soldaten wollten mit ihren Kugeln antworten, und nur mit Not konnte der bedächtige Führer sie davon abbringen, der kalten Blutes die gefährliche Lage überblickte.

Da, in dem bedenklichsten Augenblicke, fliegt eine Thür auf, und eine ganze Schar plaudernder, lachender Mädchen verläßt die Schule. Sie kümmern sich weder um Freund noch Feind und laufen munter an den Kroaten vorüber. In diesem Augenblicke wendet der Stabsarzt sich um und richtet einige Worte an die Kroaten; diese fahren aus einander, fallen über die Kinder her, und — jeder nimmt eins von ihnen auf den Arm. Die Kleinen sind erschreckt; doch einige Worte des Arztes und mehr noch die freundlichen Gesichter der Kroaten beruhigen sie. So ziehen die Krieger weiter, mit der Rechten „Kolben hoch“, auf dem linken Arme das kleine Mädchen haltend. Die Volksmenge, welche Zeuge dieser Scene war, ist im ersten Augenblicke entsetzt; bald jedoch errät man die Absicht des Führers der Soldaten; man ist angenehm überrascht; man lacht, man klatscht Beifall; man ruft „Evviva!“ In allen Straßen wird der seltsame Zug aufs freundlichste aufgenommen, und unbehelligt gelangt die kleine Schar, von einer großen Menge Neugieriger begleitet, vors Thor. Hier küßt jeder Kroate seine kleine Beschützerin, der Arzt kauft ihnen Kirschen und

Melonen und bittet schließlich die anwesenden Mailänder, die Kinder heimgeleiten zu wollen. Dann zieht er mit seinen Schutzbefohlenen weiter. (Zeitung für Norddeutschland.)

29. Der Löwe in Florénz.

1. „Der Löw' ist los! der Löw' ist frei!
Die ehernen Bande riß er entzwei! —
Zurück! daß ihr den vergeblichen Mut
Nicht schrecklich büßet im eigenen Blut!" —

2. Und jeder suchet mit scheuer Eil
In des Hauses Innerm Schutz und Heil;
Auf Markt und Straßen all umher
Ward's plötzlich still und menschenleer. —

3. Ein Kindlein nur, das unbewußt
Verloren in des Spieles Lust,
Fern von der sorglichen Mutter Hand,
Saß auf dem Markt am Brunnenrand.

4. Wohl viele schauten von oben herab;
Sie schauten geöffnet des Kindleins Grab;
Sie rangen die Hände und weinten sehr
Und blickten um Hilfe zag[1]) umher.

5. Doch keiner wagte das eigene Leben
Um des fremden willen dahinzugeben;
Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll
Das Verderben, das jeglicher meiden will.

6. Und schon mit der rollenden Augen Glut —
Erlechzt der Löwe des Kindleins Blut;
Ja, schon erhebt er die grimmige Klau' —
O qualvoll herzzerreißende Schau! —

7 So rettet nichts das zarte Leben,
Dem gräßlichsten Tode dahingegeben? —
Da plötzlich stürzet aus jenem Haus
Mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

8 „Um Gottes willen, o Weib, halt ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weihn?
Unglückliche Mutter! zurück den Schritt!
Du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!"

9. Doch furchtlos fällt sie den Löwen an
Und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
Nimmt sie das unversehrte Kind
In ihren rettenden Arm geschwind.

10. Der Löwe stutzt, und unverweilt
Mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt. —
Da erkannte gerührt so jung wie alt
Des Mutterherzens Allgewalt.

---

1) = zaghaft.

11. Und des Leuen großmütigen Sinn zugleich;
Doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
Sprach still: „Um des eigenen Kindes Leben
Hätt' ich mich auch dahingegeben.“ (Heinr. Bernhardi.)

30. Sage von der Gründung Roms. (754 v. Chr.)

Viele Jahrhunderte vor der Geburt Christi herrschte in einer Stadt Mittelitaliens ein König, Namens Numĭtor. Derselbe war sanft und gutmütig und wurde von seinem jüngern Bruder Amulĭus, der sehr heftig und rauh war, vom Throne gestürzt.

Numitor hatte eine Tochter, die bereits erwachsen und zur Priesterin der Göttin Vesta geweiht war. Als dieselbe zwei Knäbchen, Romŭlus und Remus mit Namen, geboren hatte, ließ der grausame Amulius die beiden Kinder an den damals eben ausgetretenen Tiberfluß tragen und sie dort aussetzen, in der Hoffnung, daß sie von den Wellen fortgerissen und getötet würden. Denn er fürchtete, die beiden Kinder könnten, wenn sie einst erwachsen wären, als Rächer ihres Großvaters auftreten. Doch es kam anders; das Wasser zog sich zurück, und die Kinder blieben im Trockenen. Auf ihr Wimmern kam eine Wölfin herbei, trug sie an eine sichere Stelle unter einem Baume und bot ihnen Nahrung. So fand sie der Hirt des Königs Amulius unter einem Baume, trug sie mitleidig nachhause und gab sie seinem Weibe zur Erziehung.

Nun wuchsen Romulus und Remus unter Hirten auf, wurden stark und kräftig, trieben die Herden auf die Weide und kämpften mutig gegen die Raubtiere. Einmal gerieten sie mit den Hirten des Numitor, von dem sie nicht wußten, daß er ihr Großvater sei, in Streit, und Remus wurde dabei gefangen und vor Numitor gebracht. Diesem fielen die Gesichtszüge des kräftigen Jünglings auf, und er forschte nach seiner Herkunft. Da erschien vor ihm der vermeintliche Vater, der Hirt, und brachte auch den Romulus mit. Ungescheut erzählte er, wie er die beiden Knaben gefunden habe, und Numitor erkannte in ihnen mit Freuden seine beiden Enkel. Er erzählte ihnen auch das Unrecht, das ihm von Amulius widerfahren war, und die kühnen Jünglinge beschlossen, als Rächer ihres Großvaters aufzutreten. Sie sammelten um sich eine Schar Hirten, töteten den treulosen Amulius und setzten den Numitor auf den Thron,

der ihm von rechtswegen gebührte. Dieser schenkte ihnen zum Lohne ein Stück Landes und gab ihnen die Erlaubnis, eine Stadt zu gründen. Die beiden Brüder legten nun in der Gegend, wo sie als kleine Kinder ausgesetzt worden waren, eine neue Stadt an und nannten sie Rom. (754 v. Chr.) Als der Bau vollendet war, entstand unter den Brüdern Streit, welcher von beiden der Stadt den Namen geben und sie beherrschen dürfe und in diesem Streite fiel Remus von seines Bruders eigener Hand. Romulus gab nun der Stadt den Namen und war ihr erster König.

(Leseb. v. Scheinpflug.)

31. Fabrīcius, der tugendhafte Römer. (280 v. Chr.)

Das römische Gebiet dehnte sich durch Krieg und Bündnis von Tag zu Tag mehr aus. Schon waren die Römer Herren von ganz Mittelitalien geworden, und bald fanden sie zu ihrer Freude auch Gelegenheit, ihre Waffen nach Unteritalien zu tragen. Dort lag die mächtige Stadt Tărént. Sie war von Griechen bewohnt, reichen und übermütigen Menschen, die ein üppiges und leichtsinniges Leben führten. Diese hatten einst den Römern vier Schiffe weggenommen und die römischen Gesandten beschimpft. Solche Beleidigung zu rächen, rückten die Römer mit einem Heere herbei. Aber die Tarentiner riefen den König Pýrrhus zu Hilfe, dessen Reich Epīrus jenseits des adriatischen Meeres lag. Dieser führte mit seinem Heere Elefanten herüber; auf dem Rücken derselben waren hölzerne Türmchen befestigt, von welchen herab 16 Soldaten mit Lanzen und Pfeilen stritten. Mit Hilfe dieser Tiere schlug er die Römer in der ersten Schlacht. Aber sie hatten ihm doch solchen tapfern Widerstand entgegengesetzt, daß er voll Bewunderung ausrief: „Mit solchen Kriegern wollte ich die ganze Welt erobern!“ Gern hätte er Frieden geschlossen; allein die Römer, obschon besiegt, verlangten voll Stolz, daß er Italien räume, sonst könne von Frieden keine Rede sein.

Um die Gefangenen auszulösen, schickten die Römer den Cajus Fabricius als Gesandten an Pyrrhus. Er war schon Konsul gewesen, aber ein ganz einfacher Mann und arm geblieben. Er hatte nur einen Acker, den er selbst baute. Da der König wußte, in welchem Ansehen er in

Rom stand, so suchte er ihn zu gewinnen, um durch ihn den ersehnten Frieden zu bewirken. Er bot ihm daher ein großes Geschenk an, nicht um ihn zu etwas Ungerechtem zu verleiten, sondern nur als Zeichen seiner Hochachtung, wie er sagte. Aber Fabricius wies es zurück mit den Worten: „Wohl bin ich arm; aber dennoch bin ich glücklich. Behalte also dein Geld, und ich will meinen guten Namen behalten.“ Da beschloß der König, zu versuchen, ob die Furcht nicht mehr über den Römer vermöge, als der Glanz des Goldes. Am folgenden Tage ließ er daher einen seiner größten Elefanten heimlich in das Zelt führen und hinter dem Vorhang aufstellen, vor welchem Fabricius Platz genommen hatte. Auf ein gegebenes Zeichen wird der Vorhang hinweggezogen, und der Elefant streckt mit fürchterlichem Gebrüll seinen Rüssel über den Kopf des Fabricius aus. Der aber sagt ganz ruhig zum Könige: „So wenig mich gestern dein Geld reizte, schreckt mich heute dein Elefant.“

Fabricius kehrte nach Rom zurück. Es kam zu einer neuen Schlacht. Pyrrhus siegte zwar wieder, verlor aber so viele Leute, daß er ausrief: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!“ Fabricius wurde jetzt Anführer der Römer. Da erhielt er einen Brief, worin der Leibarzt des Königs sich erbot, gegen eine angemessene Belohnung seinen Herrn zu vergiften. Fabricius las den Antrag mit edlem Unwillen und sandte den Brief an Pyrrhus selbst, damit er sich gegen die Verräterei seines Arztes sichere. Voll Bewunderung rief der König: „Wahrlich, eher wird die Sonne von ihrer Bahn weichen, als Fabricius vom Pfade der Tugend.“ Er ließ den Arzt hinrichten, schickte aus Dankbarkeit den Römern alle ihre Gefangenen ohne Lösegeld zurück und ließ abermals um Frieden bitten. Die Römer sagten: „Für die auch dem Feinde schuldige Gerechtigkeit lassen wir uns nicht bezahlen!“ und sandten eben so viele Kriegsgefangene zurück. Die Friedensanträge aber wurden verworfen.

In einer dritten Schlacht wurde Pyrrhus geschlagen und floh voll Bestürzung in sein Land zurück. Die Römer waren jetzt Herren von ganz Italien. Noch blühte unter ihnen republikanische Einfachheit, biedere Rechtschaffenheit und strenge Tugendliebe. Die vornehmsten Römer hielten es noch für keine Schande, den Acker selbst zu bauen.

(Bür. Leseb. von Eberhard.)

32. Hannibals Zug über die Alpen.

(218 v. Chr.)

Hannibal war ein noch junger Mann, kaum 26 Jahre alt, aber voll Mut, Geist und Klugheit. Schon im neunten Jahre hatte er seinem Vater Hamílkar auf dem Altare geschworen, ein lebenslänglicher Feind der Römer zu sein, und diesen Schwur hielt er treulich bis an den Tod.

Er befehligte in Spanien ein Heer von 100000 Mann. Davon liefs er ungefähr 40000 Mann zurück, und mit den übrigen 60000 wollte er die Römer in ihrem eigenen Lande angreifen, damit sie recht empfinden möchten, was es um den Krieg sei. Er nahm sich vor, ihre Städte zu plündern und zu verbrennen, ihre Frauen und Kinder als Sklaven fortzuführen, ihre Äcker und Gärten zu verwüsten, kurz, eben so unter ihnen zu hausen, wie sie selbst in der Gegend von Karthāgo und in andern Ländern es gethan hatten.

Aber von Spanien bis nach Italien hatte er einen langen und beschwerlichen Marsch, auf dem er fünf Monate zubrachte. Über die Pyrenäen und durch Gallien kam er zwar glücklich genug mit seiner Mannschaft; als er sich aber der Stadt Massīlia (Marseille[1]) näherte, siehe, da erwartete ihn ein römisches Heer unter der Anführung des Cornēlius Scipĭo und versperrte ihm den Weg. Hannibal hatte nicht Lust, sich zu schlagen, denn er wollte ein- für allemal den Krieg nach Italien spielen; deswegen wendete er sich seitwärts und ging (im November 218 v. Chr.) zwischen dem heutigen Grenoble und Genf über die unwegsamen Alpen.

Jetzt fing für ihn und sein Heer ein grofses Leiden an. Es war im Monat November, und oben auf den Gebirgen lag schon tiefer Schnee. Rechts und links sah er sich von steilen Felsen, tiefen Schluchten und schauerlichen Abgründen umgeben. Die Wege waren so enge und steinig, dafs man nicht darauf fortkommen konnte. Dabei wurde sein Zug durch die Angriffe der wilden Bergbewohner beunruhigt. Sie wälzten von den Bergspitzen Steine auf seine Soldaten herab. Pferde

1) spr. marssaj'.

und Maultiere stürzten in Menge mit Menschen und Gepäck hinab in die gräfslichen Tiefen.

Am neunten Tage erreichte endlich das Heer den beschneiten Gipfel der Alpen und ruhete einige Tage. Nun sollte es aber bergabwärts noch eben so viele, vielleicht noch gröfsere Beschwerden erdulden. Dieser Gedanke erfüllte alles mit Unmut, und lautes Murren liefs sich hören. Hannibal aber zeigte den Soldaten zu ihrem Troste die herrlichen Thäler Piemonts, die aus der Ferne zu ihnen herüber schimmerten, versprach ihnen reiche Beute und suchte so ihren gesunkenen Mut neu zu beleben. Es ging nun abwärts; aber die Felsenwände wurden nur noch höher und steiler, die Wege noch enger und durch Eis, Schnee und Kot so schlüpfrig, dafs Menschen und Tiere über einander stürzten und die Soldaten sich oft kaum noch an Gesträuchen festhalten konnten, um nicht in die entsetzlichen Abgründe hinab zu rollen. Endlich hörte die Strafse ganz auf; sie war durch eingestürzte, ungeheure Felsen versperrt. Das ganze Heer mufste Halt machen, und nun war guter Rat teuer; denn das Marmorgestein war so hart, dafs kein eisernes Werkzeug es zertrümmern konnte. — Nach langer, vergeblicher Mühe geriet Hannibal auf den glücklichen Gedanken, ein ungeheueres Feuer von Waldbäumen anschüren zu lassen, wodurch die Felsen bis zur Glut erhitzt wurden. Dann liefs er sie mit Wasser ablöschen, und dadurch machte er sie so weich, dafs sie glücklich in Stücke zerschlagen und aus dem Weg geräumt werden konnten[1]).

Nach einem vierzehntägigen Marsche über dieses rauhe Gebirge erreichten die Karthager nun endlich freundlichere Gegenden und durchzogen die grofse Ebene von Piemont. Hier erstürmten sie zuerst die Stadt Turin und besetzten sie, dann gingen sie mutig den Römern entgegen, die von Massilia her wieder sie anrückten.

(Jerrer.)

33. Julius Cäsar. (60—44 v. Chr.)

1. Er war der gröẞte aller römischen Feldherren. Seinen Vater verlor er früh; aber seine vortreffliche Mutter

1) Der Marmor ist wie Kalkstein; das Feuer macht ihn mürbe; ausgeglüht und mit Wasser begossen, löst er sich in Brei auf.

Aurelia gab ihm eine gute Erziehung. Er hatte einen schwächlichen Körper, ein blasses, hageres Gesicht, und oft litt er an Kopfschmerzen; aber durch strenge Mäßigkeit im Essen und Trinken erhielt er sich gesund, und durch allerlei körperliche Übungen, durch Laufen, Schwimmen, Fechten, Reiten stärkte er sich so, daß er späterhin alle Anstrengungen und Beschwerden des Krieges ertragen konnte.

Nie war er müßig; täglich las, schrieb oder übersetzte er etwas; wenn er ein Buch gelesen hatte, so wiederholte er den Inhalt desselben. Von seiner Mutter lernte er besonders die Freundlichkeit im Umgange, wodurch er sich nachher so beliebt zu machen wußte.

Einst machte Cäsar eine Reise nach Kleinasien, um sich dort in der Redekunst noch weiter auszubilden. Unterwegs wurde er von Seeräubern überfallen, welche 20 Talente (beinahe 75 000 Mark) Lösegeld von ihm forderten. „Was!“ rief Cäsar, „für einen solchen Mann, wie ich bin, verlangt ihr nicht mehr? 50 Talente sollt ihr haben.“ Hierauf schickte er seine Begleiter aus, das Geld zusammenzubringen. Während dessen benahm er sich nicht als ein Gefangener, sondern wie der Herr der Seeräuber. Wenn er schlafen wollte, befahl er ihnen, still zu sein. Zuweilen las er ihnen seine Gedichte und Reden vor, und wenn sie diese nicht lobten, so drohte er: „Dafür sollt ihr mir büßen; komme ich frei, so lasse ich euch alle ans Kreuz heften!“ Die Räuber schrieben diese Freimütigkeit seiner munteren Laune zu und hatten ihre Freude daran. Endlich brachten seine Leute die 50 Talente Lösegeld. Die Räuber setzten ihn ans Land. Aber kaum war er frei, so wußte er sich einige stark bemannte Schiffe zu verschaffen, holte die Seeräuber ein, eroberte ihr Schiff, ließ sich sein Geld auszahlen und führte die Räuber nach der Küste Kleinasiens, wo er sie sämtlich kreuzigen ließ.

2. Bald nachher kehrte er nach Rom zurück und lebte hier mehrere Jahre sehr verschwenderisch; besonders verschenkte er große Summen an das Volk und gab zum Vergnügen desselben köstliche Gastmähler und Spiele, um sich die Gunst seiner Mitbürger zu erwerben. Bald war er auch der Liebling des Volkes in dem Grade, daß er es wagte, sich um das Amt eines Oberpriesters zu bewerben, welches sonst nur den ältesten und verdienstvollsten Ratsherren erteilt wurde.

Seine Mutter begleitete ihn am Tage der Wahl bis vor die Thüre, zweifelnd und weinend. „Mutter," rief er, „du siehst mich als Oberpriester, oder als Verbannten wieder!" Er ging, und zum Erstaunen und Zittern der Ratsherren wählte ihn das Volk zum Oberpriester.

Nach einem Jahre sollte er als Statthalter nach Spanien gehen; aber er hatte 30 Millionen Mark Schulden, so daß ihn seine Gläubiger nicht aus der Stadt lassen wollten. Da wußte er durch seine Gewandtheit den reichsten Römer, Crassus, zu gewinnen, daß dieser für ihn bürgte. Cäsar reiste ab, und nach kurzer Zeit bezahlte er von der Einnahme dieser Statthalterschaft seine ungeheuren Schulden. Späterhin kehrte er nach Rom zurück und vereinigte sich mit Pompējus und Crassus zur Teilung der Herrschaft über das römische Reich. Er nahm Galliën (Frankreich); Pompejus bekam Spanien, und Crassus ging nach Syrien.

3. In Gallien zeigte er eine unglaubliche Thätigkeit; nach und nach unterwarf er sich alle Völker dieses Landes, und so bildete er sich ein tapferes Heer, welches ihm treu ergeben war. Mit Pompejus entzweite er sich endlich und brach mit seinem Heere nach Rom auf, um ihn aus der Stadt zu vertreiben. Dieser floh mit seinen Anhängern nach Griechenland, wurde aber hier von Cäsar bei Pharsālus vollständig besiegt. Nachdem Cäsar seine Feinde zu Boden geworfen hatte, kehrte er nach Rom zurück und hielt einen viertägigen Triumph; er war nun Herr des ganzen römischen Reiches. Die Macht allein genügte ihm noch nicht; er strebte nach dem Königstitel. Noch aber bestand eine Partei in Rom, an deren Spitze die ehrenwertesten Männer standen. Diese gedachten die Republik wieder herzustellen, und sie verschworen sich wider Julius Cäsar. An der Spitze der Verschwörung standen Cassĭus und Junius Brutus. Der 15. März des Jahres 44 ward zur Vollführung ihres blutigen Vorhabens festgesetzt. Cäsar war gewarnt worden und hatte auf inständiges Bitten seiner Frau, die in der Nacht zuvor durch furchtbare Träume geängstigt worden war, beschlossen, an diesem Tage nicht in die Ratsversammlung zu gehen; aber er machte sich doch auf den Weg. Auf der Straße steckte ihm ein warnender Freund einen Brief zu, in welchem die ganze Verschwörung entdeckt war. Er konnte ihn aber im Gedränge der Volks-

menge nicht lesen. In der Versammlung wurde er von den Verschworenen mit Dolchen überfallen und sank, aus 23 Wunden blutend, von seinem Stuhle entseelt zu Boden.

34. Die Bürgschaft.

1. Zu Diōnys, dem Tyrannen, schlich
Damon[1]), den Dolch im Gewande
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

2. „Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn ich, erwürgen."

3. Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen;
Doch dir ist die Strafe erlassen."

4. Und er kommt zum Freunde[2]): „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da gießt unendlicher Regen herab;
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen;
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

1) Frühere Lesart: Möros. 2) Phintias.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand:
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

9. Doch wachsend erneut sich des Sturmes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibet die Angst ihn; da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen —

10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er; die andern entweichen.

12. Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

13. Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nah, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantischen Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen."

15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakūs,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter;
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

16. „Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben." —

17. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

18. Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet.
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!" ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

19. Und Erstaunen ergreift das Volk umher:
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen —

20. Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen.
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mit die Bitte,
In eurem Bunde der dritte."

(Fr. Schiller.)

35. Alärich. (408 n. Chr.)

Rom, von Alarich, dem Könige der Westgoten, im Jahre 408 belagert, erfuhr das schreckliche Unglück einer Hungersnot. Zwei angesehene Römer wurden in das Lager der Westgoten abgeordnet und bekamen Gehör. Sie verkündeten dem Könige, die Römer seien entschlossen, ihre Würde zu behaupten. Wenn Alarich einen anständigen Vergleich ausschlage, so möge er nur das Zeichen zur Schlacht geben und sich gefaßt machen, ein zahlloses, in den Waffen geübtes und durch Verzweiflung beseeltes Volk zu bekämpfen. „Desto besser," antwortete Alarich, „je dichter das Gras ist, desto leichter ist es zu mähen." Dieser Antwort gemäß waren seine Bedingungen. Alles Gold und Silber, es gehöre dem Staate oder einzelnen Bürgern, alle bewegliche Habe von Wert und alle Sklaven, die nicht römischer Abkunft wären, müsse man ihm geben. „Wenn aber dies, o König," fragten die Abgeordneten, „deine Forderungen sind, was denkst du uns denn zu lassen?" „Euer Leben," antwortete der stolze Eroberer. Die Römer zitterten und entfernten sich.

Als Alarich gestorben war, mußte ein Teil der Gefangenen der Westgoten sogleich Anstalt machen, den Lauf des Busénto, eines kleinen Flusses, der an den Mauern von Cosénza hinfließt, abzuleiten. Das mit der kostbaren Beute und den Trophäen Roms ausgeschmückte Grabmal wurde in dem leeren Bette des Flusses aufgeführt, das Wasser dann wieder in seinen natürlichen Kanal gelassen und der geheime Platz, wo Alarichs Überreste eingesenkt worden waren, durch die unmenschliche Ermordung der Gefangenen, die mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen waren, für immer verborgen.

36. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder;
Aus den Wassern schallt es Antwort und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluſs hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

Allzufrüh und fern der Heimat muſsten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde,
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daſs die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluſs herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere.
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

(*August Graf v. Platen.*)

37. Albŏin vor Ticīnum[1]). (570 n. Chr.)

1. Drei Jahre vor Ticinum liegt das gewaltige Heer
Des Königs der Lombarden; da kommt er selbst daher
2. Und sieht die Mauertürme noch ragen, ihm zu leid!
Da schwört er bei seinem Barte einen groſsen, grimmen Eid:
3. „Wird mir vom hohen Himmel die trotzige Stadt gewährt,
Soll keine Seele drinnen entrinnen meinem Schwert!“
4. Als nun im vierten Jahre das Thor sich aufgethan,
Ritt er auf weiſsem Rosse dem ganzen Heer voran.
5. Er wollt' im Grimm eintreten und rief: „Wir sind am Ziel!“
Hoch warf er das Gezäume — da glitt das Roſs und fiel.
6. Tief hin zur Erde fiel es; der König muſste stehn.
Was er auch that, es wollte das Roſs nicht fürder gehn.
7. Er schlug es mit dem Speere, da kam ein weiser Mann,
Der redete den König mit rechten Würden an:
8. „Du hast, o Herr und König, gesprochen ein schweres Wort,
Drum hemmt der Himmel selber dein Roſs an diesem Ort!
9. Brich dein Gelübd' und wolle der edeln Stadt verzeihn,
So wird dein Roſs sich heben und Gott dir Sieg verleihn!“
10. Da schüttelt Alboinus die Locken sich zurück
Und schaut empor zum Himmel mit blauem Adlerblick:
11. „So mag der Wind verwehen, was ich zuerst beschloſs:
Ich will verzeihn; erhebe dich hoch, mein edles Roſs!“
12. Aufstand das Roſs, und milde ritt er zum Thor hinein.
Statt Weheklag' empfing ihn Gejauchz' und Jubelschrei'n.

(A. Kopisch.)

38. Rom.

Keine italienische Stadt ist für uns wohl wichtiger und merkwürdiger, als das ewige Rom, wie es seines hohen

1) Ticinum am Ticinus (Tessin), später Papia genannt, woraus der jetzige Name Pavia entstanden ist.

Altertums wegen genannt wird. Wir können ein zweifaches Rom unterscheiden: das alte heidnische mit seinen Tempeln, Säulengängen, Triumphbögen und andern großartigen Baulichkeiten, und das neue christliche Rom, das sich auf, neben und aus den Trümmern des alten erhebt. Dieses doppelte Rom nun ist es, das durch seine unzähligen Merkwürdigkeiten eine Menge von Fremden, besonders Künstler und Kunstfreunde, in seine Mauern zieht.

Die Gegend um Rom, welche der Reisende von Norden her durchwandert, ist öde und einsam; kein Baum erhebt sich; nur einzelne alte Säulen und andere Bautrümmer geben dem Auge einen Ruhepunkt. Der Blick des Wanderers späht in die Ferne. Da plötzlich ragt das Zeichen des Kreuzes empor über eine Wolke von Rauch und Dunst. Es ist das Kreuz der Peterskirche auf dem Vatikanberge, und bald wölbt sich unter ihm ihr ungeheurer Dom. Der prächtigste Bau des neuen Roms, der Christenheit herrlichste und ehrwürdigste Kirche steht entschleiert vor seinem Auge. Die Engelsburg, Roms Festung und Staatsgefängnis, wird hierauf sichtbar; hoch oben schimmert der goldene Engel, von welchem die Feste ihren Namen führt. Schöner und immer schöner wird die Ansicht; immer mehr Bauwerke, immer mehr der vielen Kirchen, immer mehr der herrlichen Paläste werden sichtbar, und im Hintergrunde erscheinen die albanischen und sabinischen Hügel.

Rom hat einen weit größeren Umfang, als man nach der Stärke seiner Bevölkerung vermuten sollte. Es umschließt indes so viele großartige öffentliche und Privatgebäude, so viele Plätze und Merkwürdigkeiten, daß wir nur auf einiges hier hinweisen können.

Die Peterskirche, die zuerst erwähnt werden muß, ist ein so ungeheures Gebäude, daß man hundert Jahre über ihrem Baue zubrachte. Sie ist wie eine Stadt für sich; ganz Rom, die ganze große Menge von Fremden geht hier allmählich aus und ein. Hier versammelt die Orgel in der Chorkapelle eine Menge Andächtiger; dort ziehen Gruppen von Engländern von Bild zu Bild — hier betet ein Landmann, seinen Bündel neben sich; dort endlich tritt eine leise singende Prozession aus einer Kapelle hervor.

Vor der Kirche ist der schöne Petersplatz, zirkelrund, 63 m im Durchmesser und umgeben von dreifachen Säulengängen in zwei Halbzirkeln. Mitten auf dem Platze steht

ein 36 m hoher Obēlisk aus Ägypten, eine Säule aus einem einzigen Stein; ihm zur Seite befinden sich zwei schöne Springbrunnen. An die Kirche stößt der Vatīkan, der Palast des Papstes. Der Vatikan enthält 22 innere Höfe und elftausend Zimmer, von denen einige zweihundert Schritte lang sind. Es befindet sich in demselben auch die sixtīnische Kapelle mit dem jüngsten Gerichte, dem berühmten Wandgemälde von Michael Angelo[1]). Auch bewundert man in dem Vatikan die Logen[2]) oder Gänge und die Zimmer, welche der unsterbliche Raphael gemalt hat, ferner das Musēum, die äußerst großartige Bibliothek und das Münzkabinett. Man behauptet, der Vatikan sei so groß als die Stadt Türin. Dieses ist freilich übertrieben; aber so viel ist gewiß, daß er den Umfang einer nicht unbedeutenden Stadt erreicht.

Von den Festlichkeiten, welche die Fremden nach Rom ziehen, sind die glänzendsten die Girondola[3]) und die Kreuzbeleuchtung in der Peterskirche. Jene Girondola flammt zu Ostern und am Tage Peter und Paul auf; sie besteht aus einem doppelten, mit 4500 Raketen versehenen Feuerrade und aus einer Menge anderer Feuerwerksvorrichtungen und wird auf der Plattform der Engelsburg, hoch oben, wo der kolossāle vergoldete Engel steht, abgebrannt.

Was die andere Festlichkeit anlangt, so wird aus der höchsten Wölbung der Kuppel, welche über dem Hochaltar im Dache ist, ein beinahe zwölf Meter langes, messingenes Kreuz herabgelassen, das mit tausend Lampen bedeckt ist. Die Menschen, die daran herumklettern, sehen wie unbedeutende Zwerge aus; ihre Entfernung, die Weite des Raumes, in welchem sie hängen, und die Riesengröße aller sie umgebenden Gegenstände verkleinern sie mit jedem Augenblicke mehr, indem jene mit dem Entbrennen der Lampen wachsend hervortreten. Sobald die Lampen sich entzündet haben, verschwinden die Befestigungen, an denen das Kreuz hängt, vor dem Glanze, und dasselbe scheint frei in dem hochgewölbten Raume zu schweben. Dieser Anblick ist einzig in seiner Art; der Zauber des Lichtes, das allmählich alle Hallen, alle Seitengänge des ungeheuren Gebäudes erhellt, ist unvergleichbar. Obwohl nun ganze Scharen von Betenden und von Neugierigen sich durch die Kirche hinbewegen

1) spr. an^dschēlo. 2) spr. lōschen. 3) spr. schirondōla.

und natürlich den in der Mitte der Kuppel stehenden Hochaltar umlagern, so entsteht doch kein eigentliches Gedränge; ein solches wird in diesem ungeheuern Raume nicht möglich.

Aber auch an weltlichen Festlichkeiten fehlt es in Rom nicht, und über alle Maßen großartig ist der Karnĕval. Balkone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt; bei einbrechender Nacht werden die Häuser beleuchtet; die Kutscher stecken Wachskerzen an den Rand ihrer Kutschen; die in denselben sitzenden Frauen halten Kerzen in den Händen; manche Fußgänger tragen förmliche Lichterpyramiden auf dem Kopfe; andere haben ihre Lichter auf Rohre gesteckt, welche bisweilen die Höhe von 2—3 Stockwerken erreichen. Alles ist auf den Straßen, und auf dem Corso wird das Gedränge so stark, daß niemand mehr sich von seinem Platze zu rühren vermag. Die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf der immer wieder ausgeblasenen und neu angezündeten Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst den gesundesten Sinn schwindeln.

39. Tagebuchblätter.

1.

Mit schwerem Hammer kannst du schnell den Stein durchklopfen;
Langsam vermag es auch der leichte Wassertropfen.

2.

Unglück macht den Menschen besser.
Unglück kann ihn auch verderben:
Dieser Stein, — er schleift dein Messer,
Jener — schlägt dein Glas in Scherben.

3.

Argwohn ist ein schlimmer Gast.
Gönn ihm auch nicht kurze Rast;
Wo der herbergt, ziehn im Haus
Alle guten Geister aus.

4.

Wie die Knaben einst gespielt,
Werden sie als Männer schalten;
Und wer hoch im Scherz gezielt,
Wird im Ernst noch höher halten.

5.

Lern es früh, auf eigne Kraft dich stützen,
Dann erst magst du andrer Kräfte nützen.
Weh' dem Meister, der auf den Gesellen
Mehr, als auf sich selber sich muſs stellen.

6.

Denk nicht an Ruhm, nicht an Gewinst,
Entbehre, wirke, leide!
Die Raupe, krank, webt ihr Gespinst,
Sie stirbt, und es ist — Seide. (Fr. Güll.)

40. Die Vega[1]) von Murcia[2]) und ihr Seidenbau.

Italien ist ein herrliches Land; aber man kann in vielen Beziehungen sagen, Spanien sei ein noch herrlicheres; besonders reizend sind die Vegas im südöstlichen Teile der pyrenäischen Halbinsel. Fast alle sind von den Mauren angelegt und werden heutigen Tages noch in derselben Weise, ja fast mit denselben Ackergeräten bebaut als vor 500 Jahren. Am Flusse Segūra breitet sich die Vega von Murcia aus, einer der fruchtbarsten, reichsten und prachtvollsten Landstriche Südeuropas. Vom März bis zum Juni gleicht sie einem großen Blumengarten, und jeden Monat werden Früchte verschiedener Art geerntet.

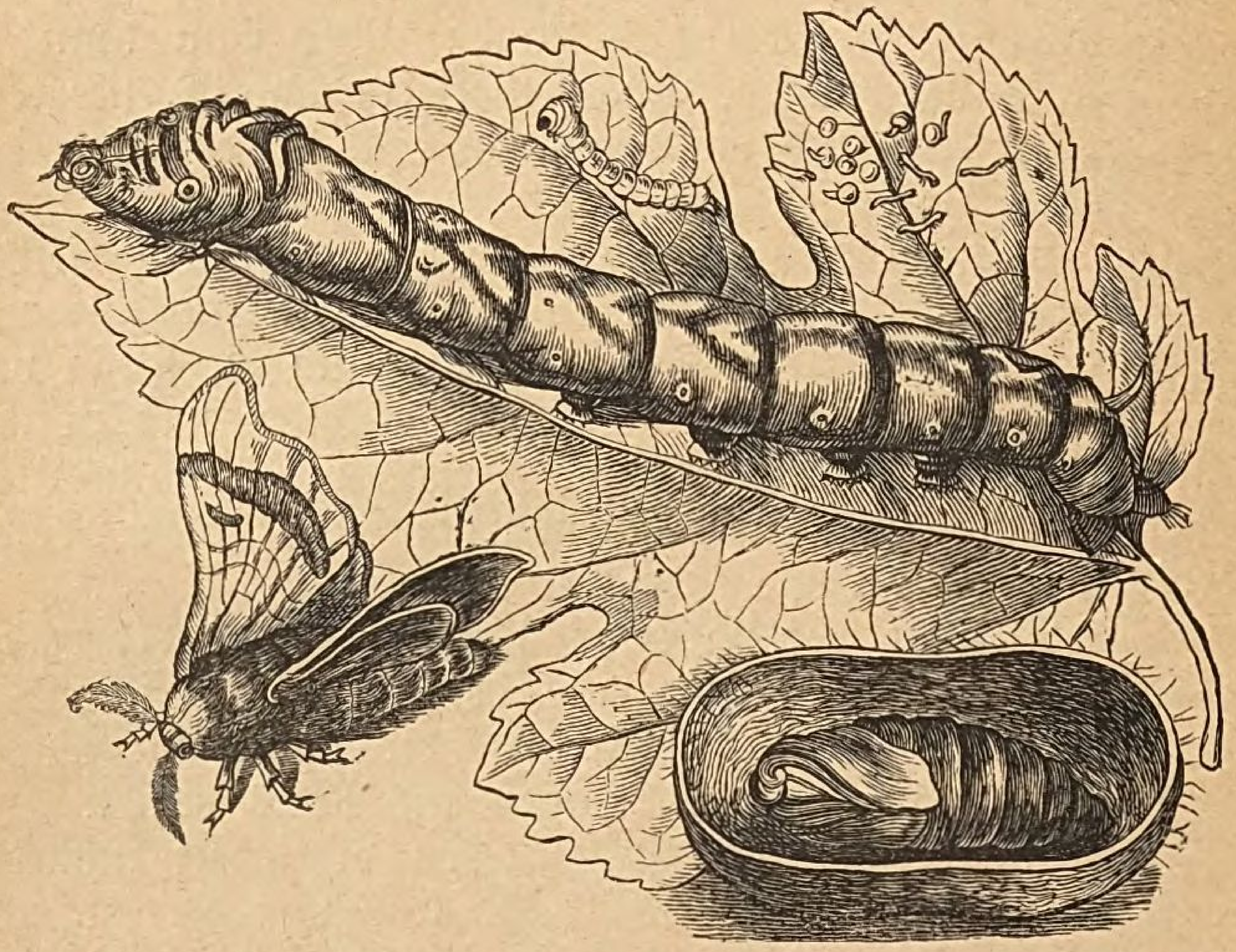
Die Aussaat des Weizens findet erst im November und Dezember statt, die Ernte desselben aber schon im April und Mai. Darauf wird das Feld sofort mit Wasser überrieselt und nach einigen Tagen mit Mais besäet.

Die Häuser der Landleute stehen vereinzelt inmitten des ihnen anvertrauten Feldes und sind von Feigen- und Orangebäumen[3]) umgeben. Die rings am Hause liegenden Felder sind mit Maulbeerbäumen um- und durchpflanzt, so daß Getreide und Früchte unter denselben wachsen. Anfangs März zeigen sich an den Maulbeerbäumen die ersten grünen Blättchen, und binnen 14 Tagen entfaltet sich an der milden Sonne des Südens rasch das Laub. Mit Eintritt des April läßt man die Eier der Seidenraupe ausbrüten und zwar in Leinwandsäckchen, welche die Frauen einen oder

1) Vega (spr. wega), auch Huérta, nennt man in Spanien eine an einem Flusse gelegene und durch Kanäle reich bewässerte Ebene.
2) spr. múrdsia.
3) spr. oransch.

zwei Tage am Halse unter einem Tuche tragen. Sowohl beim Anhängen als Abnehmen der Säckchen werden verschiedene Sprüche und Beschwörungsformeln gesprochen.

Die jungen Räupchen, schwarz von Farbe, fangen gleich an, die zarten Blättchen zu verzehren, und sie wachsen zusehends. Nach einigen Tagen werden sie auf Rohrmatten gebracht und bekommen täglich einmal frisches Futter. Einige Personen sind den ganzen Tag damit beschäftigt, Blätter von den Bäumen zu streifen, wieder zwei andere, die vertrockneten von der Matte zu nehmen und die frischen aufzulegen. Nachts wird die Matte mit den Raupen auf dem



Oberboden untergebracht, bei Tage, wenn möglich, vor das Haus ins Freie geschafft und sorgfältig vor der stechenden Sonne geschützt.

Viermal streifen die Raupen ihre Hülle ab, um die letzte weißgraue zu behalten. Sie haben nun die Dicke eines Fingers erreicht, hören plötzlich auf zu fressen und beginnen sich einzuspinnen. Bemerkt dies der Pfleger, so holt er Gesträuch, Dornzweige, Flachsbüschel u. dergl. herbei und stellt sie auf den Rohrmatten auf. Eifrig werden diese Vorrichtungen von den Raupen aufgesucht, und nun beginnen diese ihr Geschäft, welches einen recht interessanten Anblick

gewährt. Sorgfältig werden die feinen weißen oder gelblichen Fäden von einem Halme zum andern gezogen; das Gewebe wird täglich dichter, nimmt die längliche Puppenform an, bis es zuletzt die Raupe ganz dem Auge des Beschauers entzieht.

In fünf bis sechs Tagen ist gewöhnlich die Zeit des Einspinnens vorüber. Dann werden die Puppen (Cocons) sorgfältig von den kleinen Ästchen abgenommen und entweder zur Nachzucht bei Seite gelegt, oder für die Seidengewinnung bestimmt, zu welchem Zwecke man die Tiere im Innern der Puppe töten muß. Dies geschieht gewöhnlich in der Glut der Mai- und Junisonne.

Die nicht getöteten Raupen kommen, nachdem sie die Hülle durchbrochen haben, als Schmetterlinge zum Vorschein, legen Eier und sterben dann. Die durchbissenen Cocons kann man nicht abhaspeln, sondern nur zu Floretseide benützen.

(Nach Brehm.)

41. Die Seide und ihre Bearbeitung.

Während Wolle, Flachs und Baumwolle die Gewebe hergeben, worin sich der körperlich arbeitende, der zahlreichere aber auch ärmere Teil der Menschheit kleidet, hat die Seide sowohl in früheren Zeiten als auch jetzt den Stoff geliefert zu der Kleidung reicherer und in der menschlichen Gesellschaft hervorragender Personen.

Ein seidenes Gewand schickt sich schlecht bei der körperlichen Arbeit; dagegen hat es hervorragende schätzenswerte Eigenschaften vor allen anderen Stoffen voraus; es belästigt nicht, wie manche andere Stoffe, durch seine Schwere, ist bei aller Leichtigkeit doch wärmend, und sein Glanz und Ansehen wird schwerlich je von einem anderen Stoffe erreicht.

Wo die eigentliche Heimat der Seidenraupe ist, hat man bisher noch nicht entscheiden können; aber Indiër und Chinesen haben das Tier zuerst gekannt und sein Gespinst verarbeitet. Von den Indiern scheint die Seide nach Griechenland gekommen zu sein; die Griechen kannten seidene Gewebe und schreiben ihrer Landsmännin Pamphyle die Erfindung der Kunst zu, Seide zu weben; aber nur die Seide, nicht die Raupe haben die Griechen gekannt. Ebenso kannten die Römer die Seide, welche sie aus Asien erhielten, aber nicht die Seidenraupe, weswegen unter der Regierung Kaisers Marc Aurel um 200 Jahre nach Chr. Geb. noch

die Seide mit Gold aufgewogen wurde. In den Zeiten des Kaisers Konstantin trieben schon die Perser Seidenbau; damals kam die Seide schon reichlicher in das römische Reich, aber immer noch für schweres Geld, und die Perser hatten darum wohl Ursache, das Geheimnis für sich zu bewahren. Als aber der Kaiser Justiniān ums Jahr 550 mit den Persern Krieg führte, kamen fast gar keine Seidenstoffe mehr nach Europa; aber in dieser Zeit brachten zwei Mönche die Eier der Seidenraupe in ihren Pilgerstäben aus Persien nach Konstantinopel. Justinian nahm die Mönche und ihre Belehrungen über die Zucht der Raupe mit großem Wohlgefallen auf, und bald kam auch der Seidenbau im griechischen Kaisertum in den Gang; doch bewahrten die Griechen das Geheimnis mit eben so großer Ängstlichkeit gegen die übrigen Europäer, wie es vorher die Perser gethan hatten. Die Aräber brachten ums Jahr 780 die Seidenzucht nach Spanien; aber sie scheint auch unter Geheimhaltung betrieben worden zu sein; etwa erst als König Roger[1]) von Sicīlien im Jahre 1131 über das griechische Kaisertum siegte, führte er griechische Seidenzüchtler und Seidenfabrikanten nach Sicilien; so kam hier, und bald im übrigen Italien, die Zucht der Raupe und die Verarbeitung der Seide zu einer allgemeinen Bekanntschaft und Verbreitung. Im 15. Jahrhundert kam erst die Seidenzucht nach Frankreich, weil man bis dahin das Klima dieses Landes dafür zu rauh gehalten hatte.

Als im Jahre 1685 die Hugenotten wegen ihres Glaubens aus Frankreich ausgestoßen wurden und in Deutschland, zumal in dem jetzigen Königreich Preußen, eine günstige Aufnahme fanden, brachten sie auch die Seidenzucht dahin, und wenn das deutsche Klima sich derselben anfangs auch nicht sehr zuträglich erwies, so gelang es doch der Beharrlichkeit, auch hier gute Erfolge zu erzielen. An allen unbenutzten öffentlichen Plätzen wurden auf Veranlassung der Regierung Maulbeerbäume gepflanzt; gegenwärtig erzeugt auch Deutschland schon ansehnliche Quantitäten Seide, und die Ausbreitung der Seidenzucht in Deutschland ist noch immer im Zunehmen begriffen. Oberitalien und Südfrankreich erzeugen gegenwärtig in Europa die meiste Seide, und in letzterer Gegend, besonders in der

1) spr. rosche.

Stadt Lyon, wird die Seide in größter Masse zu Stoffen verarbeitet. Doch ist Deutschland hierin auch nicht zurückgeblieben; denn in der preußischen Rheinprovinz sind Seidenwebereien entstanden, welche sich neben den französischen zu behaupten vermögen. (P. F. Kirchmann.)

42. Ein Stiergefecht.

Nichts geht dem Spanier über seine Stiergefechte, die in einem großen länglichrunden Platze (Zirkus, Arena) abgehalten werden, der rings mit Brettern gut verwahrt und mit erhöhten Sitzen für die Zuschauer versehen ist. Wochenlang spart auch der Ärmste für das Volksspiel, und Monate lang vorher und nachher wird davon gesprochen. Allgemeiner Jubel erfüllt die Stadt. Gehen wir auch dahin! Horch: Trompeten schmettern! Die Kämpfer treten ein und grüßen die Zuschauer. Jubelnd empfängt sie das Volk. Nun wird ein brummiger Stier eingelassen, die kurzen spitzen Hörner mit Blumen bekränzt. Mit hochgehobenem Schweife, mit feuersprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer“ durch den Kampfplatz. Ruhig und mit dem roten Mäntelchen in der Hand erwartet ihn der Kämpfer zu Pferde. Schon ist ihm der Stier nahe, seine Hörner scheinen sich in die Weichen des Pferdes zu bohren, sein Untergang ist gewiß; aber das Roß macht eine kühne Wendung, und vorbei rennt der Stier. Aber eben so rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn mit dem Mäntelchen von neuem, wendet sich ab und entwickelt in einer Reihe von wohlberechneten Wendungen eine bewunderungswürdige Gewandtheit und kalten Mut. Stürmischer Beifall ertönt, und ein zweiter Kämpfer löst ihn ab. Auch der reizt den Stier und verwundet ihn mit seiner Lanze; dieser stürzt wütend auf den Reiter; aber der Reiter schwenkt zur Seite ab und neckt ihn wieder. Rascher und rascher greift der Stier an; das Pferd bäumt sich, und in weitem Bogen spritzt ein dicker Blutstrom aus der Brust des zitternden Rosses. „Bravo, Stier!“ ertönen tausend Stimmen, während der Reiter mit seinem Tiere das Thor erreicht. O weh, er ist verloren! Doch nein, ein Fußkämpfer (Matador) eilt herbei, in der rechten Hand einen langen, breiten Dolch, in der linken wieder das Mäntelchen auf einem Stabe. Mit fester Haltung tritt er vor und schwingt ein paarmal sein

Mäntelchen. Der Stier hat ihn schon bemerkt. Weite Kreise schlägt er mit seinem Schweife, und mit Heftigkeit wühlt er mit den Vorderfüßen den Sand auf, dumpf brüllend wie ein ferner Donner. Wenige ängstliche Minuten verstreichen, dann tobt der Stier mit Macht auf den Kämpfer; doch der weicht seinem Stoße aus und steigert seine Wut, indem er ihm Stäbe mit krummen eisernen Spitzen an den Hals wirft. Der Stier folgt jeder Bewegung des Mäntelchens, dann stürzt er mit weitausgelegten Hörnern auf seinen Feind; indem dieser den Wütenden aber unter seinen Armen durchrennen läßt, stößt er ihm sein tödliches Schwert in den Nacken. Nichtendender Jubel erfüllt die Luft und übertönt die rauschende Musik. Von den Sitzen regnet es Gold und seidene Tücher und sogar Fächer. Der Kämpfer wischt am Haare des Tieres das Blut von seinem Dolche ab, ein Maultier aber schleppt den tapferen Ochsen, wie die Pferde, die er zum Tode beförderte, aus dem Zirkus. Ein frischer Stier wird eingelassen, und der erschreckliche Kampf beginnt von neuem.

Ob und wie viele Tiere und Menschen dabei elend umkommen, achtet man nicht. Bei einem einzigen Stiergefechte in Madrid 1852 blieben zehn Stiere und zweiundzwanzig Pferde; ein Stier allein tötete zehn Pferde und warf sechs der geschicktesten Reiter zu Boden. In drei Stiergefechten 1852 wurden auch drei Kämpfer getötet. Und dennoch gibt es für den Matador keine größere Lust, als den Kampf mit dem Stier. Der Stierkampf wird zur Leidenschaft, wie die Gemsenjagd. (Nach den Morgenblättern.)

43. Das Ei des Columbus.

Bei einem Feste, welches der Kardinal Mendōza dem Admiral Columbus zu Ehren veranstaltete, hielt er ihm eine große Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung, welche er den größten Sieg nannte, den jemals der Geist eines einzigen Mannes erfochten habe. Die anwesenden Herren vom Hofe nahmen es übel auf, daß einem Ausländer, noch dazu einem Manne, der nicht einmal von vornehmer Herkunft sei, so große Auszeichnung erwiesen würde. „Mich dünkt,“ hob einer der königlichen Kammerherren an, „der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden; der Ozean stand überall offen, und kein spanischer

Seefahrer würde den Weg verfehlt haben." Mit vornehmem Gelächter gab die Gesellschaft dieser Äußerung ihren Beifall zu erkennen, und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein jeder von uns gekonnt!" „Ich bin weit entfernt," entgegnete Columbus, „mir etwas als Ruhm anzumaßen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels zuschreiben darf; indessen kommt es doch bei vielen Dingen in der Welt, welche uns leicht ausführbar erscheinen, oft nur darauf an, daß sie ein anderer uns vormacht. — Dürft' ich," sagte Columbus zu jenem Kammerherrn gewendet, „Ew. Excellenz wohl ersuchen, dieses Ei" — er hatte sich von einem Diener ein Hühnerei bringen lassen — „so auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt?" Die Excellenz versuchte von der einen wie von der andern Seite vergeblich, das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es sich aus, es gelang ihm eben so wenig; nun drängten sich die andern dazu, ein jeder wollte den Preis gewinnen; allein weder mit Eifer noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. „Es ist unmöglich, riefen die Hidalgos[1]), „Ihr verlangt Unausführbares?" — „Und doch," sagte Columbus, „werden diese Herrn sogleich sagen, das kann ein jeder von uns auch!" Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Schlag auf den Tisch, so daß es auf der eingedrückten Schale feststand. — „Ja, das kann ein jeder von uns!" riefen die Hidalgos. Seitdem hört man oft sagen, wenn eine glückliche Erfindung gemacht wurde, zu welcher ein jeder sich gut genug dünkt: „Das Ei des Columbus!"

(Förster.)

44. Der Maure und sein Gastfreund.

Zu der Zeit, wo die Mauren aus Spanien noch nicht vertrieben waren, tötete ein spanischer Edelmann einen Jüngling von jener Nation, mit dem er zufällig in Zweikampf geraten war. Von den Begleitern des Getöteten verfolgt, entkommt er ihnen durch die Schnelligkeit seiner Füße und entzieht sich ihren Blicken, indem er über die Mauer eines Gartens steigt. Da er hier auf den Eigentümer trifft, erzählt er ihm sein Unglück und bittet um seinen Schutz, worauf jener stillschweigend eine Pfirsiche

---

1) = Edelleute.

pflückt, sie von einander bricht und dem Fremden die Hälfte davon reicht. „Wenn du diese issest," sagte er, „so bist du meiner Gastfreundschaft und meines Schutzes gewiß."

In derselben Nacht, wenige Stunden nachher, erfährt dieser Mann, daß der Getötete sein eigener Sohn ist. Seiner Verpflichtung eingedenk, bekämpft er seinen Schmerz, begibt sich zu dem Spanier, den er zu schützen versprochen, und sagt zu ihm: „Der Jüngling, den du getötet hast, war mein Sohn, der einzige Zweig meines Stammes und mein kostbarstes Eigentum. Wenn ich die Stimme einer rechtmäßigen Rache hören wollte, so würdest du von meinen Händen sterben; aber ich habe dir mein Wort gegeben; ich habe dir Schutz versprochen. Flieh, ehe dich einer der Meinigen entdeckt, indem du dich des flüchtigen Rosses bedienst, das deiner am Thore harrt. Flieh, ohne einen Augenblick zu verlieren, und danke dem Allmächtigen, der mir die Kraft verliehen hat, meinen Zorn zu bekämpfen und die Zusage zu erfüllen, die ich dir gegeben habe." (Fr. Jacobs' Ährenlese.)

45. Der Teufel in Salamanka. (Schwank.)

Als einst vor vielen, langen Jahren
Zu Salamanka im Kellergewölbe
Der Teufel auf dem Katheder saß,
Wie andre Doktoren, und derselbe
Schwarze Kunst nach eignen Heften las,
Da hatt' er viel Zulauf, das läßt sich denken;
Es wimmelt' alles auf Tischen und Bänken;
Denn er verstand sich herrlich darauf.
Und ward die Magie ihm gar zu trocken,
So gab er weislich lustige Brocken
Und spaßhafte Schwänke die Menge in Kauf.
Das war so ganz für der Herrn Magen;
Kein andres Kollegium mocht' ihnen behagen,
Und sie sahen das erstemal mit Gram,
Daß auch das Halbjahr zu Ende kam.

Das freute den Argen, und er rief schließlich:
„Gewiß ist euch meine Weisheit ersprießlich,
Das ist euch allen sicher schon klar;
Drum ersuch' ich ums billige Honorar
Und bitte mir, ich sag's grad' heraus,
Eine von euren Seelen aus
Wer zuletzt wird aus der Kellerthür gehn,
Dem will ich und soll ich den Hals umdrehn.
Wenn's euch gefällt, so mögt ihr losen."
Da fingen die Herren an zu tosen,

Schimpften den Doktor einen argen Wicht,
Schwuren insgesamt unverhohlen,
Der Teufel solle den Teufel holen.
Aber all ihr Sträuben half da nicht;
Sie mußten sich endlich bequemen,
Die fatalen Würfel zur Hand zu nehmen.

Zur Hölle verdammt war ein junger Graf,
Da er die niedrigsten Zahlen traf;
Doch behielt er den Kopf auf der rechten Stelle
Und meinte: noch gehör' ich nicht der Hölle;
Noch hat der Teufel mich nicht in den Klauen;
Drum will ich noch menschlicher List vertrauen!

Drauf stellt' sich der Teufel zur Kellerthüren
Und ließ einen nach dem andern passieren,
Und als nun der Graf als der letzte kam,
Der Teufel ihn bei der Kehle nahm.
Der aber schrie: „Hast keinen Teil an mir!
Das Los traf meinen Hintermann hier!"
Und wies auf den Schatten an der Wand;
Denn die Sonne dem Keller schief über stand.

Da hielt ihn der Teufel länger nicht;
Denn er war geblendet vom Sonnenlicht,
Und packte wütend im argen Wahn
Mit seinen Klauen den Schatten an.

Der Graf schlüpfte behend hinaus
Und lachte den armen Teufel aus.
Doch noch was Wunderbares sich fand;
Denn als er in lichter Sonne stand,
Erschraken alle und staunten sehr: —
Der Graf warf keinen Schatten mehr!

(Theod. Körner.)

46. Das Erdbeben zu Lissabon.

Auf sieben Hügeln prangte die Stadt Lissabon, und wunderschön war sie vom Tajostrom anzuschauen. Von der Stadt aus sah man den glänzenden Wasserspiegel, auf dem die Segel seefahrender Nationen im Winde flatterten. Jenseits des Tajo breitete sich ein lachendes Landschaftsgemälde aus; in den gesegneten Fluren lagen glückliche Städte und wohlhabende Dörfer. Lissabon selbst war von einer altertümlichen Mauer umringt, auf der sich siebenundzwanzig Türme erhoben. Von einem der höchsten Berge leuchtete eine Riesenburg, nach arabischer Weise erbaut, ins Thal hernieder. Außer der prachtvollen Kathedralkirche zählte die Stadt noch vierzig andere Kirchen; Mönchs- und Nonnenklöster, Kapellen waren in verschiedenen Gegenden verteilt.

Die Lage des königlichen Palastes war überaus schön; denn aus seinen Fenstern übersah man die vor Anker liegende zahlreiche Flotte und die in dem mächtigen Hafen aus allen Weltgegenden ankommenden oder dahinsegelnden Schiffe. Aber Lissabons Herrlichkeit sollte untergehen und in ihrem alten Glanze nicht wieder erstehen. Der erste November des Jahres 1755 war für die Hauptstadt ein Tag der Verwüstung und des Entsetzens. Tausende, die sich am Morgen des Lebens noch freuten, waren erschlagen, verbrannt, ertrunken, ehe der Abend graute; die prächtigen Paläste lagen in Trümmern umhergestreut. Dies Erdbeben zeigte sich in einer ungeheueren Ausbreitung und wurde in Europa, Asien und Amerika verspürt; aber am härtesten sollte Lissabon von ihm heimgesucht werden. Am Morgen des jammervollen Tages kündigte kein Zeichen in der Natur an, wie schrecklich der Abend enden werde. Der Himmel war heiter; die Sonne glänzte; es regte sich kein Lüftchen, und dem verderblichen Sturme ging eine sichere Ruhe vorher. In andachtsvollem Gebete war die Volksmenge um die Altäre niedergesunken; eine religiöse Feier durchdrang am Feste Allerheiligen die Seelen der Gläubigen, als sich etwa um zehn Uhr in den Straßen ein donnerähnliches Rollen vernehmen ließ. Darauf folgte ein Stoß und ein Schwanken und Wogen des Erdbodens. Mehr bedurfte es nicht, um Kirchen, Paläste und Hütten in Schutthaufen zu verwandeln. Für Tausende waren die eingestürzten Wohnungen ein Grab geworden, wo sie unter Balken und Mauerwerk verschüttet lagen. Den Tumult, das Gedränge, das laute Geschrei und Weheklagen, welches die Tempel erfüllte, die das Erdbeben noch verschont hatte, den raschen Übergang von der stillen Andacht zu dem Todesschrecken kann man nicht beschreiben; der erste Erdstoß warf das Haus der Inquisition um, der königliche Palast mit allen seinen Kostbarkeiten war verschwunden. Mit einem Schlage wurden alle Bewohner in dem prächtigen Jesuitenkollegium getötet, als das Gebäude einstürzte. Tausende hatten sich auf den öffentlichen Plätzen versammelt und hofften da Rettung zu finden; aber sie fanden sie nicht. Ein Hagel von Ziegeln, Balken und großen Werkstücken fiel auf sie nieder, zerschlug und zerquetschte sie. Kinder, Greise und Kranke wurden in ihren Wohnungen verschüttet; man konnte den Schutt nicht wegräumen, um zu ihnen zu kommen. Hinterher fand man sie oft unver-

sehrt, an der Qual des Hungertodes verschmachtet. Noch andere eilten dem Tajo zu, um auf Kähnen und Fahrzeugen ihr Leben zu retten; aber auch diese letzte Hoffnung ging ihnen verloren. Der Strom war durch ein unbegreifliches Wunder, zu einer Höhe von vierzig Fuß gestiegen; die noch verschonten Häuser und die Ruinen wurden überschwemmt. Wie viele kamen in den Wogen um! Ein Damm, auf dem hundert Menschen standen, versank mit ihnen. Eben so plötzlich als die Flut entstand, verschwand sie wieder. Die Schiffe standen auf schlammigem Boden. Boote wurden verschlungen; Felsen, die man sonst nicht sah, ragten in die Höhe. Die See türmte sich auf; Wellen spritzten weißen Schaum in die Luft. Es schien, als ob der Boden, auf dem die Stadt stand, verschlungen werden sollte. Jetzt zeigt sich ein neuer Feind mit gräßlicher Zerstörungswut. Es entstand ein Orkan, der finstere Staubwolken in die Luft trieb und das Licht des Tages verdunkelte. Sollte das jüngste Gericht angehen? so fragten viele mit leichenblassem Gesichte, die dem Tode entronnen waren; — sie zitterten. Ein zweiter Erdstoß folgte, der mehrere Minuten anhielt. Häuser wankten wie die schlanken Bäume im Sturmwind; mehrere fielen zusammen. Ein dritter Stoß war so erschütternd, daß man sich nicht auf den Beinen halten konnte; man mußte sich niederwerfen oder knieen. Hier, wie an die Erde gebunden, mußte man abwarten, was die kommenden Minuten über Leben und Tod, über gesunde oder zerschlagene Glieder entscheiden würden. Der Sturm war der Vorbote einer Feuersbrunst, die er anwehte und schnell weiter verbreitete. Ehe die Nacht anbrach, standen die Trümmer der zerstörten Stadt in Flammen, um den übrig gebliebenen Rest in Asche zu verwandeln. Wer konnte löschen? Wer wollte retten, was noch zu retten war? Niemand. Das Leben stand im höchsten Preise; für Irdisches wagte man es nicht. Acht Tage wütete die alles verzehrende Flamme, und statt der turmreichen, mächtigen Stadt sah man nur Aschenhaufen, schwarz angelaufene rußige Steinmassen. Tausende seufzten nach Brot, um den quälenden Hunger zu stillen. Zahllose Thränen flossen um die vermißten Eltern, die entrissenen Kinder, Wohlthäter und Freunde. Ein anhaltender Regen vergrößerte das Ungemach aller derer, die ohne Obdach unter freiem Himmel seufzten. Viele, die mit dem Leben davon gekommen waren, starben bald nachher an den Folgen des

Hungers, der Erkältung, des Schreckens und der Angst. An 40000 Menschen waren bei dem Erdbeben umgekommen.

(Müller, Wunder der Natur.)

47. Das Mädchen von Saragossa[1]. (1808.)

1. Saragossa! Saragossa! Ist der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nun in dir erschallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Kindern nun vor harter Knechtschaft bangen?

2. Saragossa! wie so still ist's auf den Mauern doch geworden!
Willst du, vor dem Feinde zagend, deine edle Freiheit morden? — —
Aber sieh, da naht ein Mädchen, sich zu den Kanonen wagend,
Brot und Wein und kühle Früchte schwer im Korb am Arme tragend.

3. Ihren Bräut'gam will sie laben, will mit Speis' und Trank ihn stärken, —
Weh', da muß sie tot bei Toten ihn zu ihren Füßen merken!
Und die Lunte, die noch glimmet, schwingt behend sie zur Kanone;
„Rache! Rache!" — ruft sie heftig, — „Feinde, kommt, daß ich's euch lohne!"

4. Und der Donner, überraschend, ruft ringsum auf allen Wällen
Die Verzagten und Erschöpften, zum Geschütze sich zu stellen,
Und, wie aufgeschreckt durch Zauber, alle Bürger dorthin stürmen;
Männer, Greise, Weiber, Kinder kämpfen schon von allen Türmen!

5. Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tausend Weisen schaffen,
Siedend Öl und Felsenstücke, alles wird zur Wehr' und Waffen.
Wütend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder;
Aber die Verzweiflung schmettert immer wieder ihn darnieder.

6. Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleischt er endlich weichen,
Aus der Luft noch überschüttet von emporgesprengten Leichen.
Saragossa! Denk', ein Mädchen hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speis' und Trank zum Bräut'gam, ach zum toten, mußte tragen!

7. Ja, erquickt durch ihre Treue und gestärkt mit ihrem Mute
Hat sie dich, als sie den Teuren liegen sah in seinem Blute!
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern — neben Mina —
Preis in Liedern, Saragossa, deine Heldin Augustina!

(Wilh. Smets.)

48. Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Manne herablassen, wie König Heinrich der Vierte von Frankreich, sei es auch nur zu einem gemütlichen Spaß.

Zu König Heinrich des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht

---

1) saragōdsa.

mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolg blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?" — „Da und daher." — „Ihr habt wohl Geschäfte zu Paris?" — „Das und das; auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt." — Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann Euch heute Gelegenheit werden." — „Aber wenn ich nur wüßte, welcher er ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe." Der König sagte: „Dafür ist Rat. Ihr dürft nur acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopfe behält, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen." — Also ritten sie mit einander in Paris ein und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen; was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader, unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nicht angeht. Also gab auch der unsrige dem Könige auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topfe habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen mit Leuten füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr," sagte er und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid Ihr der König, oder ich bin's? denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf." Da lächelte der König und sagte: „Ich bin's. Wenn Ihr Euer Rößlein eingestellt und Eure Geschäfte besorgt habt," sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will Euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten und Euch auch meinen Ludwig zeigen."

Von dieser Geschichte rührt das Sprichwort her, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopfe behält, daß man ihn fragt: „Seid ihr der König oder der Bauer?"

(J. P. Hebel.)

49. Die seltsame Pflegemutter.

Der Winter des Jahres 1709 war seit Jahrhunderten einer der kältesten und furchtbarsten für das mittlere Europa. Nicht nur auf den Landstraßen und im Freien, sondern mitten in den lebhaftesten Gassen der Städte, in den Häusern, ja in den Betten erfroren damals viele Menschen. Das stärkste Feuer in den Öfen reichte nicht hin, ein Zimmer von mäßiger Größe notdürftig zu durchheizen, während die eisernen Ofenplatten glühten, überzog sich nur 6 Schritte davon in der Nähe der Fenster das Wasser in einem Gefäß mit Eis. Bäume, sogar Felsen, in deren Klüften Wasser sich gesammelt hatte, zerborsten von der Stärke des Frostes; Sperlinge, Dohlen und Krähen fielen zuweilen tot aus der Luft herunter; ganze Ketten Rebhühner fand man im Schnee erstarrt; Hirsche und Rehe sah man wie gelähmt an Landstraßen und selbst bei menschlichen Wohnungen umhertaumeln, und als der Frühling kam, fand man viele tot in den Wäldern liegen; Weiher und Teiche, deren Wasser bis auf den Grund hinab ausfror, stanken, als sie wieder auftaueten, von der Menge der toten Fische; Wintersaaten, Reben, der größte Teil der Obstbäume waren vernichtet; Getränke und Gemüse wurden selbst in den bestverwahrten Kellern zu Eis.

In dieser Zeit großer Not trieb sich auf den Gassen von Lüneville in Lothringen in Frankreich ein armer Savoyardenknabe umher. Er war eine vater- und mutterlose Waise; sein älterer Bruder, der bisher in der Fremde sein Schutz und sein Trost gewesen war, hatte einen Botengang nach Nanzig (Nancy[1]) übernommen, um einige Franken zu verdienen, war aber nicht wieder zurückgekehrt, wie so mancher andere Wanderer. Waren ja doch selbst Reisende in den Postwagen und die Postknechte in der Hülle ihrer Mäntel und Pelze nicht genug geschützt; sondern manchmal geschah es, daß die Postwagen vor den Stationen ankamen, aber niemand aus- und der Knecht nicht abstieg; denn die Fahrenden und Reitenden waren zu Leichen geworden.

Der verlassene Knabe fand den Tag über bald da bald dort eine kleine Beschäftigung und sein knappes Brot mit Schuhputzen, Kleiderreinigen ꝛc., und mancher, der ihn auf der Gasse vor Kälte zittern und weinen sah, schenkte

---

1) spr. nan ßi.

ihm etwas. Wenn aber die Nacht kam, so erreichte sein Elend einen hohen Grad. Er hatte mit seinem Bruder in einem Zimmermannsschuppen geschlafen; als aber die Kälte so groß wurde, konnte er es dort nicht mehr aushalten. Da erbarmte sich seiner das Weib eines Stallknechts; sie wies ihm ein Schlafplätzchen in einem der Ställe des Herzogs von Lothringen an. Der kleine Savoyarde, der im Dunkel der Nacht in den Stall kam, tappte mit der Hand herum und suchte ein warmes Lager; da kam er an eiserne Stäbe hin, und wie er innen eine dicke Streu von Moos bemerkte, kroch er mit seinem kleinen, schmächtigen Körper zwischen den eisernen Stäben durch. Er war aber in den Käfig einer großen, braunen Bärin, eines wilden, zornigen Tieres eingedrungen. Wie der ungebetene Gast kam, fuhr es brummend empor; der arme Junge befahl seine Seele in einem kurzen Stoßgebet in Gottes Schutz, und dieser Schutz kam, wo er am wenigsten zu erwarten war. Die Bärin nahm den von Frost erstarrten Jungen zwischen ihre Tatzen, schmiegte ihn an sich, und er lag auf ihrem dicken Pelz so weich und bequem, daß er, der seit mehreren Nächten keine Stunde ruhig geschlafen hatte, gar bald in einen tiefen Schlaf verfiel. Am Morgen erwachte er neugestärkt, kroch aus dem Käfig hinaus und ging in der Stadt seinem armseligen Broterwerb wieder nach; am Abend kehrte er zu seiner Bärin zurück, welche ihm sogar etwas von ihrem Fressen, eingeweichtem Brot und allerhand Überbleibseln aus der herzoglichen Küche, übrig gelassen hatte. Er legte sich dann wieder zu seiner dickpelzigen Pflegemutter hin, die ihn wie gestern mitleidig in ihre Arme nahm, und an deren weicher Seite er sanfter als im Federbette schlief. So brachte er fünf Nächte im Bärenkäfig hin, ohne jemand etwas zu sagen; in der sechsten aber verschlief er die Zeit. Die Wärter, welche der Bärin ihr Futter brachten, sahen ihn zu ihrem Schrecken umschlungen von den Tatzen des großen Tieres da liegen, und die Bärin brummte gewaltig, als wollte sie es nicht leiden, daß man ihren Liebling in der Ruhe störe. Der Junge wachte jetzt auf und kam zur größten Verwunderung der Leute frisch und unverletzt aus dem Käfig heraus.

Die Sache wurde bekannt und machte in der ganzen Stadt großes Aufsehen. Der kleine, schüchterne Savoyarde schämte sich zwar aus kindlicher Albernheit, daß man ihn

hatte in den Tatzen eines Bären liegen sehen; auf Befehl des Herzogs Leopold und vor den Augen dieses guten Herrn aber mußte er in den Käfig hineinkriechen und sich von der Bärin mit mütterlicher Zärtlichkeit in die Arme nehmen und wärmen lassen, was jetzt kein Wagstück mehr für ihn war.

Der wohlthätige Herzog verstand, was Gott der Herr durch das Thun dieser Bärin ihm sagen wollte. Er ließ den Knaben kleiden, nahm ihn unter seine Dienerschaft auf, ließ ihn etwas Ordentliches lernen, und aus dem bettelarmen Savoyardenjungen ist nachmals ein in seinem Geschäft sehr brauchbarer und dabei wohlbemittelter Mann geworden.

(H. G. Schubert.)

50. Paris.

Die Franzosen haben schon ein Recht, stolz zu sein auf ihre Hauptstadt; denn an Glanz und Pracht kann sich keine andere mit ihr messen, an Größe und Einwohnerzahl steht sie in Europa nur London nach. Wenn man von Montmartre [1]), einem Berge hart an der Nordseite der Stadt, seine Blicke über diese schweifen läßt, so sieht man auf einem ungeheuern Raume Dach an Dach, Giebel an Giebel vor sich, über welche hier und da einzelne niedrige Türme sich erheben, alle überragt von dem Dome der Invaliden und der prächtigen Kuppel des Panthéon. Die Stadt liegt an der Seine [2]), und zwar zu nahezu gleichen Hälften auf beiden Seiten derselben, der Kern der alten Stadt auf einer Insel des Flusses. Den Verkehr zwischen der Insel und den beiden Seiten der Stadt vermittelt der Pontneuf [3]) (= die neue Brücke), welcher die metallene Statue [4]) des Erbauers, des Königs Heinrich IV. († 1610) trägt. In der Revolutionszeit wurde sie umgestürzt, 1818 aber wieder aufgerichtet. Auf der Insel erhebt sich auch die weltberühmte Hauptkirche von Paris, Notredame [5]) (= Unsere Frau), ein herrliches Bauwerk, welches sich mit den schönsten Domen messen kann, obwohl seine beiden Türme unausgebaut geblieben sind. Nahe bei der Kirche befindet sich das große Hospital, in welchem jährlich über 11 000 Kranke gepflegt werden. Es ist nicht möglich, die vielen prachtvollen Paläste von Paris hier aufzuzählen, geschweige denn auch nur

1) mon'mat'r. 2) sähn. 3) ponnö. 4) statüe. 5) not'rdam.

flüchtig zu beschreiben. Wir wollen nur noch nennen: die Tuilerien[1], Residenz der französischen Könige und der beiden Kaiser Napoleon; den Louvre[2], früher Königspalast, jetzt zur Aufnahme reicher Sammlungen für Kunst und Wissenschaft bestimmt; das Palais Royal[3], jetzt zu prächtigen Kaufläden und Kaffeelokalen eingerichtet; den großartigen Invalidenpalast.

Geschichtlich merkwürdig ist vor allen der Eintrachtsplatz, auf welchem sich der mit Hieroglyphen bedeckte Obëlisk von Luxor (in Oberägypten) erhebt. Von hier ging die Erstürmung der Bastille aus, wodurch das Signal zur Revolution (1789) gegeben wurde. Hier stand in der Schreckenszeit die Guillotine[4], unter welcher in nicht ganz zwei Jahren 3000 Menschen verbluteten. Auch die Häupter Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin Maria Antoinette[5] fielen hier. Auf diesem Platze sangen die Österreicher, Preußen und Russen nach dem ersten Einzuge der Verbündeten (1814) ein feierliches Tedēum.

Die Franzosen konnten es nicht verschmerzen, daß ihr „heiliges Paris“, wie sie es nennen, fremden Eroberern die Thore hatte öffnen müssen. Um die Wiederkehr einer solchen Schmach abzuwenden, hatten sie die Stadt zu einer starken Festung umgeschaffen, die durch einen Gürtel von Festungswerken um die Stadt herum uneinnehmbar schien. Gegen Ende September 1870 wurde sie von den deutschen Heeren eingeschlossen. Zwar war die Stadt möglichst gut verproviantiert worden; aber 2 Millionen Menschen fordern einen ungeheueren Bedarf an Lebensmitteln. Bis gegen Ende Januar währte die Belagerung. Vergebens waren die wiederholten Ausfälle der Belagerten, vergebens die Anstrengungen der Franzosen, den Belagerern in den Rücken zu fallen.

Die Not in Paris erreichte einen schreckenhaften Grad. Eine Taube kostete 6 Mark, ein Huhn 18 Mark, ein Pfund Butter 30 Mark. Für eine Rübe zahlte man 30 Pf., für einen Kohlkopf 4—5 Mark. Fleisch von Pferden, Hunden und Ratten verzehrte man als Leckerbissen. Zudem wütete ein Aufruhr in der Stadt. Da wurde eine Kapitulation mit den deutschen Heerführern abgeschlossen, in welcher zugleich die Friedensbedingungen im allgemeinen festgestellt waren. Die Deutschen besetzten nur die äußeren Festungswerke, nicht

---

1) tüillerien. 2) luw'r. 3) palä roajal. 4) gijotin. 5) antoanett.

aber die Stadt selbst. Diese blieb bis zum wirklichen Friedensvertrage eingeschlossen, wurde aber mit allem Nahrungsbedarf versehen. Um jeden Preis suchten die Franzosen es abzuwenden, daß deutsche Heere in Paris einrückten; aber eben so entschieden bestanden die deutschen Heerführer auf einer solchen Genugthuung für die braven Truppen, die bei der Belagerung der Stadt zur Winterszeit Hartes ertragen hatten. So mußten denn die Franzosen nachgeben und sich den Einmarsch der Deutschen gefallen lassen. Wie die Bayern bei Weißenburg und Wörth die Ehre des ersten Angriffs hatten, so sollten sie auch die ersten sein beim Einmarsche nach Paris. An der Spitze des Heeres befand sich mit seiner gänzlich zerfetzten Fahne das Leibregiment, welches auf ein Viertel seiner ursprünglichen Stärke zusammengeschmolzen war. Hatte es doch in den blutigen Kämpfen an der Loire [1]), als es am härtesten herging, innerhalb 11 Tagen 8 Gefechte und Schlachten bestanden!

Als die Bayern durch das zur Erinnerung an die Siege des ersten Napoleon errichtete Siegesthor zogen, spielten sie die Wacht am Rhein. Anderthalb Stunden währte der Vorbeimarsch der Bayern. Ihnen folgten die Preußen. Wie ein Wald ragten die tausend und aber tausend blitzenden Bajonette über die Helme empor. Mit schwer verhaltenem Grimme betrachteten die Pariser das vielbedeutende Schauspiel. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten bekennen, daß sie ihren Mann gefunden, daß deutsche Kraft und Tüchtigkeit über französischen Stolz den Sieg davon getragen. Von nun an war Frankreich nicht mehr die erste Macht in Europa. (M.)

51. Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Briënne [2]).

Der berühmte Kaiser Napoleon brachte seine Jugend als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie, das lehrten in der Folge die Kriege, die er führte, und seine Thaten. Da er gern Obst aſs, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin daselbst manchen schönen Batzen von ihm zu lösen. Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verlieſs, um nun als kenntnis-

---

1) loār. 2) briänn.

reicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr noch einige Thaler schuldig. Und als sie das letztemal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süfser Trauben brachte, sagte er: „Fraulein, jetzt mufs ich fort und kann Euch nicht bezahlen. Aber Ihr sollt nicht vergessen sein.“ Aber die Obstfrau sagte: „O, reisen Sie wegen dessen ruhig ab, edler, junger Herr. Gott erhalte Sie gesund und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann!“

Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüt ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General und erobert Italien. Napoleon geht nach Ägypten, wo einst die Kinder Israel das Zieglerhandwerk trieben, und liefert ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts, als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen sein!“ Aber ein Wort, noch immer so gut, als bares Geld, und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde, — er war aber in der Stille schon dort, und mag wohl sehr gerührt gewesen sein, wenn er da an die vorige Zeit gedachte und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit und durch so viele Gefahren unversehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte, — da blieb er auf der Gasse plötzlich still stehen, legte den Finger an die Stirne, wie einer, der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, die so ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete und ein sparsames Abendessen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?“ fragte der Kaiser. — „Ei ja!“ erwiderte die Frau, „die Melonen sind reif,“ und holte eine. Während die zwei fremden Herren die Melone verzehrten und die Frau noch ein paar Reiser an das Feuer legte, fragte der

eine: „Kennt Ihr den Kaiser auch, der heute hier sein soll?“ „Er ist noch nicht da,“ antwortete die Frau, „er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war.“ — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?“ — „Ja freilich, er hat alles ordentlich bezahlt.“ Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, Ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder Ihr müfst ein schlechtes Gedächtnis haben. Fürs erste, so kennt Ihr den Kaiser nicht; denn ich bin's. Fürs andere hab' ich Euch nicht so ordentlich bezahlt, als Ihr sagt, sondern ich bin Euch zwei Thaler schuldig, oder etwas.“ Und in diesem Augenblicke zählte der Begleiter auf den Tisch eintausend und zweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte und die Goldstücke auf dem Tisch klingeln hörte, fiel ihm zu Füfsen und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz aufser sich, und die Kinder schauen auch einander an und wissen nicht, was sie sagen sollen. Der Kaiser aber befahl nachher, das Haus niederzureifsen und der Frau ein anderes an den nämlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause,“ sagte er, „will ich wohnen, so oft ich nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen.“ Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derselben bereits ehrenvoll versorgt, und der Sohn wird auf kaiserliche Kosten in der nämlichen Schule erzogen, aus welcher der grofse Held selber ausgegangen ist. (Hebel.)

52. Ein Brandunglück in Paris.

Am ersten Juli 1810 feierte der österreichische Gesandte Fürst Schwarzenberg zu Paris die Vermählung des Kaisers Napoleon mit Marie Luise von Österreich. Tausende von Flammen erleuchteten einen Zauberpalast, der eben so eilig wie unvorsichtig erbaut worden war. Alle Künste hatten ihre Wunder vereinigt, um diesen schönen Ort zu verherrlichen; die Säulen waren mit Kränzen, Guirlanden, verschlungenen Schriftzeichen und andern sinnbildlichen Verzierungen bedeckt, denen ein leicht entzündlicher Firnis die frischesten Farben verlieh. Wer hätte geglaubt, daß die

Thränen so nahe der Freude seien? Ein Feuerstrom entstand aus einem Funken und hüllte in einem Augenblicke die herrlichen Räume ein, in denen so viele Familien sich eben dem unschuldigen Vergnügen des Tanzes hingeben wollten. Grauses Wehgeschrei und zunehmendes Schmerzensgestöhn folgte plötzlich auf den Ton der Instrumente, welche das Zeichen zum Beginn der Lustbarkeit gegeben hatten; die Wölbungen des Baues erbebten, und bald waren mehrere Opfer zerschmettert. Das wenige Wasser, das man eiligst hineinschüttete, nährte nur die verbreitete Glut; alles ward verschlungen von dem gefräßigen Schlund. Verwirrung herrschte in der Flucht; rührend aber war mitten in dem Schauspiel des Grauens und der Verzweiflung der erhabene Mut vieler Frauen, die bleich und mit aufgelöstem Haar sich in die Flammen stürzten, um ihre Töchter dem entsetzlichen Feuer zu entreißen; alle Furcht verschwand vor dem heiligen Gefühl unglücklicher Mutterliebe. In wenigen Augenblicken war der Schauplatz der Freude in einen Aschenhaufen umgewandelt. Eine allverehrte Prinzessin, die Schwester des Gesandten, verlor ihr Leben bei dem Versuche, ihr Kind zu retten, und am folgenden Tage fand man unter dem Schutt die Leiche einer andern Mutter, die ihre Tochter fest umarmt hielt. Daneben lagen Stücke eines Halsbandes, Armbänder, einige vom Feuer verschonte Diamanten nebst andern Edelsteinen und Schmucksachen — traurige Überbleibsel menschlicher Eitelkeit, deren Anblick das Auge betrübte und die traurige Seele an die Nichtigkeit unserer Güter und die Hinfälligkeit unseres Wesens erinnerte!

(Alibert.)

53. Das Feuer.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie, losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild' der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.

Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut ist der Himmel;

Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Strafsen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Strafsen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte; Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern.

Alles rennet, rettet, flüchtet;
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reifsen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengrofs.
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müfsig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Leer gebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück,
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süfser Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben, —
Und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt!

(Aus dem „Lied von der Glocke" von Friedr. v. Schiller.)

54. Die beiden Grenadiere.

1. Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen,
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

2. Da hörten sie beide die traurige Mär,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

3. Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir;
Wie brennt mir die alte Wunde!"

4. Der andre sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben;
Doch hab' ich Weib und Kind zuhaus,
Die ohne mich verderben."

5\. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind!
Ich trage beßres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind; —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

6\. „Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

7\. „Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand
Und gürt mir um den Degen.

8\. „So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach' im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

9\. „Dann reitet der Kaiser wohl über mein Grab;
Viel' Schwerter klirren und blitzen:
Dann steig' ich gewappnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!"

(Heinrich Heine.)

55. Nächtliche Heerschau.

1\. Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

2\. Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlegel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel
Reveill'[1]) und Zapfenstreich.

3\. Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten toten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

4\. Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß,

5\. Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern;
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.—

6\. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

7\. Da kommen auf luft'gen Pferden
Die toten Reiter herbei,
Die alten, blut'gen Schwadronen
In Waffen mancherlei.

8\. Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor;
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. —

9\. Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

10\. Er trägt ein kleines Hütchen;
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

---

1) rewell, der Weckruf für die Soldaten am Morgen.

11. Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

12. Die Reihen präsentieren
Und schultern das Gewehr;
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

13. Die Marschäll' und Generäle
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis'.

14. Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!" ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helëna!" —

15. Dies ist die große Parade
Im elyse'schen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tote Cäsar hält. (Jos. Christian v. Zedlitz.)

56. Dichtersprüche.

Arbeit ist Los und Lust und Leid
Für alle, die hienieden wandeln;
Gesegnet sei uns alle Zeit,
In der wir wirken, schaffen, handeln.
(Dräxler-Manfred.)

Das böse Geld, die böse Welt,
Trau keiner Außenseite!
Die Leute machen böses Geld;
Das Geld macht böse Leute. (Haug.)

Klug sich in Welt und Menschen fügen,
Gern nützlich sein, so viel man kann,
Sich selbst und andre nicht betrügen:
Die Lehre paßt für jedermann. (Friedr. Bodenstedt.)

Freund, Unrecht thun und Unrecht leiden,
Was wähltest du dir wohl von beiden?
— Ich? — Keins! denn Herz und Ehre spricht:
Laß jenes! dulde dieses nicht! (Kretschmann.)

Springst du freudig durch die Thür in dein neugebautes Haus,
Denk' aus dieser selben Thür tragen sie dich einst heraus.
(Wilh. Müller.)

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit.
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang.
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden.
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen.
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren. (Wolfg. v. Goethe.)

Viel bedenken, wenig reden und nicht leichtlich schreiben,
Kann viel Händel, viel Beschwerden, viel Gefahr vertreiben.
(Friedr. v. Logau.)

Wer Böses wider Böses thut,
Der handelt nach der Menschen Mut.
Wer Gutes wider Böses that,
Nach Gottes Art gehandelt hat.
Und Böses wider Gutes, nun,
Das nenn ich eines Teufels Thun.
(Aus Freidanks Bescheidenheit.)

Nicht den leicht'sten Fehler kannst du hegen,
Der mit schwerem Schaden dich verschone;
Doch auch nicht die kleinste Tugend pflegen,
Die sich dir nicht zwiefach lohne. (Friedr. Rückert.)

Siehst du an einem Freund sich einen Fehler zeigen,
So denk an deren zwei, die dir sind selber eigen.
Dann wird dich nicht ein dritter, der schlimmste übereilen,
Zu richten rasch und strenge, statt mit Geduld zu heilen.
(Julius Hammer.)

57. Die Holländer.

Wer nach Holland kommt, die Menschen und ihr Leben sieht, ihre Tüchtigkeit, Kühnheit, die Zweckmäßigkeit und Nettigkeit aller Einrichtungen, der steht still und wundert sich. Alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese städtegleichen Dörfer hat der denkende Mensch aus dem Schlamme herausgehoben und zum Teil den Wogen des Meeres abgewonnen. Aber wie soll man diese Menschen beschreiben? Wenn man in die holländischen Städte und Dörfer tritt und die Leute dort so still und langsam, so nett und reinlich dabei, als hätten sie mit Arbeit sich nicht sonderlich zu befassen, einhergehen sieht; wenn der Bauer steif und bedächtig in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit behaglicher Miene und langsamer, breiter Rede dem Fremden begegnet: so könnte einem einfallen, ein so stilles, bequemes Volk könne dies Land dem Meere nicht abgezwungen, diese Mauern, Türme, Wälle und Deiche nicht aufgetürmt haben; und doch ist es nicht anders! Der Holländer steht eben deswegen so behaglich da, weil er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möven und Rohrdommeln ihre heisere Stimme tönen lassen würden, wenn der Mensch nicht

hinzugetreten und mit Spaten, Schaufel und Ruder sich gerührt hätte. Freilich, die netten Kleider, die der Holländer trägt, sein stets blankes Schuhwerk, sein mit Blumen und Kräutern, mit Schnörkeln und Bildern geschmücktes Vorhaus, seine zierlichen, mit bunten Muscheln und Steinen ausgelegten Gärten, seine nett gefegten Dreschtennen, seine höchst reinlichen Stallungen möchten auf die Vermutung bringen, der Holländer sei nur für die häuslichen Geschäfte brauchbar, habe nur für Lebensgenuß Sinn und huldige bloß der Bequemlichkeit und Weichlichkeit; aber man sehe nur den Holländer am Ruder seiner Schiffe, auf den Mastspitzen — man sehe ihn nur auf dem Wasser schalten und walten: da ist er nicht der bequeme und ruhige Mensch; da bewegt er sich, wenn auch stets besonnen, rasch und kräftig; da zeigt er eine eiserne Ausdauer und den festesten Willen und eine große Aufopferungsfähigkeit.

Schmuck des Lebens, Reinlichkeit und Sauberkeit fast bis zur Übertreibung, Blumenliebe und Blumenpflege, Farbenfreude und daher hoher Sinn für Malerei kennzeichnen den Holländer. Man möchte dies, wenn es nicht geborene Anlage wäre, fast für ein Werk des überlegenden Verstandes ansehen. Hier in dieser den Geist niederdrückenden Einförmigkeit, in diesem Lande der Sümpfe, Marschen und Heiden, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen sich erheben und der Mensch hinter seinen Deichen und Wällen den Pflug und die Sense führt — hier, wo die Nähe des Meeres und die Wasser der Seen, Teiche und Gräben eine feuchte, matte Luft und einen oft umnebelten Himmel zeigen — hier, wo Torf- und Marschland, fette Erde, Torf- und Steinkohlenstaub alles in Schmutz verkommen lassen würden, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte — hier, möchte man sagen, hat er sich in der Freude an dem Netten, Heiteren und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereitet. Man muß dies um so höher anschlagen, je mehr Schmutzlande man sieht, die ihre Bewohner ruhig Schmutzlande bleiben lassen.

Aber wie dieser friesische Mann fest und still in den gewöhnlichen Zuständen des Lebens ist, eben so ungestüm und unbändig lodert sein trotziger Mut auf, wenn er seine Freiheit, seine Religion und seine Art in Gefahr glaubt. Im Mittelalter hat er sich genugsam als den Seelöwen bewährt.

(Ernst Moriz Arndt.)

58. Bruck in Holland.

Zwei Stunden von Amsterdam liegt das Dorf Bruck. Nirgends wird wohl die Sorge für die Reinlichkeit weiter getrieben als hier. Die Einwohner sind lauter reiche Kapitalisten, einzig und allein beschäftigt, alles um sich her zu scheuern und zu putzen und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben unter einander wenig Umgang. Wenn nun aber gar ein Fremder im Orte erscheint, ziehen sie sich in ihre Häuser zurück, riegeln die Thüre zu und schielen nur verstohlen durch die Spalte der schneeweißen Vorhänge, welche ihre spiegelhellen Fenster von unten bis oben dicht verhängen. Aus Furcht vor der Verunreinigung ihrer Häuser erteilen sie selten und nur ungern einem Fremden die Erlaubnis zum Eintritt. Und dann muß er seine Stiefeln an der Thüre stehen lassen und Filzschuhe anziehen, bevor er Einlaß erhält. Gleichwohl folgt beständig eine Magd mit einem feuchten Tuche seinen Tritten, um jedes Stäubchen, das er etwa hineingebracht hätte, gleich aufzuwischen.

Die Gassen des Dorfes sind so schmal, daß kein Wagen hindurch fahren kann. Das Vieh wird hinten herum in die Ställe geführt. Das Pflaster besteht aus schmalen roten und bläulichen glasierten Ziegelsteinen; man nennt sie Klinker. Diese sind in allerlei Muster gereiht, so daß es aussieht, als wären die Straßen mit türkischen Teppichen belegt. Die Häuser sind nicht groß, einige grün, andere blau, andere schwarz angestrichen. Die Dächer sind mit glänzenden Ziegeln belegt, deren grelle Farben in der Sonne spielen. Jedes Haus hat zwei Thüren. Nur die Hinterthüre wird gewöhnlich benützt. Die Thüre nach der Straße zu hat keine Treppe und wird nur bei Hochzeiten, Begräbnissen und Taufen geöffnet. Sie ist der höchste Schmuck des Hauses, stattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krausem Schnitzwerk überladen. Die Gärten vor den Häusern sind eben so wunderlich anzuschaun. Da sieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume aussehen, so verschnitzt sind ihre Kronen. Die Stämme werden mit weißer Ölfarbe angemalt. Da stehen alle möglichen und unmöglichen Tiere aus Buchsbaum geschnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. Den Boden bedecken bunte Glas-

korallen, Muscheln, Steine, Scherben im strengsten, steifsten Ebenmaß, und so gleicht ein solcher Garten einer großen, geschmacklosen Stickerei. (Nach J. Schopenhauer.)

59. London und seine Bewohner.

Auf beiden Seiten der Themse liegt London, die volkreichste Stadt der Erde; denn sie zählt über 4 Millionen Einwohner. Welches Gewühl und Leben in einer Stadt, wo beständig die Flaggen von 2000 Schiffen wehen, wo zahllose Fuhrwerke beständig die Straßen durchrollen und auf den erhöhten Seitenwegen dichte Massen von Fußgängern wogen! 2000 stattliche Wagen allein stehen an öffentlichen Orten zu eiliger Beförderung bereit, obgleich Eisenbahnen die Stadt durchkreuzen und eine Straße, der Tunnel, sogar unter der Themse wegführt. Feenhaften Schimmer verbreiten die prachtvollen Läden, besonders der Glaswaren und der Kleiderstoffe, welche, hinter große Spiegelfenster gestellt, das Auge blenden. Wie die einladenden Obst- und Konditoreiläden und Schmuckwaren, sind sie beständig von einem Kreise Schaulustiger umlagert, oder ihre Artikel werden von Damen durchstöbert. Die Paulskirche ist die größte der protestantischen Christenheit, die Börse die erste der Welt. Die bürgerlichen Häuser aber sind klein und schmal, weil jeder Engländer allein wohnen will; inwendig ist aber alles höchst reinlich und bequem, und Hausflur und Zimmerboden auch der Ärmeren sind mit Teppichen belegt. Die Engländer machen sich's wohnlich; denn der Mann weilt gerne in seiner Familie, ist sehr selten im Wirtshause, und die Frauen lieben die Zurückgezogenheit in einem Lande, wo alles unglaublich teuer ist, und wo auch der Sonntag keine Erheiterung zuläßt. Spiele am Sonntag Klavier, und bald wird sich der Pöbel schimpfend vor deinem Fenster versammeln, und spiele Karten, so läufst du Gefahr, sogar von deinem Hausherrn angeklagt zu werden. (Grube.)

60. Tobias Witt.

1. Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbteil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichten, die er

1) spr. lond'n.

sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poëtisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

1. Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, fing der alte Witt an und schmunzelte, wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, warum nicht gar? Einen Narren? — Hui, dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an, — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfui! Sprich du lieber mit andern. — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till. Hatt' ich da recht? —

Ei jawohl, allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum; das war der Tanzmeister Herr Flink. Der guckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum, und den, Herr Till, — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf?

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt du's

denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till. So hab ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimnis.

2. Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau, Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände gar lieber in den Schoß und bleibe zuhause. —

Ach, nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine uud Sparren, und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Ratsherr. Der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Plump! lag er da, brach das Bein und hinkt noch heutigestags davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja, sieht Er! Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein anderer gegangen; das war der Stadtpoëte, Herr Schall. Der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübselig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau, wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja, freilich! Daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

3. Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen, das seh' ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler wert ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein? —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Historchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar trolliges Männchen, Herr Grell mit Namen. Der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder, wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? sie haben ja auch bei dem Bankrotte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht wert. Eine Kleinigkeit von ein — hunderter[1]) fünfe. — Er saß in schönen Umständen der Mann; aber wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, was er wollte?

---

1) = an 500.

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja, recht! Mein Gedächtnis verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler Tomm; der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Warenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums himmelswillen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld, fing er an, viel Geld! — Und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte: — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete; Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Warenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm besser?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: Viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten innen wohnte, ich habe mir beide gemerkt, und da spreche ich nun nach Zeit und Gelegenheit bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Warenlager gefällt mir.

Er wollte also?

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Not hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell. (J. J. Engel.)

61. Das Glück von Edenhall.

1. Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall;
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

3 Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk roten ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall;
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

4. Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei;
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

5. Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

6. Erst klingt es milde, tief und voll
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll;
Zuletzt erdröhnt wie Donnerschall
Das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Es dauert länger schon, als recht;
Stoßt an, mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall!"

8. Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt.
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

9. Einstürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall;
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall';
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glückes von Edenhall.

11. „Die Steinwand", spricht er, „springt zu Stück;
Die hohe Säule muß zu Fall;
Glas ist der Erde Stolz und Glück;
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall." (L. Uhland.)

62. Vor dem Gesetze sind wir alle gleich.

Prinz Heinrich, der im Jahre 1413 seinem Vater, dem König Heinrich IV., auf dem Throne von England folgte, hatte einen Kammerjunker, der ihm trotz mancher verwickelter Streiche sehr lieb war. Der Junker wurde eines Tages, da sein Mutwille das Maſs überschritten hatte, von dem beleidigten Teile vor dem höchsten Gerichtshofe angeklagt und, da er schuldig befunden ward, sogleich verhaftet.

Als Prinz Heinrich dieses hörte, wurde er höchlich darüber aufgebracht, daſs man dabei so wenig Rücksicht auf seine hohe Person genommen habe, zu deren nächster Bedienung der Gefangene gehörte. Er stürmte sogleich in den Gerichtssaal und sprach zornig zu den Richtern: „Ich befehle, daſs mein Diener auf der Stelle in Freiheit gesetzt werde!“ Ruhig aber erhob sich der Präsident des Gerichtshofes, Sir William Gascogne[1]), und antwortete: „Prinz, ich ehre Ihren Befehl; aber ich gehorche dem Gesetze. Ihr Diener ist verurteilt. Wollen Sie ihn aus dem Kerker retten, so wenden Sie sich an den König; denn das Gesetz gibt dem König das Recht der Begnadigung.“

Der Prinz wollte den Unterschied zwischen Befehl und Gesetz nicht verstehen und selber das Recht haben, das Urteil des Gerichts aufzuheben. Er beharrte auf seinem Verlangen, wurde ungebärdig, schimpfte und drohte. „Halt!“ rief da der Lord-Präsident, „Sie sind strafbar, Prinz, weil Sie sich vergangen haben. Ich stehe hier im Namen des Gesetzes und an der Stelle des Königs, Ihres Vaters. In beiden Rücksichten sind Sie mir unbedingten Gehorsam schuldig. Prinz, ich befehle Ihnen demnach, von Ihrem Vorhaben abzustehen und Ihren künftigen Unterthanen ein besseres Beispiel von Ehrfurcht vor den Gesetzen zu geben. Jetzt aber werden Sie wegen Verletzung dieser schuldigen Ehrfurcht sich sofort in Gefangenschaft begeben und so lange drin verbleiben, bis der König Ihnen seinen höchsten Willen kund thun wird.“ Der Prinz stutzte und ward von der gesetzlichen Hoheit und der Ruhe des Richters so betroffen, daſs er freiwillig seinen Degen abgab, eine ehr-

1) spr. ser uilljäm gaſskon.

furchtsvolle Verbeugung machte und sich, ohne ein Wort zu sagen, in Verhaft führen liefs.

Der Vorfall wurde sogleich dem Könige berichtet. Die Höflinge äufserten einen heiligen Zorn gegen die Anmafsungen des Richters und flüsterten schon von Majestätsverbrechen. König Heinrich hob Hände und Augen gen Himmel und sprach in freudigem Tone: „Gütiger Gott, wie soll ich dir genug danken! Du gabst dem Lande einen Richter, der sich durch keinen Befehl und durch keine Drohung von der Treue gegen Recht und Gesetz abbringen läfst, und du gabst mir einen Sohn, der seinen Befehl dem Rechte und dem Gesetze aufgeopfert hat.“ (Heinr. Zschokke.)

63. Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient; da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter; gebt mir meinen Lohn!“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienst war, so soll auch der Lohn sein,“ und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nachhaus.

Wie er so dahin ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferde vorbei trabte. „Ach,“ sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh' und kommt fort, er weiß nicht wie.“ Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?“ — „Ich muß ja wohl,“ antwortete er, „da habe ich einen Klumpen heim zu tragen; es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad' halten; auch drückt mich's auf die Schulter. — „Weißt du was?“ sagte der Reiter, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen. — „Von Herzen gern,“ sprach Hans; „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn's

nun recht geschwind gehen soll, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp hopp! rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp hopp! zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich her trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauern: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob' ich mir eure Kuh; da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb' ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" — „Nun," sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab' ich Durst, so melk' ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittag- und Abendbrot, rein auf und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen," dachte Hans: „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum

und stellte, da er keinen Eimer hatte, seine Ledermütze unter; aber so sehr er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!“ rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch! Die Kuh will wohl keine Milch geben; das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten.“ — „Ei, ei,“ sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann; was gibt's für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel; es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! Das schmeckt anders; dabei noch die Würste!“ — „Hört, Hans,“ sprach der Metzger, „Euch zu Liebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen.“ — „Gott lohn' Euch Eure Freundschaft!“ sprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge; begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch sagte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal,“ fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist! Die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen.“ — „Ja,“ sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht; aber mein Schwein ist auch keine Sau.“ Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört,“ fing er darauf an,

„mit Eurem Schweine mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stalle gestohlen worden; ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schweine erwischten; das Geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang. „Ach Gott," sprach er, „helft mir aus der Not! Ihr wißt hier herum besser Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans!" — „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen," antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einen Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege," sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heraus-träufeln wird, das Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr, und endlich die schönen, weißen Federn; die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt ein-schlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren; sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind
Und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch geht's wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." — „Ja," antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?" — „Die hab' ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." — „Und das Schwein?" — „Das hab' ich für eine Kuh gekriegt." — „Und die Kuh?" — „Die hab' ich für mein Pferd bekommen." — „Und das Pferd?" — „Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben." — „Und das Gold?" — „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." — „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt," sprach der Schleifer, „könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der

Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so ist Euer Glück gemacht." — „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden wie ich; dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein; das andere findet sich schon von selbst. Da hab' ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft; dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" — „Wie könnt Ihr noch fragen?" antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; hab' ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?" reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun," sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt, und Ihr eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt hin und hebt ihn ordentlich auf!"

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein!" rief er aus: „alles was ich wünsche, trifft mir ein wie einem Sonntagskind." Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden, auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und mußte jeden Augenblick halt machen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken; da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freude auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art und, ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich gewesen wären. „So glücklich wie ich," rief er aus, „gibt

es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war. (Grimm.)

64. Die Kohlenminen bei Newcastle[1]).

Ich denke nie ohne Aufregung der Stunde, da ich zum erstenmale ein englisches Kohlenbergwerk besuchte. Es war im hohen Sommer. Schwül war die Luft; schwarze, weißrandige Gewitterwolken standen am Himmel; von der Erde aber, vor uns, stiegen dichte Rauchwolken auf, die alle Gegenstände in einen dunkeln, grauen Schleier hüllten. Wie wir weiter kamen, umgab uns ein rußiger, stinkender Dampf und raubte uns jede Fernsicht. Aus der Tiefe wurden unheimliche Töne hörbar: — das Ächzen der Pumpen, das Stöhnen der Dampfmaschinen, das Rasseln der auf- und absteigenden Wagen, das Sprengen der Kohlenmassen unter unseren Füßen. Das Dröhnen in den Eingeweiden der Erde, dazu die auf den Eisenbahnen zum Strome dahin rollenden Wagen, welche eine unsichtbare Kraft zu bewegen schien, das geschäftige Hin- und Hereilen der schwarzen, berußten Menschen gaben der ganzen Scene etwas Grauenhaftes. Plötzlich zerspaltete sich das Gewitter über uns; der Himmel wurde zum Feuermeere, der Donner brüllte, der Regen stürzte in Strömen nieder. Wir eilten zum nächsten Zechenhause, einem weiten Gebäude mit turmhohen Schlöten, und traten ein.

An die Stelle der Beängstigung trat zuerst Staunen, dann Bewunderung. Alles in dem Hause war in Kohlenstaub gehüllt, schwarz, finster; aber allenthalben in den weiten Räumen herrschte Regelmäßigkeit und Ordnung. Den Hauptplatz nahm die große Dampfmaschine ein, die Seele des Ganzen. Sie hatte eine Kraft von 300 Pferden, und die riesigen Cylinder von 1½ m Durchmesser hoben sich so ruhig auf und nieder, daß man kaum ein Geräusch vernahm. Ein gußeiserner Wagebalken, 400 Zentner schwer, regelte ihre Wirkung; ruhig senkte sich der herkulische Hebel und hob sich wieder in stetem Wechsel. Hundertfältiges Räderwerk und Getriebe ging so still und sanft wie ein Uhrwerk. Neben der Maschine öffnete sich ein Schlund der Tiefe. Wagen mit Kohlen beladen, Bergleute, schwarz

1) spr. njukaßl.

wie das, was sie ausbeuteten, Beamte mit rußigen Gesichtern kamen herauf und verschwanden schnell wie die Schatten. Bei aller Thätigkeit um und neben und über und unter uns war nirgends Lärm, nirgends Verwirrung. Überall herrschte Eile ohne Übereilung; überall That, nirgends Worte.

Auf die Einladung des uns begleitenden Offizianten[1]) stiegen wir in einen leeren Kohlenwagen, der eben in den Schacht einfahren wollte, und auf ein Zeichen ging es mit Blitzesschnelle hinab an 100 m tief. Wir hielten an der ersten Galerie, wo das oberste Kohlenflöz[2]), das hier eine Dicke von 1 ½ m hatte, ausgebeutet wurde, und stiegen aus, um die Kohlengewinnung selbst zu betrachten. Ein Bergmann eilte auf das mit der Pfeife gegebene Zeichen des Offizianten herbei und führte uns zur nächsten Arbeitsstrecke. Eine über 3 m lange Wand sollte eben mittels eines mit Pulver gefüllten Bohrloches abgesprengt werden. Der Schuß geschah; eine Kohlenmasse von mindestens 300 Zentnern stürzte herein, meistens in so großen Stücken, daß sie drei Mann nicht bewegen konnten, und daß sie mit Hammer und Keil gespalten werden mußten. Dann wurden die am Boden liegenden Kohlen in die schon bereit stehenden, auf Schienen laufenden Körbe geschafft, und während dessen trat ein Aufseher herzu, mit einem Buche in der Hand, der nachsah, ob die Körbe gehörig gefüllt waren, ihre Anzahl notierte, sich dann auf den hintern Korb setzte und sich mit dem ganzen Zuge von einem der Arbeiter an den Füllort der Strecke laufen ließ. Die andern zwei richteten inzwischen eine neue Kohlenwand zum Sprengen zu, und nach einer Viertelstunde, auf dem Rückwege aus der Grube, hörten wir schon den Schuß, der die Erneuerung der eben beschriebenen Arbeiten anzeigte. Am Füllort, unterm Schacht, sahen wir die mit Räder versehenen Kohlenkörbe am Hebeseile befestigen; im Nu sind sie oben, stürzen sich in einen hölzernen Schlauch, dessen schiefliegender Boden mit Siebdraht überflochten ist, reinigen sich hierdurch und kommen in gröbern Stücken zur Bank, wo sie von Weibern und

1) Offiziant = Beamter, Bediensteter.

2) Die Steinkohle findet sich in großen Schichten von unbestimmter Dicke in den Bergen über einander gelagert, durch Schichten anderer Mineralien von einander geschieden. Der Bergmann nennt diese Schichten „Flöze“; daher auch der Name „Flözgebirge“.

Kindern schnell in große, mittelgroße und kleine Stücke sortiert und dann in eiserne Wagen, jeder von 100 Zentnern Inhalt, gefüllt werden, die auf der geneigten Fläche einer Eisenbahn von selbst zum Quai [1]) am Flusse laufen, wo sie sich in die harrenden Schiffe stürzen.

Die Bergleute in den englischen Kohlengruben haben eine sehr schwere Arbeit. Sie sind meistens von bleichem, kränklichem Aussehen, ihre Stimme ist rauh, ihr Atem kurz, ihre Augenlider geschwollen; das Tageslicht ist ihnen beschwerlich. Schrecklich ist die Arbeit derer, welche die Kohlen aus schmalen Schichten gewinnen, in welchen sie oft nur liegend, oder in ganz gekrümmter Stellung arbeiten können; und gerade in diesen schauerlichen Höhlen, die oft an 300 m tief sind und sich wie Dachslöcher fortwinden, ist die Zuführung frischer Luft am schwierigsten und die Gefahr vor dem fürchterlichen Kohlengas [2]) am größten. Nicht immer ist eine solche Gefahr durch die Anwendung einer Sicherheitslampe zu vermeiden, und wie häufig die Unglücksfälle noch sind, beweist die öffentliche Angabe, daß in den letzten Jahren durchschnittlich 1100 Personen in den britischen Kohlengruben durch Gasexplosion ums Leben gekommen sind. Wenn eine Explosion eintritt, was in großen Werken, wo wohl 800 bis 1000 Bergleute arbeiten, ziemlich häufig geschieht, und dann aus der entzündeten Luft Blitze zucken, so ertönt die Alarmglocke; alle Arbeiter springen im Nu von der Arbeit, werfen sich platt auf die Erde nieder, oder eilen dem Schachte zu. Man hat Beispiele, daß die ganze Grube so mit Gas angefüllt war, daß die Entzündung sich durch alle Räume verbreitete und hunderten von Bergleuten auf einmal den Tod brachte. Darum ist auch das Zuführen von frischer Luft ein sehr notwendiges Bedürfnis. Die Bewachung der Wetterthüren in den Gruben, die auf gewisse Zeichen geöffnet und geschlossen werden müssen, ist gemeiniglich der Dienst für Alte oder Kinder. Ein schändlicher Mißbrauch der Kinderkräfte! Mit Schaudern sah ich einst ein Mädchen von sieben Jahren im zerrissenen

---

1) spr. kä. Ein Quai oder Kai ist die gemauerte Einfassung eines Flusses oder Hafens.

2) Kohlengas ist eine Luftart, die sich häufig in den Bergwerken findet; der Bergmann nennt sie „Schwaden oder böse Wetter". Brennende Lichter verlöschen in dieser Luftart augenblicklich; eingeatmet tötet sie auf der Stelle.

Kleidchen an so einem Pförtchen der Unterwelt stehen, das geschwärzte Gesichtchen mit Thränen bedeckt, und jammernd, daß die ersehnte Stunde der Ablösung (das Kind wurde erst nach 8 Stunden abgelöst) noch nicht herbeikommen wollte. (Jos. Meyer.)

65. Die Steinkohle.

Wohl ist der Diamant der allerkostbarste Stein; denn er ist so rein und weifs wie das Sonnenlicht selber, dazu härter als der härteste Stahl, und wenn man ihn zum Brillanten schleift, ist er wie das Tautröpflein, in welchem die Sonne sich spiegelt, selber eine Sonne im kleinen.

Darum setzen Könige und Fürsten diesen Edelstein als den schönsten Schmuck in ihre Kronen, diesen Stein, der so selten und unter den Menschen so hochgeachtet ist, dafs man für einen Diamanten, der nur 1 Lot wiegt, viele hundert Pfund des besten Goldes mit Freuden gibt.

Viel gemeiner ist der schwarze Diamant, der aller Orten mit den Menschen verkehrt, ihnen Licht und Wärme, Arbeit und Nahrung gibt, der die Menschen mit Windeseile über Länder und Meer führt und in allen Weltteilen zu vielen tausend Zentnern aus der Erde gegraben wird, die Steinkohle. Der Diamant ist eine Kohle, welche in der geheimnisvollen Werkstatt der Natur zu Krystall gebildet ist; die Steinkohle ist nicht minder ein Edelstein, der Schatz des arbeitenden Volkes. In einer Zeit, wo die reichsten Wälder zum Teil mit frevelndem Übermute vernichtet sind, wo der Bau von Schiffen, Eisenbahnen und Fabriken alljährlich Millionen von Bäumen verschlingt, erschliefst der Schofs der Erde unermefsliche Wälder, welche vor vielen tausend Jahren, als noch kein menschlicher Fufs auf Erden wandelte, untergegangen sind. Was jetzt als Farnkraut, Schachtelhalm und Bärlapp wächst, gedieh in jener Urzeit auf unserem Planeten zum Teil zu riesigen Bäumen. Dieses Riesengeschlecht von Pflanzen ward durch Stürme gebrochen und durch die Wogen des Meeres unter Schlamm und Schutt begraben. Durch den Druck von oben und die Wärme von unten wurden diese mächtigen Holzmassen im Laufe der Jahrtausende zu Braunkohlen und abermals nach Jahrtausenden zu Steinkohlen. So wächst noch heute auf feuchtem Moorgrund durch allmähliches

Absterben der Moosdecke jener kohlenhaltige, brennbare Stoff, den wir Torf nennen. Je älter der Torf wird, desto schwärzer wird er und wegen des Drucks der immer neu sich bildenden Schichten auch immer dichter. An vielen Steinkohlen, welche dem bloſsen Auge nur wie ein dichter, glänzender Stein erscheinen, hat das Mikroskop noch den zelligen Bau der Pflanzen entdeckt, und hier und da lagert in der schwarzen Masse noch ein deutlich zu erkennender Baumstamm, und besonders häufig finden sich Blätter wie vom Farnkraute. Die Lager der Steinkohlen sind ½—1 m mächtig, zuweilen jedoch bis 11 m stark. In Amerika bei Santa Fe de Bogota finden sich Steinkohlenlager, welche 2400 m über dem Meeresspiegel liegen, in England bei Whitehaven gräbt man sie gegen 100 m tief unter dem Meeresspiegel.

Die Beschaffenheit der Steinkohle ist sehr verchieden, je nachdem Schwefel und andere Mineralien ihr beigemischt sind, oder der Kohlenstoff möglichst rein vorhanden ist. Die Glanzkohle ist die beste; sie ist von sehr festem Kern, hat metallischen Glanz, einen würflichten Bruch und besitzt eine solche Härte, daſs man sie schleifen und polieren kann wie den Diamant. Zwölf Pfund vom härtesten Buchenholz geben kaum so viel Hitze als sieben Pfund der guten Steinkohle. Im Feuer flieſst sie zu einer Art von Kuchen zusammen und läſst wenig Asche und Schlacke zurück, da hingegen die minder gute Schieferkohle mit einer lodernden Flamme leicht verbrennt und viel Asche und Schlacken hinterläſst. Um den flammenden Wasserstoff und den übelriechenden Schwefel ganz aus der Steinkohle zu entfernen, verkohlt man sie noch einmal, d. h. man verbrennt sie ohne Zutritt der Luft, wie das Holz im Meilerhaufen zu Kohle verbrannt wird. So gewinnt man die Kochkohlen (Coaks)[1]), die im kleinsten Raume den meisten Wärmestoff bergen.

Diese Kohle ist es besonders, welche den Schiffen und Wagen Flügel gibt, die in den Fabriken arbeitet, welche Herd und Wohnstube erwärmt und die Steinkohle selber aus der dunklen Tiefe hervorholt. Die Kraft des erfinderischen Menschengeistes hat aber auch den ruſsi-

---

1) spr. koks.

gen und schmutzigen Rauch der Steinkohle benutzt, welcher eine Menge von Öl und Leuchtgas in sich birgt. Aus den eisernen Röhren, in welchen man den Rauch gefangen hält, fliefst der dicke, schwere Teer, und es strömt auch das leichtluftige Gas heraus, das in reinster, hellster Flamme die Nächte auf Erden erleuchtet. In den Strafsenlaternen, in den niedrigen Zimmern des Arbeiters, in den Sälen der Fabriken und in den Prunkgemächern der Paläste erglänzen die Gasflammen und machen die Nacht zum Tage. So gleichen die schwarzen Diamanten noch mehr der Sonne als die weifsen; denn sie geben zugleich Licht und Wärme.

Aber die Menschen verkennen oft ihre besten Freunde und achten sie gering. So ist auch das schwarze Gold, welches im Bunde mit dem Eisen für den thatkräftigen Engländer das Mittel geworden ist, mit welchem er die erkämpfte Weltherrschaft fort und fort behauptet, anfänglich schnöde von ihm behandelt worden. Ums Jahr 1316 wurden die ersten Steinkohlenblöcke von Newcastle nach London gebracht und waren den Schmieden und Brauern als wohlfeiler Brennstoff sehr willkommen. Aber ihr dicker, schwarzer Rauch veranlafste sogar eine Bittschrift des Parlaments an den König Eduard II., worin er gebeten wurde, den Gebrauch dieses pestilenzialischen Brennstoffes zu verbieten, wenn er den Reiz eines frischen Gartens, den Vorzug eines reinen Antlitzes, die Annehmlichkeit weifser Wäsche schätze und nicht wolle, dafs seine loyalen Unterthanen ersticken sollten. Der König verbot den Gebrauch dieser lästigen und ungesunden Substanz. Aber Geldstrafen und selbst das Zerstören der Herde und Öfen konnten nicht hindern, dafs man die wohlfeile Steinkohle bezog und gebrauchte. Endlich hörte der Widerstand auf, als man sich überzeugte, dafs niemand von den Steinkohlen erstickte oder vergiftet wurde, und die Erlaubnis zur Einfuhr der Kohlen für die Londoner Stadtkasse wurde so gewinnreich, dafs dieselbe ums Jahr 1613 50 000 Pfd. Sterling[1]) jährlich bezog; erst 1830 wurden die lästigsten auf den Steinkohlen ruhenden Abgaben aufgehoben, und erst von da an konnte der nützliche Brennstoff seinen vollen

---

1) 1 Pfd. Sterling = nahezu 20½ ℳ.

Segen entfalten. Im Jahre 1845 betrug die Ausbeute in England 34 500 000 Tonnen (1 Tonne = 20 Zentner). Welch ein Reichtum ruhet in der Erde! Und je tiefer man gräbt, desto unerschöpflicher scheint der Vorrat zu werden.

Kein Volk hat wie das englische gerungen mit den bösen Wettern und den rauschenden Wassern der Tiefe und keins diese Dämonen der Erde so kräftig durch Maschinen bezwungen. Man mufs erstaunen über die Kühnheit, mit welcher der Engländer seine Werke angelegt, und über die Raschheit, mit welcher er sie ausführt. Das Steinkohlenbergwerk bei Newcastle in Northumberland[1]) ist eins der gröfsten Wunderwerke des Menschengeschlechts. Es geht tiefer als die Erzgruben auf dem Harze und erstreckt sich beinahe eine halbe Meile unter das Meer hin, so dafs Kriegsschiffe über den Köpfen der Arbeiter hinsegeln. Gegen 30 000 Menschen und 2500 grofse und kleine Schiffe werden hier beschäftigt, in deren Dienst sich eine Menge guter Seeleute für den Staat bildet. Um die Gruben von den bösen Dünsten zu reinigen und beständig frische Luft zu erhalten, hat man künstliche Ventilatoren oder Luftzüge angebracht. Damit die brennbaren Gase nicht von den Grubenlampen der Bergleute entzündet werden, hat man die Lichter mit einem Drahtnetz umgeben.

Doch aller Vorsicht ungeachtet kommt zuweilen in den Minen Feuer aus, und das ist dann schwer zu löschen. Greift es um sich, so mufs man die Grube verlassen; manche brennen oft jahrelang fort und eröffnen dann hier oder dort ihren fürchterlichen Schlund gleich tobenden Vulkanen. Wenn die Gase sich entzünden, so ist die Zerstörung fürchterlich; die entfernten Arbeiter können sich noch wohl retten, aber die nächsten sind verloren. Wie viel hundert Menschen sind auch von den herabstürzenden Massen verschüttet oder verstümmelt worden, die plötzlich das Werk von Menschenhand zerstören, wie man die Schale eines Eies in der Hand zerdrückt! Und dennoch arbeiten die armen Bergleute fort und fort und gehen immer wieder rüstig an ihr Tagewerk zu Nutz und Frommen des ganzen Menschengeschlechts.

(Aug. Wilh. Grube.)

---

1) spr. northömberländ.

66. Rätsel.

1. Ein Riese ist's, entstammet einem Paar,
Das fremd und feindlich allezeit sich flieht;
Kalt ist die Mutter, welche ihn gebar,
Der Vater, der ihn zeugte, heiß erglüht.

2. Ein Riese ist's; doch seine Riesenkraft
Wird niemals in der Freiheit offenbar;
Erst wenn du ihn gethan in enge Haft,
Wird er entfalten sie gar wunderbar.

3. Denn keine Arbeit wird ihm je zu viel;
Zu schwer zu tragen wird ihm keine Last;
Als wäre Satanas dabei im Spiel,
Vollbringt er dein Geheiß mit Blitzeshast.

4. Er dient als Sklave dir zu allerlei,
Als Weber, Müller, Kutscher, Schiffer, Koch,
Als Schlosser, Schmied in Eisen, Kupfer, Blei,
Und weiß der liebe Himmel wozu noch.

5. Doch fühlt er sich in seiner Haft beengt;
Drum tobt und rast und poltert er so sehr,
Und weh! wenn plötzlich er die Fessel sprengt,
Tod und Verderben streut er rings umher.

(A. Brecher.)

67. Georg Stephenson, der Begründer des Eisenbahnwesens [1]).

Die Engländer waren es, welche zuerst die gewaltige Kraft des Dampfes in den Dienst des Menschen nahmen. James Watt [2]) ist der Vater der Dampfmaschine, Georg Stephenson [3]) aber der Erfinder der Lokomotive und dadurch der Begründer unserer Eisenbahnen. Die Geschichte dieses Mannes zeigt uns so recht, wie ein verborgenes Talent durch Fleiß und Ausdauer auch aus den niedrigsten Verhältnissen sich emporarbeitet.

G. Stephensohn war armer Leute Kind und mußte sich bald seinen Lebensunterhalt selbst verschaffen. Er war in einer Kohlengrube als Maschinenbursche angestellt und verdiente in der Woche 12 Schillinge, mußte aber täglich 12 Stunden bei seiner Maschine zubringen, so daß er nur wenig freie Zeit hatte. Achtzehn Jahre war er alt geworden,

1) Dessen Vorläufer waren Papin (spr. papäng), geboren in Frankreich, Professor zu Marburg in Hessen, der Franzose Salomon de Caus (spr. salmong de ko) und die Engländer Saverie (spr. sawri) und Newcomen (spr. njuköm). 2) dschems u-ott. 3) stifn'ß'n.

ohne lesen, viel weniger schreiben zu können; denn es war seinen armen Eltern nicht möglich gewesen, ihrem Sohne auch nur dürftigen Unterricht geben zu lassen, und Schulen mit unentgeltlichem Unterrichte gab es damals in England nicht. Aber doch hatte Stephenson von Haus aus köstliche Schätze, Schätze von höherem Werte als Geld und Gut: einen kräftigen Körper und gute Gesundheit, einen klaren Verstand, einen strebsamen Geist, und dann die Gewöhnung an Mäßigkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit.

Seine freien Stunden verwandte Stephenson hauptsächlich dazu, die Pumpmaschine, bei der er beschäftigt war, aus einander zu nehmen, um sie durch und durch kennen zu lernen. Er hielt sie so reinlich, wie der Holländer seine Küche; stets fand er an ihr zu putzen und zu scheuern.

Unter seinen Kameraden befanden sich einige, welche lesen konnten. Da gab es denn für unsern Georg keinen größeren Genuß, als wenn ihm ein Kamerad beim Scheine des Maschinenfeuers aus einem Buche oder aus einer Zeitung vorlas.

Ein weiterer Lieblingszeitvertreib für ihn war das Modellieren von Maschinen aus Lehm. Als man ihm sagte, daß man von gar vielen wundervollen Maschinen, welche die Menschen schon erfunden hätten, nur aus Büchern sich Kenntnis zu verschaffen vermöge, da fühlte er so recht, wie unglücklich der sei, der nicht einmal lesen könne. Er nahm sich vor, trotz seiner 18 Jahre die Kunst des Lesens noch zu lernen. In einem benachbarten Dorfe war eine Abendschule, besucht von einigen Grubenarbeitern und den Söhnen der in der Umgegend wohnenden Landleute. Dahin ging Stephenson wöchentlich dreimal in Begleitung eines Kameraden. Im Lesen machte er rasche Fortschritte; schwerer gings mit dem Schreiben. Als er im Alter von 19 Jahren seinen Namen schreiben konnte, freute er sich, als ob er ein Königreich gewonnen hätte.

Nach einiger Zeit kam ein schottischer Vikar in Stephensons Heimatsgemeinde und errichtete allda eine Abendschule. Stephenson besuchte nun diese, und da der Vikar ein tüchtiger Rechenmeister war, lernte unser Maschinenbursche auch rechnen. Das fiel ihm viel leichter als das Schreiben, ja ein Heizer, der mit Stephenson zugleich den Rechenunterricht begonnen hatte, sagte, dieser habe so schnell rechnen gelernt, daß es ihm unbegreiflich gewesen sei.

Schon ums Jahr 1630 hatte ein Grubenbesitzer in der Nähe von Newcastle [1]) von seinen Kohlengruben bis zu den Kohlenniederlagen am Tynefluß [2]) hölzerne Schienen gelegt, worauf schwerbeladene Wagen von einem Pferd gezogen wurden. Etwa zur gleichen Zeit hatte Salomon de Caus behauptet, es sei möglich, durch Wasserdämpfe Schiffe und Wagen fortzubewegen, wurde aber, da er sich an den König von Frankreich gewandt hatte und sich nicht abweisen ließ, für einen Narren erklärt und ins Irrenhaus gesperrt. Inzwischen hatte man allerdings Dampfmaschinen hergestellt, aber nur feststehende. Stephenson griff den Gedanken des Salomon de Caus wieder auf und fand bei einem Lord Teilnahme für seine Pläne. Dieser gab das Geld zur Erbauung einer beweglichen Maschine her, obwohl überkluge Köpfe ihn einen Narren schalten, der sein Geld wegwerfe.

Doch hatte Stephenson noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, bevor er den Bau seiner Lokomotive beginnen konnte. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, Arbeiter zu finden, welche vom Maschinenwesen genug verständen, um seine Zeichnungen ausführen zu können. Gute Mechaniker waren damals überhaupt noch sehr selten, in den Kohlenwerken aber kaum zu bekommen; auch die Werkzeuge, welche man in diesen fand, waren noch sehr roh und plump. Stephenson mußte seine Arbeiter erst selbst schulen und unterrichten.

Endlich — im Jahre 1814 — war die erste Lokomotive fertig, und am 25. Juli brachte man sie zuerst auf die Eisenschienen, welche man schon früher an Stelle der hölzernen gesetzt hatte. Der Versuch war gelungen. Die Maschine zog mit einer Geschwindigkeit von 4 englischen Meilen auf die Zeitstunde 8 schwerbeladene Wagen von einer Gesamtlast zu 30 Tonnen (à 20 Ztr.). Wohl war die Maschine ziemlich plump und unvollkommen; auch berechnete sich bei ihrem Gebrauche kein Gewinn gegenüber der Verwendung von Pferden, und schneller kam man mit ihr auch nicht von statten. Aber der Anfang war gemacht, und bald folgte Verbesserung auf Verbesserung, und Stephenson brachte manche der wichtigsten noch selbst zu stande. Bis zu welchem Grade die Leistungsfähigkeit der Lokomotive heutigen Tages gesteigert wurde, und welche Schwierigkeiten beim

---

1) njukaßl. 2) teinfluß.

Bahnbau man überwindet, das ist geradezu staunenswert, und nichts kann uns wohl einen größeren Respekt vor den Kräften der Natur wie vor der Macht des Menschengeistes einflößen, als die vor endlosen Wagenzügen dahinsausende Lokomotive. (G. N. M.)

68. Kanut der Grofse.

1. Auf seinem goldnen Stuhle safs der König
Kanut der Grofse, und vielhunderttönig
Sang um ihn her die Höflingsschar sein Lob.
„Herr, Deiner Macht gleicht keine Macht auf Erden!
Du winkst, und Reiche stürzen, Reiche werden —
All' Deiner Feinde Schwarm in nichts zerstob."

2. „Das Meer gehorcht" — „Halt!" rief der König finster,
„Tragt meinen Thron ans Meer, dorthin, wo Ginster
Und andres Schlinggewächs am Boden kriecht!
Fafst an, recht schnell! Im Lauf der nächsten Stunde
Will ich am Meere sein!" — Mit offnem Munde,
Doch eilig, dem Befehl die Schar sich schmiegt.

3. Nun steht Kanut am Meere, an der Stelle,
Die, wenn es Flutzeit ist, die Meereswelle
Noch viele, viele Schritte überrauscht.
Jetzt kommt die Flut. „Halt, lafs den Fufs mir trocken!
Zurück!" gebeut Kanut — vergebens! und erschrocken
Die Höflingsschar in Eil' den Standort tauscht.

4. „Seht ihr, wer mächtig ist?" ruft K'nut, „auf Erden
Gibt's keinen, keinen, der den Sturmgefährten,
Den finstern Wogen Halt gebieten kann;
Das kann nur einer, Gott, der Herr, der Mächt'ge,
Der über allen Ausdruck Hohe, Prächt'ge —
Vor ihm bin ich ein armer, schwacher Mann!" (Ph. Edner.)

69. Ebbe und Flut.

Ein sonderbares Schauspiel ist an den Küsten der Nordsee die täglich zweimal eintretende Ebbe und Flut. Da stürzen sich, wenn die Ebbe eintritt, in eiliger Hast Ströme und Flüsse ins Meer hinaus. Alle Gewässer sind in Bewegung, aus allen Kanälen, Gräben und Zweigadern des Landes strömt es heraus, wie in den Straßen einer Stadt nach einem heftigen Regen. Überall wachsen trockene Länder aus dem Meere heraus und nehmen zusehends an Umfang zu. Jede Insel, an der man vorüberfährt, umgibt sich mit einem breiten Gürtel Vorland, das sich sofort mit

Menschen bevölkert, die den Krabben und anderen im Schlamme zurückgebliebenen Seetieren nachstellen. Im Schlamme bezeichnet man noch Stellen, wo einst blühende, jetzt vom Meere verschlungene Orte gestanden haben sollen. Gewöhnlich um 4 m, zuweilen auch um 6 m wird in der Ebbe der Wasserspiegel erniedrigt.

Endlich entsteht ein Stillstand in den Strömen. Es scheint, als wären alle während der Ebbe so rasch eilenden Flüsse in ruhige Seen verwandelt. Allmählich aber kommt wieder Leben und Regsamkeit in die versiegenden Gewässer. Das Meer drängt erst leise rückwärts. Die süßen Gewässer, welche aus dem Innern des Landes her sich einen Ausgang erringen wollen, geraten mit ihm in Streit, aus welchem an vielen Punkten mächtige Wirbel entstehen. Endlich siegt der Ozeanos. Seine Schulter hebt sich gewaltig, und er zieht siegreich zu allen Thoren des Landes ein. Alle großen und kleinen Kanäle des Landes füllen sich mit flüssigem Stoffe, und viele schwellen bis an den Rand. Die weiten, kahlen Sandbänke schmiegen sich wieder unter die feuchte Decke des Ozeans, zu dessen Gebiete sie gehören. Die Fischer, Austern- und Krabbensucher, die Strandspaziergänger ergreifen die Flucht und verbergen sich hinter ihren Dämmen und Deichen. Die Vorlande der Inseln verschwinden wieder, und diese selbst schmelzen auf die Hälfte ihres Territoriums zusammen. Kleine Landesteile, die noch eben mit dem Festlande zusammenhingen, lösen sich und werden zu Inseln. Die Hafendämme der Städte, vorher riesengroß, schrumpfen fast zu nichts zusammen. Alle Gräben, Kanäle, alle Meeres- und Flußarme füllen sich bis an den Rand der Deiche. Das Schiff, auf dem wir etwa fahren, hebt sich mächtig in die Höhe, und wir schauen hinweg über die Dämme ins Innere des tiefen und niedrigen Landes. Seichte Gräben werden selbst für große Schiffe fahrbar. Alle Schiffe, welche die Ebbe auf den Sand setzte, und die, schief auf die Seite geneigt, traurig dalagen, richten sich gemach wieder empor und erheben sich allmählich, wie arme Kranke, die man der frischen Luft zurückgab. Endlich lösen sie sich völlig aus dem klebrigen Boden und schweben beweglich und schwankend empor auf dem klaren Elemente wie flüchtende Enten, die vom unbequemen Festlande auf den glatten Teich sich gerettet. Nun wird in allen Häfen und an allen Ufern gerüstet. Schiffe aller Größen und Arten spannen die Segel

auf, lösen sich vom Strande und tragen ihre Reisenden und ihre Waren von Ufer zu Ufer. Auch die großen Seefahrer, die vor den Mündungen der Ströme den Augenblick der Fluthöhe erwarteten, ziehen landeinwärts und schwimmen mit gebauschten Segeln und vollem Wasser in die sicheren Thore des Festlandes ein.

Die Ebbe gewährt noch ein anziehenderes Bild als die Flut. Da liegt das arme Schiff gestrandet am Ufer und erweckt unser Mitleid. Da kriecht das Bettelvolk der Küstenstädte, die zerlumpten Kinder und die armen Muschelsammler und Krabbenfänger, hervor und schleicht an den Bollwerken der Häfen herum, an denen seine Ernte gereift ist, nämlich die Muschel, die das Meer hier säte und pflanzte. Mit der Flut ist nur der Reiche und Glückliche im Bunde, der seine stolzen Schiffe aus ebener Bahn entsendet. Die Ebbe enthüllt aber auch eine Menge Geheimnisse der Tiefe, welche die Flut mit Wasser überzieht. Da kommen die hübschen Muscheln und die Ungetüme des Meeres zu tage, die sich bei Eintritt der Ebbe versäumten. Da sieht man die versandeten Wracks und Balken der ehemals gestrandeten Schiffe; da zeigen sich im Sonnenscheine die Korallen und Kräuter, die in der dunklen Tiefe des Meeres wachsen. Selbst in der Luft herrscht zur Zeit der Ebbe regeres Leben; denn die Vögel machen sich heran, um der Ebbe zu folgen. Auch sie finden ihre Tafel auf den Sandbänken reichlich gedeckt. Die Strandläufer, die Möven, selbst die Schnepfen und Störche flattern oder wandern am Strome oder auf den entblößten Lagunen (Untiefen), um auf das Seegewürm Jagd zu machen. Während der Flutzeit, die ihnen einen Teil ihrer Nahrung entzieht, sitzen sie dann ruhig am Lande, auf den Wiesen, hinter den Deichen, um der Verdauung zu pflegen. (Kohl.)

70. Dichtersprüche.

Bemühe dich, mein Sohn, zu lernen bis zum Grabe,
Und glaube, daß der Tag nur ganz verloren sei,
In welchem du dir nicht was Gutes legest bei
Von Wissenschaft, von Kunst, von einer Weisheit Gabe.
(Mart. Opitz.)

Du kannst in Ewigkeit so reichen Lohn nicht geben,
Daß der ihn nicht verdient, der dich von Kindheit an
In Pflegung hat gehabt und alles dies gethan,
Wodurch du hast erlernt wohl reden und wohl leben.
(Mart. Opitz.)

Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus;
Er geht und läßt es einem zweiten;
Der wird sich's anders zubereiten,
Und niemand baut es aus. (Goethe.)

Ein Thor, der klaget
Stets andre an;
Sich selbst anklaget,
Ein halb schon weiser Mann.
Nicht sich, nicht andre klaget
Der Weise an. (Herder.)

Der spielt leicht übermütig Spiel
Dem stets der Sieg vom Himmel fiel.
Wer siegen lernt in Niederlagen,
Wird auch das Glück des Sieges tragen. (Geibel.)

Der Welt soll man vertrau'n; auf sie sich nicht verlassen;
Hab auf dich selbst Vertrau'n, wo andre dich verlassen;
Und wo dein Selbstvertrau'n, wie das auf Menschen bricht:
Da hab auf Gott Vertrau'n; nur er verläßt dich nicht.
(Rückert.)

71. Der blinde König.

1. Was steht die nord'sche Fechterschar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Dafs überm Meeresarme
Das Eiland widertönt:

2. „Gib, Räuber, aus dem Felsverliefs
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süfs,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande;
Mir beugt's das graue Haupt!“

3. Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, grofs und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter;
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?“

4. Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reihn;
Der blinde König kehrt sich um;
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faſst des Sängers Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn mir's, daſs ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.“

5. „O, Sohn, der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner stand.
Und doch! in dir ist edles Mark;
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis;
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis.“

6. Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen übers Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Widerhall.

7. Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut!“ —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn!
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!“

8. Und wieder wird es still umher;
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht.“ —
„Sie kommen angefahren:
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild'.“

9. „Willkommen!“ — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite.
Singst mir den Grabgesang!“ (Ludwig Uhland.)

72. Der Fang der Eidergans.

Auf den rauhen, zackigen, mitten aus dem Meere sich erhebenden Felsen um Island und die Faröer nistet ein Tier, dessen Kleid der Nordländer sehr hoch schätzt; dies ist die Eidergans oder Eiderente. Das Tier ist größer als unsere gewöhnliche Ente, hat einen ziemlich plumpen Leib, dicken Kopf, halb walzenförmigen Schnabel, ist weiß, unten grauschwarz — das Weibchen ist rostfarben mit schwärzlichen Querstrichen — und hat unten an den Flügeln und an der Brust überaus zarte weißwollige Daunen, derentwegen es hauptsächlich gesucht wird. Die starke Verfolgung hat das Tier gelehrt, sich von der Wiese auf die isoliert stehenden Felsen zurückzuziehen; doch was wäre dem Menschen und seiner Habsucht unerreichbar! Er verfolgt den Löwen in die unermeßliche, glühende Sandwüste von Afrika, den Walfisch unter die Eisfelder des Nordpols, den Elefanten in die Urwälder von Ceylon und Birma; warum nicht auch die Eidergans bis auf die Felder um Island?

Zur Zeit, da die Tiere Eier legen wollen, suchen sie sich an Abhängen und schroffen Seiten der Felsen Höhlungen aus, in denen sie ihr Nest bereiten können. Dieses füllen sie zuerst mit Moos, dann aber mit Federn aus, welche sie von der Brust ausrupfen. In diesem warmen, weichen Neste, in welchem das Weibchen oft ganz vergraben liegt, da das Männchen dasselbe immer von neuem mit den zarten Daunen zudeckt, brüten sie ihre Eier aus. Der Jäger verbindet sich mit einigen Freunden, um die Daunen und die Eier zu rauben. In einem schwankenden Kahne, mit Leitern und Stangen, mit starken Stricken von Seehundsleder durchflochten, begeben sie sich in das Felsenlabyrinth, welches von allen Seiten, vorzugsweise aber nördlich, die Insel umgibt. Dort sucht einer der Jäger mit Hilfe von Steigeisen die Höhe eines Felsens zu erklimmen; ist dies gelungen, so behält er das eine Ende des langen Strickes in der Hand, während die andern Jäger zum nächsten Felsen fahren, und hier ein zweiter dessen Gipfel zu erreichen sucht; das Seil verbindet diese beiden Felsen, indem es um eine zackige Klippe, oder um einen in irgend eine Spalte getriebenen Pflock geschlungen wird. Nun bringt man auf dieses Seil, welches möglichst stark angespannt ist, eine Rolle, durch welche ein Seil doppelt durchgezogen ist, so daß in der Mitte

ein Korb hängen kann, während die beiden Enden des Seiles in den Händen der beiden Jäger auf den Felsen ruhen.

Ist alles so weit vorbereitet, so lassen die Jäger den Korb nieder bis zur Seefläche, und nun steigt ein dritter Mann in denselben und wird von den andern emporgezogen, bis er durch ein Zeichen zu erkennen gibt, daß er ein Nest gefunden. Behutsam nimmt er nun die Eiderente heraus und läßt sie fliegen, sieht, ob die Eier ihres Nestes schon bebrütet sind, in welchem Falle er nur die Federn nimmt, und dann durch ein anderes Zeichen zu erkennen gibt, daß er weiter gezogen werden will. Sind die Eier jedoch noch genießbar, so fügt er sie zu seiner Beute und geht dann weiter. Die Eidervögel füllen das Nest nun wieder mit Federn aus und legen abermals Eier; der böse Mensch nimmt ihnen auch diesen Schatz ab und läßt sie erst gegen die Mitte des Sommers, wenn sie zum drittenmale gelegt und nur noch eben Zeit haben zu brüten, in Ruhe, um die Brut nicht zu zerstören. Das gefährliche Spiel wird fortgesetzt, bis der Jäger entweder seinen Korb gefüllt hat, oder bis er keine Beute mehr findet. Jetzt wird das Seil mit dem Jäger, oder nur sein Korb herabgelassen, während welcher Zeit er sich auf ein in der Mitte angebrachtes Querholz setzt; dann zieht man ihn gegen einen zweiten Felsen hin, versieht ihn mit einem leeren Korbe, und er beginnt sein gewagtes Geschäft von neuem. Man spannt dann das Querseil oben auf dem Gipfel der Felsen über andere Punkte und fährt so fort, bis alles durchsucht, jedes Nest beraubt ist. An Stellen, wo die Felsen allein stehen, und also nicht ein Seil über zwei derselben gespannt werden kann, ist dieses Geschäft noch viel gefahrvoller, indem der Jäger an einem Seile, das um seinen Gürtel geschlungen ist, von zwei Männern hinabgelassen wird und stets halb geschunden seine mühevolle Arbeit beendigt; doch wie oft auch die Stricke reißen, Menschen ins Meer stürzen, oder zerschmettert stückweise an den Felsen hangen bleiben — die Jagd wird fortgesetzt, und es hat den Isländern noch nicht an Eiern, den vornehmen Leuten des Festlandes aber noch nicht an Daunen der Eidergans gefehlt.

(Aug. Wilh. Zimmermann.)

73. Der Geysir auf Island.

Schon aus der Ferne verkündigen sich die warmen Quellen und Kochbrunnen, deren über 40 auf einem Raume

von etwa 30 Morgen beisammen liegen, durch leichte, weiße, über den Boden hinziehende Dämpfe oder stärkere Rauchsäulen, die wolkenartig emporwirbeln. Unter allen füllt jedoch der große Geysir die ganze Seele des Reisenden, und mit der gespanntesten Erwartung tritt er an ihn heran. Im Laufe der Zeiten hat dieser mächtigste Springbrunnen der Erde aus abgesetztem Kieselsinter sich einen flachen, gegen 9 m hohen Ausbruchskegel gebildet, in welchem ein schüsselartiges, im weitesten Durchmesser 17,5 m, im schmalsten 14,5 m messendes Becken ausgehöhlt ist. In der Mitte führt wie ein riesiges Bohrloch oder wie ein Brunnen eine cylindrische Röhre in die geheimnisvolle Tiefe. An der Mündung in das Becken hat sie einen Durchmesser von 5 m; doch verengt sie sich in geringer Entfernung bedeutend und scheint dann nicht mehr als 3 m im Durchmesser zu halten. Sie ist etwa 20 m tief; daß sich aber von hier ab die verborgenen Kanäle weiter verzweigen, ist mehr als wahrscheinlich. Die Wände sind glatt poliert und so hart, daß es nicht möglich ist, ein Stück mit dem Hammer loszuschlagen. Gewöhnlich findet man das Becken mit krystallklarem, seegrünem Wasser angefüllt, welches eine Wärme von 65 Grad besitzt und nach Osten abfließt. Man staunt über die Ruhe und fragt sich, wie es möglich sei, daß ein so friedfertiger Brunnen zu Zeiten auch so zornig emporbrausen könne. Doch plötzlich erschallt ein unterirdisches Donnern; der Boden zittert; das Wasser im Becken kocht auf; große Dampfblasen steigen aus der Röhre, zerplatzen an der Oberfläche und schleudern das siedende Wasser fußhoch empor. Schon hofft man, das große Schauspiel zu genießen; doch bald tritt Stille wieder ein, und die dichten Dampfwolken, welche das Emporwallen erzeugten, verlieren sich, vom leichten Windhauche getrieben. Zwar wiederholen sich diese kleineren Explosionen in sehr regelmäßigen Zwischenräumen von 1 Stunde und 20 bis 30 Minuten; doch kann man oft einen ganzen Tag und wohl auch noch länger warten, ehe der Geysir seine volle, wunderbare Kraft entfaltet. Ein stärkeres Donnern geht dem riesigen Ausbruche voran; das Wasser im Becken schlägt hohe Wellen und wirbelt umher; in der Mitte erheben sich gewaltige Dampfblasen, und in feinen, blendend weißen Staub aufgelöst, schießt ein 20 bis 30 m hoher Wasserstrahl, dem bald ein zweiter und dritter folgt, unter entsetzlichem Gebrause

in die Luft. Größere und kleinere Strahlen verbreiten sich nun in allen Richtungen, einige seitwärts sprühend, andere senkrecht emporschießend; ungeheure Dampfwolken wälzen sich über einander und verhüllen zum Teil die Wassergarbe; nun noch ein Stoß, ein dumpfer Schlag aus der Tiefe, dem ein spitziger, alle anderen an Höhe überragender Strahl, gewöhnlich etwas über 25, bei besonders günstigen Gelegenheiten gegen 45 m hoch, zuweilen von Steinen begleitet, nachfolgt, und die ganze Erscheinung stürzt nach einigen Minuten wie eine Traumgestalt in sich zusammen. Das vorher ganz mit Wasser erfüllte Becken liegt nun trocken da, und blickt man über den Rand der in die Tiefe führenden Röhre, so sieht man mit Erstaunen fast 2 m von der Oberfläche das Wasser ruhig und still, wie in einem gewöhnlichen Brunnen. Etwa nach 30 bis 40 Minuten fängt es wieder an zu steigen, und nach einigen Stunden ist das Becken bis zum Rande wieder angefüllt; bald meldet sich auch der unterirdische Donner wieder, und so wiederholt sich jahr aus, jahr ein dasselbe wundervolle Spiel.

(Georg Hartwig.)

74. Hammerfest, die letzte Stadt im Norden.

In einer Bucht der Walfischinsel bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchturme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, verteidigt. Dies ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens. Sie ist größer, als man auf den ersten Anblick glauben sollte; mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thal versteckt, und wenn man an einem Sommermorgen den felsigen Berg besteigt, der sie beherrscht, so öffnet sich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübschen Kaufmannshäusern, ihren roten Magazinen und ihren Fischerhütten, die sich wie ein Gürtel am Rande des Wassers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einen Kreis von Hügeln eingeschnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt ist; weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fluglenäs, einer schmalen Landzunge, auf welcher sich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die große karrierte Flagge des norwegischen Schiffes weht, und in der Ferne die Gebirge von Sarö

mit ihren ausgezackten und beeisten Gipfeln. Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfest ein heiteres und belebtes Gemälde dar; sie sieht im Verlauf einiger Monate fast 200 Fahrzeuge, teils norwegische, teils fremde, ankommen. Sie bringen Mehl, Hanf u. s. w. und nehmen als Austausch Fische, Thran, Renntierhäute, Eiderdunen, Füchse und Erz mit fort. Aber diese Tage des Sommers sind nur spärlich. Ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer; bald verschwinden die fremden Schiffe eins nach dem andern; die Warenhäuser werden geschlossen; die Geschäfte hören auf; alles wird still.

Der Winter ist da. Und welch ein Winter! Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Zwölf Uhr des Mittags muß man im Monat Dezember sich ganz nahe ans Fenster stellen, um einige Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude gibt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitpunkten. Die, welche die schwedischen Gebirge passiert, ist oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim übers Meer stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt wie eine Welt für sich, vom ganzen Erdboden getrennt. Die armen Menschen, welche sie bewohnen, suchen dann alle möglichen Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem einen, bald bei dem andern, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern auszugehen. Sie trinken Punsch, sie rauchen, sie spielen Karten. Selbst die Wissenschaftlichsten unter ihnen müssen sich auf jenen Zeitvertreib beschränken; denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen ist, wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, die langen norwegischen Schneeschuhe von Holz anzuschnallen und über die Felsen und Gebirge zu laufen, in denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben. Gegen Ende des Januar beginnen sie am Horizont die ersten Lichtblicke der Sonne zu suchen, welche sie so lange geflohen hat. Anfangs unterscheidet man in dem düstern Gewölk nur einen rötlichen Schein; aber dies

ist das wohlbekannte Zeichen, das alle freudig begrüßen; es ist der Vorbote der Sonne, welche im Begriff steht, Erde und Menschen wieder zu beleben. Der erste, welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme, und jedermann läuft auf den Hügel; dieser Tag ist ein Festtag in allen Familien. Nach und nach vergrößert sich der rote Schein; die unbestimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht und von Woche zu Woche sich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis sie drei Monate hinter einander den Nordmenschen leuchtet.

(Marmier.)

75. Die Skieläufer.

1. „Wer klopft so eilig und mit Macht
An meine Thür in später Nacht?
'S mag ein verirrter Wandrer sein!
Du ärmster Mann, tritt hurtig ein!"
Er legt die Arbeit schnell zur Seiten,
Ergreift den Kieferspan mit Hast
Und eilt, ins niedre Haus zu leiten
Mit frohem Gruß den fremden Gast.

2. Der Riegel knarrt; er tritt hinaus, —
Er steht gelähmt vom nächt'gen Graus;
Die Leuchte seiner Hand entfällt;
Er sieht vom Feind das Haus umstellt.
Schnell greifen ihn vier kräft'ge Arme
Und ziehn ihn von der Schwelle fort;
Und einer aus dem wilden Schwarme
Gibt ihm das unwillkommne Wort:

3. „Du führst uns den verborgnen Pfad
Hoch über den Kjölengrat
Zur nächsten Stadt in Norreland;
Denn wider sie ist unsre Hand."
Doch er mit männlichem Erröten:
„Unmögliches verlanget ihr;
Wann hielt's ein Normann mit dem Schweden?
Ihr kamt nicht vor die rechte Thür."

4. Und sie mit wilder Ungeduld:
„Ob ungern, oder ob mit Huld, —
Das gilt uns gleich! Du hast die Wahl
Nur zwischen Gold und hartem Stahl.
Ein nächt'ger Gang von wenig Meilen
Befreit dich schnell aus aller Not:
Bleibst du, so stirb! und mit dir teilen
Dein Weib und Kind den Rachetod."

5. Zusammen brach der kräft'ge Mann,
Der Schweiß von seiner Stirne rann;
Zwiespältig ringt in ihm der Geist,
Bis sich empor der Normann reißt
Und spricht das Wort voll Grimm und Schmerzen
„Ihr Jünglinge, vergelt euch Gott,
Daß ihr mit eines Mannes Herzen
Treibt solch unmenschlich Spiel und Spott.

6. Wohlan! nicht um den eignen Leib,
Nur um die Kindlein und mein Weib
Füg' ich mich eurem harten Zwang;
Den Sündensold ich nicht verlang'."
Er wendet sich ins Haus und bindet
Die Schneeschuh an den Knöcheln fest,
Ergreift den hohen Stab und zündet
Die Leuchte an dem Kohlenrest.

7. Noch einmal fällt sein trüber Blick
Auf seine Teueren zurück;
Sie schlummern ohne Sorg' und Harm
So selig, wie in Gottes Arm,
Und leise spricht er seinen Segen;
Dann tritt er vor den Kriegerzug;
Er schreitet aus, und rasch entgegen
Dem Hochgebirge geht's im Flug.

8. Da saust der Skie, da stäubt der Schnee;
Aus braunen Nebeln schwankt die Höh';
Vorüber fliegt im Geisterreih'n
Der Wassersturz, der Fels, der Hain.
In Schwung und Sprung an glatten Sohlen
Durchbraust der Hauf' die Winterflur;
Es keucht der Sturm, ihn einzuholen,
Und tilgt die flücht'ge Menschenspur.

9. So durch der Schluchten Doppelnacht
Zur Höh', wo die Lawine kracht,
Und ob des Gießbachs schwankem Steg
Führt er sie den verborgnen Weg.
Dem matten Scheine der Laterne
Folgt keck der rasche Kriegerlauf,
Und endlich hebt sich in der Ferne
Die schwerbedrohte Stadt herauf.

10. Dort lag sie, — einsam Turm und Thor
Kein Lichtlein schimmert draus hervor,
Und wie die Wolke trüb und schwer
Lag Mitternachtsschlaf drüber her. —
Er sieht's mit Gram; hört die Bedränger
Jetzt kühner stürmen durch das Feld;
Merkt, wie der Feind sich immer enger
An seine flücht'gen Fersen hält.

11. Er schaut hinüber, schaut zurück,
Und alles flirrt vor seinem Blick;
Es ruft aus jedem Busch und Rohr:
„Normann, halt ein! was hast du vor?"
Da muß er vor sich selbst erbeben;
Er seufzet, bis zum Tode matt:
„O, Herr, nimm hin mein schuldig Leben,
Errette nur die gute Stadt!"

12. Ihm ist's, als hab' es Gott bejaht,
Und kühn erwächst ihm Will' und Rat —
Dort läuft den steilen Bergeshang
Ein hoher Tannenwald entlang,
Ein Pfad lockt in die Waldeshalle,
Der dichtumschattet abwärts führt
Und unverseh'ns in jähem Falle
Im tiefem Abgrund sich verliert.

13. Den schlägt er ein: die Hand aufs Herz,
Das feste Auge himmelwärts,
Fliegt er des Wegs zur Felsenwand
Und stürzt sich von des Abgrunds Rand.
Noch flammt die Leuchte im Gesträuche;
Die Schweden folgen ihrem Schein,
Und drunten deckt des Normann's Leiche
Der Feinde zuckendes Gebein. (Ferd. Bäßler.)

76. Das Renntier.

Das Renntier weidet auf den hohen, wüsten Fjöllen Finnmarkens, auf jenen fürchterlichen Sümpfen, deren braune Decke das bittre Renntiermoos trägt, und neben dem die Moltebeere als einzige Frucht reift. Wenn die Sommerhitze hier oben eintritt, sieht es sich von zahllosen Mücken- und Fliegenschwärmen verfolgt, welche Menschen und Tieren das Leben wahrhaft unerträglich machen. Es dringt daher von selbst darauf, dafs seine Herren mit ihm an die kühle Meeresküste oder in die tieferen Thäler hinabziehen, wo die Wolken des Ungeziefers in den Winden zerstieben. Kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee der Berge, und vergebens wäre es, dem Verlangen des Tieres zu wehren. Die ganze Herde der ohnehin nur halbgezähmten Renntiere würde gewaltsam entlaufen, um in wilder Freiheit mit ihren Brüdern die Gebirge zu durchirren.

Zieht der Lappe im Herbst auf die Schneeberge zurück, so werden die Renntiere mit allem Eigentum

beladen, wie man Pferde belädt. Es werden dazu die stärksten ausgesucht, und man verteilt möglichst die Last; denn das Renntier trägt nicht viel. Den grofsen Leittieren werden Glocken angehängt, und so wandelt die Karawane, die mindestens 200, zuweilen aber mehr als 2000 Geweihe zählt, die öden Fjellen aufwärts in die unermefslichen Wüsten, gefolgt von der Familie und umkreist von den wachsamen Hunden. Der Hausvater bestimmt endlich einen zur Winterrast geeigneten Ort.



Hier baut er seine Hütte. Dabei sucht er gern die Nähe einer geschützten Schlucht, wo Birke und Kiefer wächst, wo ein Bach niederstürzt, und er baut dann diese Hütte etwas fester als das leichte Sommerzelt, bedeckt sie von aufsen mit Rasen, bekleidet sie innen mit den Fellen des Tieres, dem er alles verdankt, und erwartet nun, umringt von seinen Vorräten, die weifse, warme Decke, welche der Himmel ihm aus den Wolken schickt. Der Schnee fällt ellenhoch; aber das Renntier achtet das nicht. Es weifs mit seinen Hufen die Hülle fortzuschaffen, weifs die Kräuter und Moose darunter zu finden und irrt auf diesen ungeheueren Schneefeldern

umher, ohne je eines Stalles oder einer Wartung zu bedürfen.

Neben dem Wohnplatze des Lappen steht meist noch ein Zelt. Hier speichert er auf, was er an Mehl, Fellen und Geräten besitzt. Gewöhnlich aber hat er nichts als einige hölzerne Schüsseln, einen Kessel, einige Pelzdecken, und an den Zeltstangen hängen die Renntiermägen, worin er seinen Milch- und Käsevorrat verwahrt. Auf einer andern Seite der Hütte ist aus Pfählen eine Art Hürde gemacht, in welcher die Renntiere zweimal des Tages gemolken werden. Dies ist das Anziehendste für den Fremden. Die Hunde und Hirten treiben die Herde herbei, und die schönen Tiere mit den klugen, sanften Augen bilden einen Wald von Geweihen. Die Kälber umringen die Mütter; die jungen Tiere erproben spielend und stofsend ihre Kraft, und unaufhörlich hört man jenes seltsame Knistern, das aus dem Knacken der Kniegelenke des Renntieres entsteht. Beim Melken wird jedem Tiere eine Schlinge übergeworfen, damit es stille steht, und diesen Zügelriemen gebrauchen die Lappen mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Das Renntier gibt wenig Milch; aber sie ist fetter als jede andere und aufserordentlich nahrhaft. Jedes Mitglied der Familie bekommt seine Portion; ein anderer Teil wird zu der täglichen Suppe verwendet, welche, mit Mehl oder auch mit Renntierblut und Fleisch gemischt, eine wohlschmeckende, stärkende Nahrung gewährt. Der Rest der Milch wird zu Käse gemacht. Im Winter läfst man die Milch auch wohl gefrieren, so dafs man sie in Tafeln schneiden kann. Sie verliert dabei durchaus nichts von ihrer süfsen Frische und ist namentlich auf Reisen ein sehr dienliches Nahrungsmittel. Fleisch und Milch des Renntiers sind überhaupt die wichtigste Nahrung des Lappen, und nur durch die Kräftigkeit derselben wird es ihm möglich, die Furchtbarkeit des Winters zu überdauern.

Das Renntier ist ausgewachsen so grofs wie ein starker Hirsch, und ein solches Tier kostet dort 2 bis 3 Speziesthaler[1]). Braten und Keule schmecken ähnlich wie Hirschbraten; das Fleisch ist aber röter, weicher

---

1) 1 Speziesthaler = 6 Mark.

und saftiger. Die Keulen werden auch geräuchert und als Renntierschinken weit versandt.

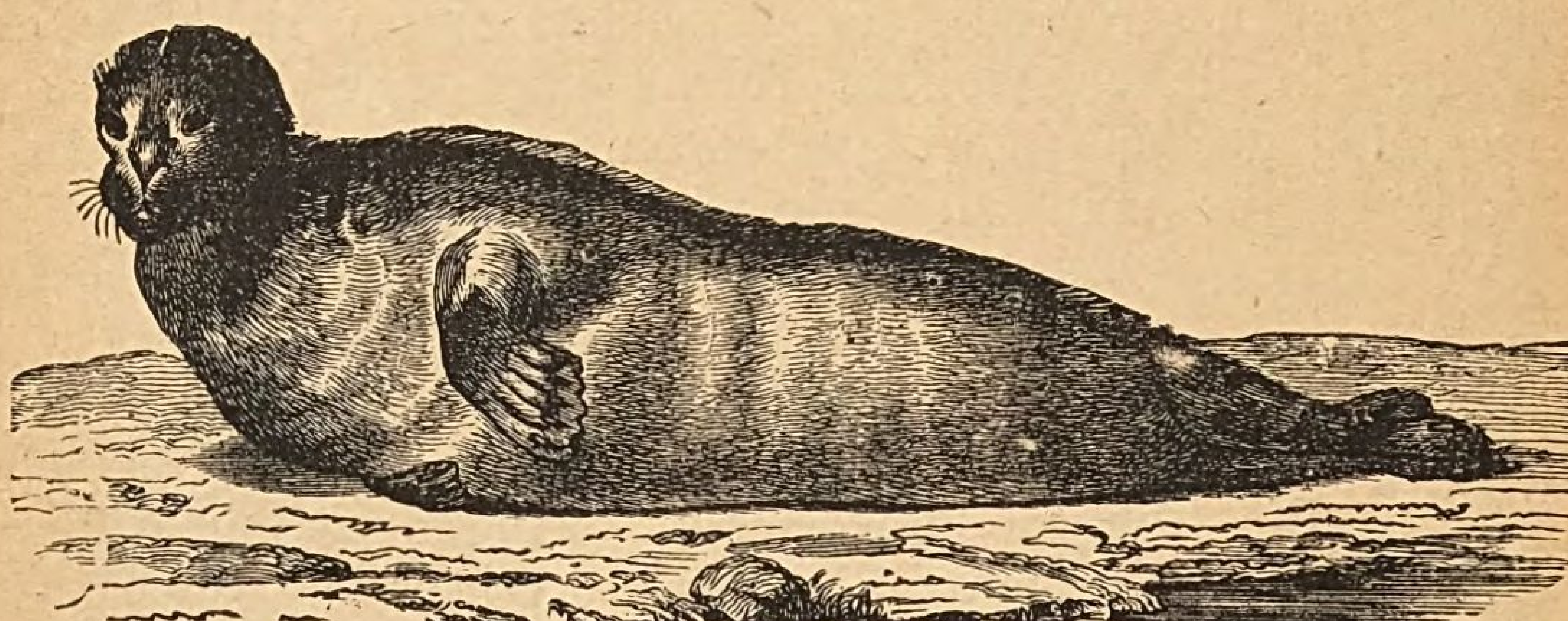
Mitleid erregend ist die grausame Weise, auf welche das Renntier geschlachtet wird. Ist sein Tod beschlossen, so wird es zuerst mit der Schlinge an den Hörnern gefesselt und festgebunden. Dann setzt ein Lappe ihm das Messer auf die Brust, und ein anderer klopft es, gewöhnlich mit einem Steine, bis ans Heft hinein. Es mufs so getroffen werden, dafs die Brusthöhle voll Blut läuft und dafs es an dieser inneren Verblutung stirbt. Das Messer bleibt stecken, damit kein Blut herausspritzt. Der Anblick des Tieres, das geduldig und tief seufzend den Tod erleidet, indem es seine grofsen, sanften Augen, Hilfe suchend, umherirren läfst, ist ein sehr trauriger. Nach fünf bis zehn Minuten fängt es an zu zittern und auf den Füfsen zu schwanken, diese brechen zusammen und ein kurzer Todeskampf macht seinem Leben ein Ende. In dieser Art des Tötens liegt eine kluge Berechnung des möglichst grofsen Nutzens, aber auch eine Barbarei, der man entgegenwirken sollte.

(Theodor Mügge.)

77. Die Seehunde.

1. Die Robben oder Seehunde finden sich in allen Meeren, am zahlreichsten in den nordischen. Sie zerfallen in mehrere geschiedene Arten, wechseln in der Farbe und werden von 1 bis 6 m lang, bald einem jungen Kalbe, bald einem ausgewachsenen Rinde an Umfang gleich. Sie sind mehr als blofs gutmütigtäppische Geschöpfe. Ihr kugelrunder Kopf, an dem kein Ohr sichtbar wird, und der in der glatt anliegenden, ölglänzenden Behaarung wie geschoren aussieht, erinnert an den Hund, eben so auch die Stimme einiger; das runde, schwarze Auge mit dem sinnigen Blick, die Breite der Schultern, ihr ganzes Bewegen erinnert sogar an den Menschen. Sieht man, am Strande entlang rudernd, etwa plötzlich das Haupt des Tieres sich emporheben, wie es forschend den Meeresfremdling betrachtet und dann wieder verschwindet, um in einiger Entfernung von neuem aufzutauchen und zu verschwinden, so meint man fast eines jener halbmenschlichen Fabelwesen in der

Tiefe zu sehen, und man versteht die shetländische Sage, dafs der Seehund ein gefallener, ins Elend verbannter Geist sei, der in seiner Erniedrigung noch den herrlichen Blick als Zeichen seines überirdischen Ursprungs bewahrt habe. Jedenfalls fühlt sich der Beobachter überrascht, da, wo nur eine stumme Tierwelt in zahllosen Geschlechtern haust, einem Gebilde zu begegnen, das sogleich die Anlagen der höheren Landtiere erkennen läfst. Das Spiel einer Violine lockt die Seehunde; sie erscheinen herdenweise an der Oberfläche und horchen froh erregt, und der Küstenbewohner, der den Fischräuber sonst verfolgt, weifs sehr wohl, dafs derselbe gezähmt ihm mit einer Anhänglichkeit sich ergibt, die wiederum nur mit der Treue des Hundes verglichen werden kann. So



friedfertig übrigens die Seehunde aller Art auch sind, so beifsen sie doch, von Wunden gepeinigt, wütend um sich, und die gröfseren töten unfehlbar den Menschen, der unglücklicherweise erfafst wird. An Lebenszähigkeit gleichen sie den Fröschen, erwachen aus dem Scheintode und stürzen halbgeschunden in das Meer, um schwimmend sich zu retten. Indessen tötet ein starker Schlag auf die Nase und den schwachen Schädel augenblicklich. Der übrige Körper kann zwar leicht, aber nie tief verwundet werden; die Masse des Fettes lähmt selbst die Wirkung einer Büchsenkugel. So erlegte Oken im Baikalsee eine Robbe, in deren Leibe er 20 Kugeln fand. Der Fang dieser thranreichen Tiere ist ein Hauptgeschäft der seefahrenden Nationen, und Amerika

allein schickt jetzt jährlich eine Robbenschlägerflotte von mehr als 1000 Fahrzeugen ab.

Die Robben, sonst in grofsen Scharen zusammen lebend, vereinzeln sich in Gegenden, wo Jäger sie verfolgen. Doch sieht man sie noch immer zahlreich an den Dünen der Nordseeinseln, und selbst in den Rügenschen Buchten erscheinen sie öfters. Auf den weit ins Meer hinausziehenden Sandbänken sonnt sich im Mittagsstrahl das bald silber-, bald bronzeschimmernde Tier. Vorsichtig nach allen Seiten umspähend, steigt es langsam aus der Flut hervor, kriecht schwerfällig auf den kurzen Beinen einige Schritte vorwärts, wendet dann mühsam den nachschleifenden Leib herum, dafs das hundsköpfige Haupt dem Meere, das breite Ende dem Lande zugekehrt ist, bereit, beim ersten Geräusch mit einem Sprunge wieder in den Schofs des bergenden Elements zu tauchen. Sie blicken wie träumend in Schaum und Wellen und schliefsen bald das überblendete Auge. In solcher Stunde gelingt es wohl, sie zu überraschen und zu töten. Doch nicht so leicht, als man gewöhnlich glaubt; denn die Robbe ist eben so feinhörig als scharfsichtig. Wirklich grofsartig aber wird diese Jagd erst mehr nordwärts. Schon im Rigaischen Busen bildet sie um die Zeit des Vorfrühlings ein einträgliches, aber gefahrvolles Gewerbe, und dicht an der Grenze zwischen Meer und Eis mufs der Rune seine Beute aufsuchen.

2. Sein Boot ist auf Kufen gestellt, und es hinter sich ziehend, fährt er von der Insel oder dem Festlande ab, bis breite Spalten des offenen Meeres ihn zum Gebrauch desselben als Wasserfahrzeug nötigen. Besteigt man an solchen Tagen einen der Leuchttürme der Küste, so sieht man die einzelnen Schützen, gleich verstreuten Standbildern, am Rande der bröckelnden Eisdecke stehen. Sie stehen so still, dafs die scheuen Möven knapp an ihnen hinstreichen, sich wohl auf eines der Schlittenschiffe niederlassen und erst, vom zuckenden Auge des regungslosen Mannes getroffen, emporflattern oder auch vom Knall der Büchse erschreckt, auf stundenweitem Umkreis sich erheben und mit wildklagendem Geschrei die Luft erfüllen. Ist aber ein Schufs gefallen, so belebt sich auch meistens die Gruppe, aus welcher er hervorblitzte. Schnell wird ein Boot vom Eisrande in die

Wellen gestofsen, um dort die Beute zu holen, welche nachher weiter landeinwärts zum Verkauf zubereitet wird. Es ist ein wettergraues, trübes Jagdbild. Aber nun denke man sich diese Männer, die mit nichts bewaffnet sind, als mit einem rohen, selbstgeschmiedeten Feuerrohr, auf dem Eise hart an der von der Flutbrandung unterwaschenen Kante. Man denke sich den erstarrenden Ost, mit ungehemmter Gewalt über die Fläche stürzend und tausend feine Eissplitter umherschleudernd. Man denke sich diese Männer bald von dichten Nebeln umwogt, bald von Wasserschnee umwirbelt, der, mit den Salzteilchen des Meerdunstes gemischt, sich beizend in die Haut ätzt. Dann — ein einziger Windstofs von der offenen See her, und die ganze Eisfläche ist von Wasser überflutet — ein zweiter, und weithin prasselt und kracht die trügerische Decke. Wogend hebt sich's vor den Jägern, hinter ihnen, zur Rechten, zur Linken. Mächtige, schwarzgrüne Wellen bäumen sich hervor; in weithin sichtbaren Schwingungen wankt die ganze Fläche. Was vorher ein kaum halbfufsbreiter Spalt, wird unter tosendem Donner zum klafterbreiten Strom; was ein ruhiges Wasser war, wird zum brandenden See, dessen messerscharf gekantete Ufer immer weiter von einander weichen. Rings um den bedrängten Schützen, so weit sein Auge späht, ist alles in Schollen zerklüftet — und auf keiner haftet mehr der sichere Fufs. Von Rigas Citadelle donnern dann wohl die Geschütze ihren Warnungsruf hinaus; aber im wütenden Kampf des Windes, Eises und Wassers versinkt seewärts augenblicklich der Schall, und draufsen, entfernt von aller Hilfe, wagen die runischen Männer den Todessprung von einer Eisinsel zur andern, um den gebrechlichen Kahn zu erreichen, — lautlos, spurlos verschwindet mancher in der plötzlich unter ihm aufgähnenden Flut. In solcher Zeit höchster Gefahren stehen die Zurückgebliebenen am Ufer, unter ihnen im vollen Kirchenschmuck der Pfarrherr. Betend harrt die Gemeinde, doch gleichzeitig für jegliche Hilfeleistung gerüstet. Die Boote sind ins Wasser hinabgelassen; Ruder, Taue, Haken, Messer, Büchsen liegen zur Hand. Und so wie man aus dem Gewirr der sich hebenden und senkenden Eisberge die Barken der Heimwärts-

strebenden erkennt, stofsen die Mutigsten vom Strande, jenen entgegen. Wer dies aber wagt, hat vorher für alle Fälle das Abendmahl genommen, wie es die Jäger nahmen, ehe sie zur Seehundsjagd auszogen. Wer stirbt, nimmt diese Beruhigung mit sich hinab, sowie die andere, dafs Weib und Kind von der Gemeinde nicht verlassen werden.

(Herm. Masius.)

78. Die Kämpfe der südrussischen Steppenpferde mit den Wölfen.

Auf das betrübteste Ende des Winters folgt der lieblichste Beginn des Frühlings. Nun erholen sich die Herden und schlagen bald mit rascherem Hufe den Rasen. Die Gräser wachsen und wachsen; eins treibt das andere, und die Zeit der Fülle ist nun da für alles, was auf der Steppe lebt.

Doch ist auch diese Zeit der größten Steppenfreuden und des ausgelassensten Übermutes nicht ohne Schmerzen und Leiden. Sie ist nämlich zugleich auch die Zeit der größten Plage von Seiten der Wölfe. Auch diese haben nach dem hungervollen Winter im April und Mai den meisten Appetit. Dazu kommt, daß nun gerade die zartesten Braten, die jungen Füllen, zu haben sind, deren Fleisch die Wölfe selbst noch den Schafen und Kälbern vorziehen sollen. Die Frühjahrskämpfe der Tabunenpferde[1]) mit den Wölfen sind sowohl durch die Listigkeit und hungerige Gier der letzteren, als auch durch den Tumult und Kampfesmut der ersteren ausgezeichnet und interessant.

Die Wölfe, als die schwächere Partei, müssen natürlich hauptsächlich auf Überlistung und Schleichwege bauen; die Pferde aber als die angegriffenen und beständig umschlichenen und umstellten auf ihre Gemeinschaft und gegenseitige Hilfeleistung. Es hat sich daher wie bei den Wölfen eine große Schlauheit und Gewandtheit, so bei den Pferden ein großer und edler Gemeinsinn entwickelt, der sie und ihre Kinder meistens rettet. — Daß ein oder mehrere Wölfe sich bei hell lichtem Tage mitten unter den Tabun machen, um sich dort zu sättigen, kommt nicht vor. Nie sind Wölfe so wahnsinnig hungerig, daß sie dies Wagestück unternähmen

1) Ein Tabun ist eine Herde von halbwilden Pferden, eine Zuchtherde.

und vergäßen, daß sie allemal in solchem Fall ohne Rettung verloren sein und von den Pferden dem platten Rasen gleichgetreten werden würden. Aber bei Nacht und unter besonderen Umständen, wie z. B., wenn die Wölfe sehr zahlreich sind und der angegriffene Teil des Tabuns schwach ist, geschieht es doch wohl, daß eine Schar von Wölfen mitten unter den Tabun gerät, und der Kampf entwickelt sich nun folgendermaßen. Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Pferde herbei und setzen geradezu auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wütenden Angriff der Pferde, den sie aufregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indes geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er sich zersprengen sollte, drängt sich im Sturmeslaufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl und Hunger stark, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da zum Teil wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selber noch nicht recht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohe. Die Mutter gerät außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald sitzen auch ihr ein paar hungerige Rachen an der Kehle und legen sie in den Rasen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Die Stuten nehmen ihre Jungen in die Mitte, setzen scharf in die Wölfe ein und machen manchen von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehen; denn sie wollen sich nicht bloß verteidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste bleiben draußen und umtoben den Stutenkreis schnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als Feldherren, Fahnenträger und Schlachttrompeter, und schlagen ihn mit den Vorderhufen nieder. Hierin ist man bei uns, glaube ich, falscher Meinung und denkt, daß die Pferde alles nur in den Hinterfüßen haben. Dies ist aber hier keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen sie allemal zum Angriff die Vorderfüße und nur im Falle der Not und

Verteidigung auch jene. Ja selbst die Zähne lassen sie nicht ungenutzt. Zuweilen versetzt der Hengst dem Wolfe mit den Vorderfüßen sogleich den ersten und letzten Schlag, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne Umstände mit den Zähnen im Nacken und schleudert ihn durchs Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein Stäubchen darin bleibt. So machen es die mutigsten Hengste, und in der Regel sind dies fast alle. Natürlich gibt es aber auch feige, die nur aus dem großen Haufen hervorwüten. Ebenso fehlt es nicht an ungeschickten, die den Wolf beim Einspringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgebissener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geschickt sind, so ist es der Wolf nicht weniger und weiß seine Zeit abzupassen, wie der Blitz. Zum Zerlegen und Speisen gelangt er aber dann noch nicht, wenn der Kampf einmal so weit gediehen ist. Denn der Tabun läßt seine Toten nicht ungerächt, gibt den Wölfen nicht eine Minute Ruhe und hört nicht eher auf zu toben und zu lärmen, als bis ihr fataler Geruch von der Steppe, die doch ihm gehört, gewichen ist. Es heißt daher bald unter den Wölfen: „Rette sich, wer kann!“ Der Appetit ist ihnen, wenn es so von allen Seiten heranschnaubt und -stampft, längst vergangen, und sie beißen nun nicht mehr ihres Magens, sondern der Erhaltung ihres Gebisses selber wegen. Da wird denn freilich noch manche Pferdelende für immer gezeichnet, ja manches Vierbein zum hinkenden Dreifuße verkrüppelt; aber auch einigen Wölfen macht dieser letzte Kampf noch Kopfschmerz, und der Rest muß dann noch heulend Reißaus nehmen. (Joh. Gg. Kohl.)

79. Der deutsche Jägerbursche.

Ein in Polen wohnender deutscher Unterförster sandte eines Abends seinen Sohn, einen vierzehnjährigen Burschen, auf ein benachbartes Dorf. Als der Knabe wieder nachhause ging und kaum noch dreihundert Schritte von der elterlichen Wohnung entfernt war, sah er etwas auf dem Wege sitzen, das er anfänglich für einen Hund hielt. Der Mond warf sein falbes Licht auf den Weg; der Schnee flinkerte; es war eine entsetzliche Kälte. Der Bursche trat

noch einige Schritte vorwärts und erkannte einen Wolf. In der Schule hatte er oft erzählen hören, daß, wenn man von einem Bären verfolgt werde, es ratsam sei, sich auf die Erde zu werfen und sich tot zu stellen. In der Angst verwechselte er dies, meinte, sein Leben sei auch gegen den Wolf auf diese Weise gesichert und warf sich platt auf die Erde. Der Wolf näherte sich augenblicklich mit langsamen, bedächtigen Schritten, stand vor ihm still und schnoberte forschend. Der Bursche rührte kein Glied. Jetzt umging ihn der Wolf, stand dann unten bei den Füßen still und fing an, ihn zu beriechen und hier und da mit der Schnauze zu bestoßen. Überall traf er auf Kleidungsstücke. Er rückte immer höher und höher nach dem Kopfe hinauf und kam ans Genick, an das erste Fleisch. Er leckte; er schnopperte und kniff mit den Lippen; das Wasser lief ihm dabei aus dem Rachen, dem Burschen in die Halsbinde. Das Lecken wurde lebhafter, das Schnobern gieriger. Der Wolf trat jetzt mit einem Fuße über, so daß er den Hals des Burschen zwischen seinen Vorderklauen hatte.

„Jetzt Tod oder Leben!“ dachte der Bursche. Schnell wie der Blitz faßte er den Wolf bei beiden Vorderklauen und zog ihn fest an sich, daß er nicht Raum genug behielt, um mit seinen Zähnen eingreifen zu können. Die Schnauze lag dicht am linken Backen des Burschen; die scharfe Zunge hing neben dem Munde des letztern; der Wolf röchelte, als ob ihm die Kehle zugedrückt würde, und kratzte mit seinen Hinterklauen die Waden des Burschen durch Stiefeln und Strümpfe blutig.

„Vater, Vater!“ rief der Bursche, als er glücklich an der Hofthür angelangt war, „Vater, Vater! um Gottes willen! Vater!“ wiederholte er in schrecklicher Angst, denn niemand hörte; die Thüre war inwendig verriegelt; im Hause schlief alles. Er war erschöpft. Pochen konnte er nicht; er hatte keine Hand frei. Mit dem Fuße traute er nicht an die Thür zu stoßen, weil er fürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren und umzufallen. Endlich rannte er rückwärts seinen Freund Wolf gegen die Thür. Der Wolf knirschte. Da schlugen alle Hunde im Hofe an, und in dem Augenblicke waren alle auf dem Platze. „Vater!“ rief der Bursche durch das Hundegebell hindurch, „um Gottes willen mach auf; ich habe einen Wolf — lebendig!“ Jetzt hörte der alte Unterförster, und die sorgsame Mutter war schon unten

im Hause und öffnete die Thür. Auch der Vater war schon herbeigesprungen und stand mit einer geladenen Büchse im Anschlage. „Schieß nicht!“ rief ihm der Sohn zu, „ich habe ihn ja auf dem Rücken. Nur die Scheune aufgemacht!“ Er stellte sich mit dem Rücken gegen die Scheunenthür und warf den Wolf mit einem Ruck auf die Tenne. Hier erwarteten die Hunde den Gefangenen; doch biß er drei derselben zu Schanden. Eine Kugel endete sein Leben.

(Melos.)

80. Kaiser Alexander.

Kaiser Alexander kam einmal in einem einfachen Überrocke und noch einfacherem Fuhrwerke auf einer russischen Poststation an, wo er einen Mann traf, den er mit den Worten zu sich rief: „He, Bauer, komm her!“ — „Ne, mein Herr, ich bin kein Bauer; höher hinauf, Bruder!“ — „Nun denn, Zehnmann.“ — „Ne, höher hinauf!“ — „Nun Auserwählter, komm her!“ — „Höher hinauf, höher hinauf!“ — „Vielleicht gar der Oberschulz?“ — „Ihnen zu dienen, Väterchen, der Oberschulz des Orts. Was ist dem Herrn Kapitän gefällig?“ — „Ne, Bruder,“ erwiderte der Kaiser, „nicht Kapitän, höher hinauf!“ — „Vielleicht ein Herr Major oder Oberst?“ — „Nein, Bruder, höher hinauf.“ — „Ei! etwa ein General?“ — „Höher hinauf!“ — „Wie? doch nicht gar ein Feldmarschall? Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich“ — „Höher hinauf, Bruder, höher hinauf!“ — „Mein Gott im Himmel! Sehe ich recht?! Sie sind“ — — „Dir zu dienen, Väterchen, dein Kaiser.“ — Der alte Schulze sank so erschreckt in die Kniee, daß der Kaiser alle Mühe hatte, ihn wieder höher hinauf zu bringen.

(Kohl.)

81. Der Stör.

Zu den Fischen, welche weite Reisen unternehmen, gehört auch der Stör. Er liebt es jedoch nicht, wie der Hering, in großer Gesellschaft zu reisen, sondern zieht lieber seine Straße allein, und während jener das Meer nie verläßt, zieht der Stör durch die Thore der Wasserstraßen, welche tief in das Innere der Länder führen, sieht Kirchen und Bäume sich in den Wassern spiegeln, hört das Blöken der Herden und das Geklapper der Wassermühlen. Er kommt

oft hundert, ja zweihundert Stunden in die Flüsse hinauf, springt über niedere Wasserfälle hinweg, indem er den langen Körper wie einen Sprenkel biegt und wieder aus einander schnellt, schwimmt mit großer Geschicklichkeit die lang sich hinziehenden Wasserstürze hinauf, indem er sie schräg durchschneidet. Er ist allen Fischern ein willkommener Gast, weniger seines Fleisches wegen, welches allerdings auch genossen wird und dem Kalbfleische ähnlich schmeckt, als vielmehr seines Rogens wegen, aus dem man den Kaviar macht, der als Leckerbissen weit und breit verschickt und teuer bezahlt wird. Er ist ein gesuchter Handelsartikel, geht durch ganz Europa, wird wie Butter auf Semmel gestrichen und meistens zum Wein genossen. Man sollte glauben, daß bei den vielen Nachstellungen das Geschlecht dieser Fische schon längst zugrunde gegangen wäre. Aber ein einziger Stör, der nicht ergriffen wurde, hinterläßt eine Nachkommenschaft von vielen Tausenden, die das salzige Wasser des Meeres mit demselben Behagen verschlucken, wie das süße Flußwasser, in welchem sie geboren wurden.

Stellte ihnen der Mensch nicht nach, vor den Flußfischen brauchten sie sich nicht zu fürchten; denn sie erreichen eine Größe von 3—3 ½ m. Im Meere hat aber solch' eine Größe nicht viel zu bedeuten; daher denn auch der Stör zu seiner Verteidigung noch ganze Reihen gekrümmter Stacheln trägt, die nach allen Seiten hin seine Angreifer bedrohen. Diese Stacheln bestehen aus festen Knochen und sitzen auf eben so festen Schildern, die fast wie die eisernen Köpfe großer Nägel aussehen, mit welchen man die Thore der Festungen zum Schutz gegen den Feind sichert. Eine Reihe dieser Knochenschilder läuft den Rücken entlang, eine längs dem Bauchrande, eine an jeder Seite des Leibes. Und doch gehört der Stör zu den Knorpelfischen. Mit diesen Schildern ausgerüstet, trotzt der Stör seinen Feinden, die besonders den Schwanz fürchten, indem er mit demselben nicht sanft um sich schlägt. Der zugespitzte Kopf ist zwar auch gepanzert, hat aber ein zahnloses Maul, das nur Jagd auf Insektenlarven, Muscheltiere und kleinere Fische macht.

(Karl Gude.)

82. Winterreise im Norden.

In ihre Pelze gehüllt, mit großen Mützen, das Fell nach außen gekehrt, und in Stiefeln aus Renntierfellen, die

fast bis zum Gürtel reichen, mit Masken und Halsbändern sitzen die Reisenden unbeweglich auf hohen Sätteln, wie sie das Volk der Jakuten gebraucht. Alle schweigen. Die Luft ist dunkel und dick; die Karawane zieht durch fühlbare Nebel, die zögernd, gleichsam wider Willen, den Pfad wieder bedecken, von dem sie eben zurückgedrängt worden sind. Der Morgen beginnt, und ein blutiger Streifen der Morgenröte bricht am Rande des Horizontes durch die Nebel; die dicken Dünste wogen noch immer über den Häuptern der Reisenden. Die Sonne geht auf, wie eine feurige Kugel, — und plötzlich spielen tausend Regenbogen auf dem Schnee, auf den beeisten Sumpfgräsern und auf den Zweigen der Sträucher. Demantene Fäden und Spitzen flattern, blitzen, funkeln; flimmernde Flitterchen schweben in der Luft; die Strahlen steigen auf und wogen gleich einem Saatfelde. Die Schatten der Bäume, vom Nebel zurückgeworfen und vergrößert, steigen wie Riesen empor und nehmen seltsame Gestalten von Türmen, Säulen, Kuppeln, ja ganzen Schlössern an. Ein prächtiges Schauspiel, — doch alles nur für einen Augenblick. Die Sonne sinkt, und mit ihr schwindet der Zauber; von neuem bettet sich das tote Feld unter dem Leichentuche des Schnees; von neuem stehen die abgezehrten Sträucher ringsum, vom Reif belichtet. Kein Vöglein ist zu sehen, keine Stimme zu hören, — alles so still, wie das Grab! Endlich ist, nach dem Merkzeichen zu urteilen, das Nachtlager nicht mehr fern; die Karawane lebt auf. Die Treiber ermuntern ihre Rosse; Baumstümpfe, vom Feuer schwarzgebrannt, ragen aus dem Schnee hervor; — hier ist die Lagerstätte. Die vordersten Reiter steigen von ihren Pferden herab, die von den Jakuten sogleich abgeladen werden, während andere nach Weideplätzen suchen, d. h. nach Stellen, wo es den Tieren leicher ist, mit den Hufen das spärliche Moos unter dem Schnee hervorzugraben; noch andere schleppen Lagerholz herbei. Allmählich fängt das Holz knisternd an zu brennen, und die Kaufleute lagern sich auf Filzdecken, in Erwartung des Thees und des Abendessens, rings um das Feuer. Die Kleidung aller ist weiß von gefrornen Dünsten, die Halsbänder und Masken sind vom Eise steif. Man nimmt sie ab, um sie zu trocknen. Die Reisenden atmen freier. Der Atem zischt und fliegt als Reif umher; sie sprechen; — und die Bewegung der Laute ist in der Luft sichtbar. Nicht

selten erhebt sich in der Nacht ein furchtbarer Sturm mit Schneegestöber und bedeckt Pferde und Menschen mit hohem Schnee.

Manchmal müssen die Reisenden in dieser Lage Tage lang verbleiben und dann eben so viele Tage den ermatteten und hungrigen Pferden zur Erholung gönnen. Am Morgen wird beim Scheine des Nordlichts, das bald wie Garben von tausend Raketen über den Himmel sich zerstreut, bald wie ein Regenbogen aufsteigt und wieder in lichten Säulen feststeht, die Reise fortgesetzt. — So ermüdend und einförmig ist die ganze Reise; bloß die Langeweile, bloß ein schmerzliches Gefühl beweist dem Menschen, daß er noch lebe; Verstand und Herz sind erstarrt. (Martinsky.)

83. Petersburg.

Keine unserer Städte kann sich rühmen, so ganz aus Palästen und Riesengebäuden zusammengewachsen zu sein, wie Petersburg, und manche Grafschaft bringt nicht so viel ein, wie hier manches Haus Miete trägt. Die ungeheueren, lichten Straßen sind aber nicht belebt genug, und nur die Kosacken mit ihrer eingelegten Lanze, die Tscherkessen in reicher Tracht und bis an die Zähne bepanzert und bewaffnet, die gravitätisch daher schreitenden Taurier und das ganze Heer militärischer Uniformen aus allen Enden des Reiches bringen Leben, aber nicht immer das angenehmste, in die Straßen, und man kann annehmen, daß wenigstens der neunte, der einem begegnet, ein Soldat in blinkender Uniform ist. Dazu kommen noch die besternten und glitzernden Uniformen der Beamten, Lehrer, Zöglinge und unzähligen Lakaien, so daß man glauben möchte, ganz Petersburg stecke in Uniform.

Kommt der kalte Winter, dann sieht man wenig Gesichter, aber um so mehr Pelze, die sich jeder über Hut und Kopf zieht, und dann wie auf der Flucht dahinrennt. „Väterchen, du hast die Nase erfroren," ruft ein Vorübergehender, und eilig nimmt er eine Hand voll Schnee und reibt dem andern die kreideweiße Nase oder das Gesicht damit. Frieren ihm die Augen zu, oder wird der Bart zu einem Eisklumpen, ungescheut geht er in das nächste Haus und läßt ihn am Ofen auftauen.

Äußerst lebhaft, als wenn der Feind abgezogen wäre, wird es, wenn das Eis der Newa bricht, die der unbarm-

herzige Winter 6 Monate lang in eisige Banden schlägt. Kanonendonner schreckt die Petersburger zum Jubel auf, und mit Eile durchsegelt der Stadtkommandant das zerbrochene Eis, um dem Kaiser den ersten Becher des klaren Wassers zu bringen, das dieser auf die Gesundheit seiner Residenz trinkt. Dampfschiffe fliegen nach allen Seiten, und Masten reihen sich wieder an Masten. Bevor jedoch die 1 bis 1 ½ m dicken Eismassen Abschied nehmen, arbeiten Tausende in den Eisbrüchen, um noch die vielen Eiskeller mit Würfeln und Bänken zu füllen, auf welche man in den erstaunlich heißen Sommertagen Milch oder Fleisch stellt, oder damit Wein, Bier, Thee oder Wasser erfrischt. Nun schwimmen die vielen Flöße, die von Waschweibern wimmeln, und die netten Fischerbuden wieder, wo man die Fische wie Schinken räuchert oder eingefrieren läßt, um damit die russischen Feinschmecker zu bedienen. Und kommt erst der Juni mit seinen sternhellen Nächten, dann ist die Newa mit Gondeln übersäet, und es gewähren die nächtlichen Fahrten, in welche häufig ferne Hornmusik erklingt, einen Zauber, den keine Stadt auf dem Erdenrunde, selbst Venedig nicht, gewährt.

(Nach Berghaus und Kohl.)

84. Peter der Große als Lehrling.

Wiewohl Peter schon in seinem zehnten Jahre zum Zar, d. h. Kaiser, erwählt worden war, so überließ er doch seiner Schwester noch sieben volle Jahre die Regierung. Unterdessen suchte er sich unter Leitung eines Genfers zu einem tüchtigen Soldaten zu bilden. Auf einem Dorfe, wohin er sich zurückgezogen hatte, errichtete er sich aus seinen Altersgenossen ein Regiment, diente darin selbst vom Tambour auf, lebte als gemeiner Soldat von seinem Solde, zog mit auf die Wache und stieg nach und nach bis zum Offizier. Erst als er sich der Liebe seiner Soldaten versichert hielt und sich tüchtig zum Herrschen fühlte, übernahm er selbst die Zügel der Regierung. Kaum hatte er sich auf dem Throne befestigt und eine Ordnung in die Angelegenheiten des ungeheueren Reiches gebracht, so trat er, von Wißbegierde getrieben und aller Zeichen seiner kaiserlichen Würde entkleidet, eine Reise durch Deutschland, Holland und England an. In Deutschland suchte er von den Gelehrten zu lernen und besuchte gerne ihre Hörsäle. In Holland trat er als Schiffszimmermann unter dem Namen Peter

Michaelof in die Lehre und vollendete mit eigener Hand ein Kriegsschiff von 60 Kanonen, das er nach Archangel sandte. Auch Chirurgie erlernte er hier, und er hat nachmals manchen Zahn ausgezogen und manchen Wassersüchtigen angezapft. Von Holland ging er nach England, um das englische Seewesen kennen zu lernen, und äußerte bei dieser Gelegenheit, er möchte eben so gerne englischer Admiral, als russischer Kaiser sein.

Nach seiner Rückkehr in seine Staaten hatte er nun alle Hände voll zu thun, das Erlernte anzuwenden und die Pläne zur Bildung seines Volkes in Ausführung zu bringen. Er ließ nicht nur Bücher aus fremden Sprachen ins Russische übersetzen und Schulen anlegen, sondern erklärte auch diejenigen, welche nicht lesen und schreiben konnten, des väterlichen Erbes für verlustig. Er führte den Gebrauch des Schreibpapiers in Rußland ein und schaffte eine Buchdruckerei von Holland nach Moskau, der damaligen Hauptstadt des Reiches. Zu Petersburg, das er 1703 mit unglaublicher Anstrengung auf einem Sumpfe erbauen ließ und zu seiner Residenz erhob, errichtete er eine Apotheke, eine Sternwarte und eine Akademie der Wissenschaften; er schaffte die slawische Sitte ab, vor dem Zar niederzufallen, verbot die langen russischen Bärte, führte die Post ein, beförderte Handel und Schiffahrt und brachte durch Berufung auswärtiger Handwerker und Künstler die Gewerbe in Aufnahme. Das alles war die Frucht seiner Reisen, auf denen er alles mit eigenen Augen gesehen und, wo er nur immer konnte, selbst Hand angelegt hatte. Jetzt sah er erst, wie weit sein Volk noch zurück war, und wie er es angreifen müsse, um den Grund zu seiner Bildung zu legen. Und wenn ihn auch die Kriege, die er namentlich mit den Türken und Schweden zu führen hatte, hinderten, seine Pläne alle durchzuführen, so hat er doch den Ruhm, für sein Volk Lehrling und Lehrer, sowie der Begründer der russischen Macht gewesen zu sein. (Nach Schwabe.)

85. Die französische Armee auf grauenhafter Flucht.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell. (Schiller.)

Die Weltherrschaft war Napoleons Ziel. Zu dem Ende mußte der russische Koloß zertrümmert werden. Alle ge-

schaffenen oder geknechteten Reiche waren genötigt, ihm Hilfsheere zu stellen: der Rheinbund 100 000, die Schweiz 12 000, Italien 40 000, Polen 60 000 Mann, und Österreich und Preußen mußten seine Flanken decken. So brach er im Sommer 1812 mit einem Heere von 600 000 Mann und 1200 Kanonen in Rußland ein; tausende von toten Pferden bedeckten die schlechten Wege, und eine große Zahl kranker Soldaten füllte die Spitäler. Doch nach gewonnener mörderischer Schlacht an der Moskwa zogen die Franzosen in Moskau siegreich ein, den 15. September 1812. Hier gedachten sie reiche Winterquartiere zu beziehen; aber sie fanden die Straßen verödet, die Vorräte größtenteils fortgeschleppt. Die ahnungsvolle Stille wurde aber bald durch Flammen unterbrochen, die schon bei dem Einzuge aus dem Hospital, dem Bazar (Kaufhause) und der Bank emporprasselten. Die Franzosen dämpften sie teilweise; am nächsten Tage aber schlug das Feuer aus mehr denn 50 Stellen und verwandelte die ungeheuere Stadt bald in ein Flammenmeer, worin sich Feuerwogen und wirbelnde Rauchsäulen prasselnd einherwälzten. Vom Kreml aus, der alten Zarenburg, schaut Napoleon dem schaudererregenden Schauspiele zu. Als die Flammen schon nach dem Palaste züngeln, verläßt er mit seinem Heere die brennende Stadt und kehrt erst nach 6 Tagen wieder zurück, nachdem unter Mitwirkung starker Regengüsse das Feuer erloschen war und die Russen $^{9}/_{10}$ ihrer eigenen Stadt in Schutt und Asche verwandelt hatten.

Nun erstrebte Napoleon einen Friedensvertrag. Vergebliches Mühen! „Jetzt erst beginnt der Krieg," sagten die Russen, und so blieb den Franzosen nichts übrig, als am 15. Oktober noch den Rückzug anzutreten. Die Russen folgen ihnen auf der Ferse. Bald waren die Vorräte verzehrt, die man in Moskau mitnahm. Auf einer Straße, wo man schon beim Einmarsche alles verbraucht und verbrannt hatte, fehlte es an Brot und Obdach, wie den Pferden an Futter. Wer sich von der Straße entfernte, um Lebensmittel herbeizuholen, wurde von den Kosacken, welche das Heer umschwärmten, gefangen genommen oder von den aufgebotenen Bauern erschlagen. Die ganze Armee lebte nun beinahe ausschließend von Pferdefleisch, und täglich starben viele vor Hunger und Ermattung. Pack- und Pulverwägen verbrannte man, und Kanonen blieben zurück.

Um das Unglück zu vollenden, mußte auch noch eine grimmige Kälte eintreten. Ohne stärkende Nahrung und Getränke, ohne gehörige Bekleidung auf Eis und Schnee übernachtend, bezeichneten bald Haufen von Leichen das Nachtlager und den Weg der Armee. Die Gewehre wurden den Ermatteten eine Last und wurden haufenweise weggeworfen; die Regimenter fingen an, aus einander zu gehen. So nahte man der Beresina[1]), wohin zwei russische Corps[2]) vorangeeilt waren, um den Übergang zu verwehren. Über diesen Fluß ließ Napoleon zwei Brücken schlagen, welchen die Halbverzweifelten in wilder Hast zustürzten. Je näher die Russen, desto größer das Gedränge; der Stärkere wirft den Schwächeren, der seine Flucht aufhält, zu Boden oder ins Wasser. Viele wollen den Fluß durchschwimmen — und erstarren, oder wagen sich auf dünne Eisdecken — und versinken. Daneben fliegen die Kugeln zischend in die dichtgedrängten Massen und reißen sie nieder, bis endlich unter der Last der Wägen und unter einem grausenerregenden Jammergeschrei die eine Brücke zusammenstürzt und die andere in Brand gesteckt wird.

Nun hatten auch die meisten weder Schuhe noch Stiefel, sondern nur alte Hüte oder Tornister um die Füße gebunden; um Kopf und Schulter warf man alte Säcke, zerrissene Decken oder Pferdehäute, um sich gegen die steigende Kälte zu schützen. Stürzte einer, schnell zogen ihn, oft noch halb lebend, die andern aus, um sich mit seinen Lumpen zu behängen. Alle Gebäude wurden niedergebrannt, um sich zu erwärmen. Von Rauch und Schmutz ganz schwarz, oft mit bloßen, brandigen Füßen, der Sprache beraubt und in wahnsinniger Betäubung, hinkten viele wie Gespenster daher, rösteten wohl auch Leichname und verzehrten sie, oder zernagten ihre eigenen Arme und Hände. 300000 Erfrorne allein verbrannten im folgenden Frühjahre die Russen. Nur 15000 Mann, den Tod in ihren Gliedern, kamen nach Wilna zurück, wovon sich nur noch 400 Fußgänger und 600 Reiter unter Waffen befanden. Das waren die Trümmer der großen Armee. Nie hatte die Welt eine schönere gesehen, nie ein Heer ein jammervolleres Ende genommen!

(Fort.)

---

1) berezina. 2) kor.

86. Herr Charles[1]).

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken, halb erfrornen Kindern in die Stube. „Da bring' ich Euch die Kinder!" Der Kaufmann sah den Polen kurios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt Euch zu mir?" — „Niemand gehören sie," sagte der Pole, „einer toten Frau im Schnee, 70 Stunden herwärts Wilna. Thun könnt Ihr mit ihnen, was Ihr wollt." Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein," und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn Ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort," und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Witwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor fünf Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel; denn das Blut verleugnet sich nicht. Und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig war, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Lande reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an und klagte ihm ihre Not. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?" „Wo du hingehst,

1) scharl.

Mutter," sagte der Knabe und hatte recht. Denn er ging noch vor der Abreise ins Grab. Also versah sie sich mit dem Notwendigen und accordierte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon drauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst," hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?" sagte er zu sich selbst. Umkehren — wo die Kinder lassen? — Weiter fahren — wem bringen? Thu, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast? Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum und betete mit ihnen ein polnisches Vaterunser. „Und führe uns nicht in Versuchung!" Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene, unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg; denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thore fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen's nicht." — Wie er den heiße? „Wir wissen's auch nicht." — Wie denn ihr Geschlechtsname sei? „Charles." Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Vetter. Die Kinder wären versorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger, als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Vetter

nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, nicht, ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie teuer das Pärlein?“ und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt und war noch nicht willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Not erzählte, „eins,“ dachte er, „will ich ihm abnehmen,“ und es fühlte sich immer wärmer in seinem Busen; „ich will ihm zwei abnehmen,“ dachte er, und als sich endlich die Kinder an ihn schmiegten, meinend er sei der Herr Vetter, und anfingen auf französisch zu weinen — denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen — und als Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und in „Gottes Namen,“ sagte er, „wenn's so ist, so will ich mich nicht entziehen,“ und nahm die Kinder an. „Setzt Euch ein wenig nieder,“ sagte er zu dem Polen, „ich will Euch ein Süpplein kochen lassen.“

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg; — er legte den Löffel weg und blieb sitzen; — er stand auf und blieb stehen. „Seid so gut,“ sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab; der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordiert.“ Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund,“ sagte er, „Ihr kommt mir ein wenig kurios vor. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder abgenommen habe, soll ich Euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen!“ Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüte begegnen, wenn's ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen nnd Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiderte: „Guter Herr, ich will Euch nicht ins Gesicht sagen, wie Ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben! Die Zeiten sind bös,

und der Verdienst ist gering.“ — „Eben deswegen,“ sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint Ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt Ihr sie wieder?“ Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe, — „wenn's so ist,“ sagte er, ich bin kein reicher Mann, und Eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich Euch nichts zumuten. Thut den armen Würmlein Gutes dafür!“ sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles,“ dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann“ — und als der Pole schon anfing, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte, „guter Freund,“ sagte Herr Charles, „bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich Euch nicht Euren wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht Euch abgenommen habe,“ und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere der geneigten Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sei und ob er's thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal vonnöten gehabt. (Joh. Pet. Hebel.)

87. Dichtersprüche.

Proben gibt es zwei, darinnen
Sich der Mann bewähren muss:
Bei der Arbeit recht beginnen,
Beim Geniessen rechter Schluss. (Geibel.)

Dass Gesundheit edel sei, muss uns nur die Krankheit weisen,
Und der dürre Hunger zeigt uns allein den Wert der Speisen;
Offnes Ohr und klares Aug' preiset recht, wer taub und blind.
Ach, wir kennen Gottes Gaben erst, wenn sie verloren sind.
(J. Grob.)

Es lebt der Mensch nur kurze Stunden;
Beschränkt ist seine Thätigkeit,
Weh' jedem, der nicht die Sekunden
Mit Wuchergeist auf Zinsen leiht!
(Hammer-Purgstall.)

1) spr. moßjö (= Herr).

1. Sucht dich die Freude, so grüſse sie;
Sie schmückt das Erdenleben;
Gib Raum ihr; doch vergiſs es nie,
Daſs Flügel ihr gegeben.

2. Und wenn dich Leid und Weh ereilt,
Muſst sie geduldig tragen
Und hoffen, daſs die Wunde heilt
Die Hand, die sie geschlagen. (J. Sturm.)

88. Asien.

Da Asiens nördlicher Teil an das Eismeer und der südliche bis gegen den Äquator reicht, so findet man hier die kältesten und wärmsten, die fruchtbarsten und unfruchtbarsten Länder. Nordasien (Nordsibirien) bildet eine unwirtbare, rauhe, traurige Wildnis, welche eben, wasserarm und unbeschreiblich kalt ist und nur spärlich Gras und Gestrüppe hervorbringt; Mittelasien besteht aus den höchsten Gebirgen — Himálaja mit Bergen über 7—8000 m hoch — und ungeheuer großen Sandwüsten und Steppen; Südasien dagegen bringt nicht bloß alle Produkte Europas hervor, von denen viele vor Jahrhunderten in unsern Erdteil verpflanzt worden sind, sondern trägt überhaupt alles, was des Menschen Herz erfreuen kann. Da prangen immergrüne, undurchdringliche Waldungen mit riesenhaften Bäumen; es wachsen hier die Kokos- und Sagopalme, der Zimmet-, Muskat- und Gewürznelkenbaum, Pfeffer- und Ebenholzbäume, Reis, Kaffee, Thee, Baumwolle, die besten Arzneikräuter und Farbstoffe.

Außer den gewöhnlichen Produkten, woran das Mineralreich in Asien sehr reich ist, liefert dies auch in Indien den Diamant, sowie im Uralgebirge Gold, Plātina, Silber und den Magnetstein.

Eine nicht minder reiche Mannigfaltigkeit zeigt Asiens Tierwelt. Zu allen den wilden und zahmen Tieren Europas, von denen viele aus Asien stammen, kommen noch diejenigen, welche den heißen Erdteilen eigentümlich sind. Da weiden in den fruchtbaren Ebenen Ostindiens die riesigen Elefanten; in den hohen Schilfdickichten der Flüsse lauern Tiger und Löwen auf ihre Beute; in den großen Strömen haust das Krokodil; in den Waldungen halten sich Schlangen auf, die teils durch ihr Gift, teils durch ihre furchtbare Stärke Tieren und Menschen gefährlich werden, z. B. die giftige

Brillenschlange und die — zwar nicht giftige — aber 12 bis 14 m lange und mannsdicke Riesenschlange. Affen und die mit dem herrlichsten Gefieder geschmückten Vögel, unter denen der Pfau und der Paradiesvogel die schönsten sind, haben ihre Wohnungen in den Gipfeln der Bäume genommen und erfüllen die Luft mit dem seltsamsten Geschrei. In den Wüsten ist alles öde und tot; nur der Strauß und einzelne Tiger und Löwen durchstreifen dieselben, und wo Wege hindurchgehen, erblickt man von Zeit zu Zeit Karawanenzüge mit Kamelen; die Steppen werden nur zur Zeit des Frühlings und während des Pflanzenwuchses von Tieren belebt. Da erblickt man auf den Hochflächen wilde Esel, mutiger und größer als unsere zahmen, unter schnellfüßigen Gazellen und starken Büffeln. In den wilden Hochgebirgen lebt das Moschustier, das nirgend sonst auf der Erde gefunden wird.

Asien ist die Wiege des Menschengeschlechts. Von hier aus ist Europa bevölkert worden, von hier die Bildung durch Religion, Wissenschaft und Kunst ausgegangen. Hier ist der Ursprung der drei Hauptreligionen: der jüdischen, christlichen und muhamedanischen. Hier wurden die ältesten wichtigsten Erfindungen gemacht: Schreibekunst, Glas-, Papierfabrikation 2c. Hier bestanden einst die ältesten berühmtesten Reiche. Aber die Pracht und Herrlichkeit alter Zeiten ist längst verfallen, und nur Trümmer sind davon übrig geblieben. (Aus dem Lesebuch von Niedergesäß.)

89. Der kluge Richter.

Ein Kaufmann wollte in ein fremdes Land reisen und übergab einem Derwisch, den er für seinen Freund hielt, einen Beutel mit tausend Zechinen mit der Bitte, ihm dieses Geld während seiner Abwesenheit zu bewahren. Nach einem Jahr kam der Kaufmann wieder und verlangte sein Geld zurück; der betrügliche Derwisch aber leugnete ihm ins Angesicht und behauptete, nichts empfangen zu haben. Der Kaufmann geriet über diese Treulosigkeit in heftigen Zorn und ging zum Kadi, den Derwisch zu verklagen. „Du bist mehr redlich als klug gewesen," antwortete der Richter. „Du hättest einem Manne, dessen Treue du nicht kanntest, nicht so blindlings trauen sollen. Es wird schwer halten, diesen listigen Betrüger zu bewegen, ein Unterpfand, das er ohne Zeugen empfangen hat, freiwillig wieder heraus zu geben; doch will ich sehen, was ich für dich thun kann. Geh noch einmal zu ihm,

und sprich ihm freundlich zu; laß dir aber nicht merken, daß ich von der Sache weiß, und morgen um diese Stunde komm wieder zu mir!"

Der Kaufmann ging hin und that also; aber statt des Beutels bekam er Schimpfreden. Als sie noch stritten, erschien des Kadi Sklave und lud den Derwisch zu seinem Herrn ein. Der Derwisch kam. Der Richter empfing ihn sehr freundlich, führte ihn in sein schönstes Zimmer und er erwies ihm so große Ehre wie dem vornehmsten Mann in der Stadt. Er redete von allerlei Dingen, webte aber bei Gelegenheit so viel schmeichelhafte Lobsprüche von des Derwisches Edelmut, Weisheit und Gelehrsamkeit ein, daß er sein völliges Zutrauen gewann. „Ich habe dich zu mir bitten lassen, edler Derwisch," fuhr der Kadi endlich fort, „um dir einen Beweis meines Vertrauens und meiner Hochachtung zu geben. Eine wichtige Angelegenheit nötigt mich, einige Monden zu verreisen. Ich traue meinen Sklaven nicht und möchte meine Schätze gern in den Händen eines Mannes lassen, dem die ganze Stadt ein so schönes Zeugnis gibt wie dir. Wenn ich dich, ohne deinen übrigen Geschäften Abbruch zu thun, mit einer Bemühung dieser Art beschweren darf, so will ich morgen in der Nacht meine Kostbarkeiten zu dir schicken; die Sache erfordert das tiefste Stillschweigen; darum werde ich sie dir durch meinen treuesten Sklaven unter dem Namen eines Geschenkes senden."

Ein freundliches Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des Derwisches; er machte eine Menge tiefe Verbeugungen, dankte für das hohe Zutrauen, beteuerte in den schönsten Ausdrücken, über die anvertrauten Schätze wie über seine eigenen Augen zu wachen, und empfahl sich mit einer solch heimlichen Freude, als ob er den Kadi schon betrogen hätte.

Den andern Morgen kam der Kaufmann wieder und berichete die Hartnäckigkeit des Derwisches. „Geh noch einmal zu ihm," sprach der Kadi, „und wenn er sich ferner weigert, so drohe ihm, du wollest ihn bei mir verklagen. Ich denke, er wird sich nicht zweimal drohen lassen." Der Kaufmann ging hin. Sobald der Derwisch vom Kadi hörte, dessen Vertrauen er auf keine Weise verlieren durfte, wenn er ihn um seine Kostbarkeiten berücken wollte, so gab er den Beutel geschwind zurück. „Ei, lieber Freund," fügte er lächelnd hinzu, „warum nicht gar zum Kadi! Dein Gut ist in meinen Händen unverloren. Ich habe nur gescherzt, um zu sehen, wie du dich dabei bezeigen würdest." Der Kaufmann war so klug, daß er den Scherz gleich gelten ließ. Er ging zum Kadi und dankte ihm für seine großmütige Hilfe.

Unterdessen kam die Nacht herbei, und der Derwisch bereitete sich zum Empfange der versprochenen Schätze; aber die Nacht verstrich, ohne daß der Sklave des Kadi mit dem heimlichen

Geschenk erschien. Die Zeit wurde ihm unbeschreiblich lang, und sobald der Morgen anbrach, begab er sich in des Richters Wohnung. „Ich wollte mich nur erkundigen," sprach er, „warum der Herr Kadi seinen Sklaven nicht geschickt hat." „Weil er von einem gewissen Kaufmann vernommen hat," antwortete der Kadi, „daß du ein treuloser Betrüger bist, den die Gerechtigkeit nach Verdienst bestrafen wird, sobald eine zweite Klage dieser Art sich über deine Bosheit beschwert." Der Derwisch beugte sich ehrerbietig zur Erde und schlich stillschweigend hinweg.

(Aus den Palmblättern von Herder und Liebeskind.)

90. Die Worte des Koran.

1. Emir Hassan, Enkel des Propheten,
Faltet seine Hände, um zu beten,
Setzt sich auf den Teppich dann im Saale
Nieder, um zu kosten von dem Mahle.

2. Und ein Sklave trägt vor ihn die Speise,
Und er schüttet ungeschickter Weise
Von der Schüssel Inhalt, daſs die Seide
Ward beflecket auf des Emirs Kleide.

3. Und der Sklave wirft sich auf die Erde
Und beginnt mit ängstlicher Gebärde:
„Herr! des Paradieses Freuden teilen,
Die ihr Zürnen zu bemeistern eilen."

4. ‚Nun ich zürne nicht!' antwortet' heiter
Hassan, und der Sklav' versetzte weiter:
„Doch noch mehr belohnt wird, wer Verzeihen
Dem Beleidiger läſst angedeihen!"

5. ‚Ich verzeihe!' so des Emirs Worte.
„Doch geschrieben steht am selben Orte",
Sprach der Sklave, „daſs am höchsten thronen
Soll, wer Böses wird mit Gutem lohnen!"

6. ‚Deine Freiheit will ich dir gewähren
Und dies Gold hier, das Gebot zu ehren;
Mög' es nie geschehn, daſs die Gesetze
Des Propheten Gottes ich verletze!'

(Joh. Christian v Zedlitz.)

91. Cyrus.

1. Dem Astyages, König von Medien, träumte einmal, seine Tochter Mandane gösse so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt werde. Er legte seinen Traumdeutern, die man hier, wie in Ägypten hoch schätzte,

den Traum vor, und diese prophezeiten ihm, daß Mandane einen Sohn gebären würde, der ganz Asien beherrschen werde. Astyages erschrak darüber so sehr, daß er seine Tochter an einen seiner Statthalter in Persien verheiratete. Sie gebar einen Sohn, den sie Cyrus nannte. Kaum hatte der König dies erfahren, so ließ er das Kind vor sich bringen und übergab es einem seiner Hofleute, Harpăgus, mit dem Befehle, es umzubringen.

Harpagus aber hatte Mitleiden mit dem Kinde; anstatt es zu töten, gab er es einem Hirten, damit dieser es irgend wo in einen Wald lege und es da seinem Schicksale überlasse. Der Hirt brachte es seiner Frau. Diese hatte ihr Kind verloren und nahm mitleidig den kleinen Knaben als ihr eigenes Kind auf. Cyrus wuchs heran und wurde schön und stark. In seinem zehnten Jahre entdeckte sich's, daß der Knabe ein Enkel des Königs sei. Dieser ließ ihn an seinen Hof kommen, und der schöne muntere Knabe gefiel ihm so wohl, daß er ihn am Leben ließ und ihn seinen Eltern zuschickte. Dem Harpagus aber konnte der böse und rachsüchtige Astyages seinen Ungehorsam nicht verzeihen. Zu seiner Bestrafung ließ der Grausame des Harpagus Sohn schlachten, bat den Vater zur Tafel und setzte ihm dessen eigenes Kind zur Speise vor. Erst als Harpagus sich satt gegessen hatte, erfuhr er mit Entsetzen, was für ein schauderhaftes Gericht ihm bereitet worden war. Der alte König weidete sich an seinem Schmerz; aber von jenem Augenblicke an dachte der tief gekränkte Harpagus auf blutige Rache.

2. Cyrus wurde von seinem Vater nach persischer Sitte erzogen und zu einem abgehärteten, standhaften und entschlossenen Manne gebildet. Später erhielt er die Statthalterschaft über Persien. Nun aber ging der Traum seines Großvaters in Erfüllung. Der junge Cyrus konnte nicht vergessen, welchen blutigen Plan sein Großvater mit ihm gehabt und mit welcher Grausamkeit er an dem Harpagus seinetwegen sich gerächt hatte. Er ließ sich von seinem Volke, den Persern, deren Liebling er schon lange gewesen war, zum Oberhaupte wählen, vergrößerte sein Heer, ging damit auf Mediën los und eroberte das Land. Selbst der König Astyages fiel in seine Hände und mußte als Gefangener sein Leben beschließen.

Einige benachbarte Völker, zuerst die Armēniër, welche den Medern Tribut bezahlt hatten, glaubten ihn dem

Cyrus, einem Perser, weigern zu dürfen. Cyrus brach unerwartet mit einem Heere in ihr Land ein und nahm die ganze armenische Königsfamilie gefangen. Diese fürchtete Tod und Gefangenschaft. Doch Cyrus ließ sie mit einer so freundlichen Großmut frei, daß er in diesen seinen Feinden treue Bundesgenossen und Freunde gewann, in deren Verbindung er alle benachbarten Könige zwang, sich ihm zu unterwerfen.

Der mächtigste unter diesen war Krösus, König der Lydiër in Kleinasien, ein Schwager des Königs Astyages. Er hatte beinahe ganz Kleinasien sich unterworfen, besaß unermeßliche Schätze und hielt sich daher für den glücklichsten Menschen auf Erden. Zu ihm kam einst auf seinen Reisen der weise Solon. Krösus zeigte ihm alle seine Schätze und die ganze Pracht seines Hofes. „Sage nun,“ sprach er zu ihm, „ob ich nicht der glücklichste aller Sterblichen bin?“ „Nein,“ antwortete Solon, „ich kenne einige Athener, die ich für weit glücklicher halten möchte. Vor seinem Tode, Krösus, kann niemand glücklich gepriesen werden.“ Diese Rede gefiel dem Könige nicht, und er ließ den Solon kaltsinnig ziehen.

Eifersüchtig auf des Cyrus wachsende Macht rüstete Krösus ein großes Heer von 200000 Mann und griff damit die Perser an. Aber Cyrus schlug das Heer, eroberte die Hauptstadt Sardes und nahm Krösus selbst gefangen. Nun wurde auf dem Marktplatze zu Sardes ein großer Scheiterhaufen errichtet und König Krösus verurteilt, lebendig darauf verbrannt zu werden. Als die Flammen anfingen zu lodern, erinnerte Krösus sich der Worte, die einst der weise Solon zu ihm geredet hatte, und schrie laut auf: „O Solon! Solon!“ Cyrus war begierig zu erfahren, warum Krösus Solons Namen nannte. Er ließ den Scheiterhaufen löschen; — und als ihm nun Krösus erzählte, wie ihn dieser Weise einst an die Unbeständigkeit aller irdischen Glücksgüter erinnert habe, wurde er selbst von Solons Worten so sehr ergriffen, daß er dem Krösus das Leben schenkte. Aus seinem Gefangenen wurde nun ein Freund, der ihm auf seinen ferneren Zügen als treuer Ratgeber zur Seite stand.

Nachdem die Lydier besiegt waren, wurde ganz Vorderasien von Cyrus' Feldherren erobert, und die phönizischen Städte mußten ihm Tribut bezahlen. Cyrus selbst zog

gegen die Stadt Babylon, die ihm aber tapferen Widerstand leistete. Doch ungeachtet der dicken Mauer und der tiefen Gräben bezwang er die Stadt durch List. Er ließ das Wasser des Euphrat durch einen Kanal in einen See ableiten, und in einer Nacht, als die Babylonier ein Fest feierten, marschierten die Perser das trockene Bett des Flusses hinab unter der Mauer durch, überfielen die unbewaffneten, zum Teil berauschten Bürger, und Cyrus wurde Herr von Babylon und dem ganzen babylonischen Reiche. So erstreckte sich des Cyrus Herrschaft vom mittelländischen Meere bis nahe an den Indus.

Cyrus war ein Regent, der neben seinen Fehlern große Tugenden besaß; nur schade, daß er sich in seiner Eroberungssucht nicht zu mäßigen wußte. Seiner Gnade hatten sich besonders die Israeliten zu erfreuen, denen er mit allen von Nebukadnezar geraubten Schätzen in ihr Vaterland zurückzukehren gestattete. (Bredow.)

92. Belsazār.

1. *Die Mitternacht zog näher schon;*
In stummer Ruh lag Babylon.

2. *Nur oben in des Königs Schlofs*
Da flackert's, da lärmt des Königs Trofs;

3. *Dort oben in dem Königssaal*
Belsazār hielt sein Königsmahl;

4. *Die Knechte safsen in schimmernden Reihn*
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein!

5. *Es klirrten die Becher; es jauchzten die Knecht';*
So klang es dem störrigen Könige recht.

6. *Des Königs Wangen leuchten Glut;*
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut

7. *Und blindlings reifst der Mut ihn fort,*
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort,

8. *Und er brüstet sich froh und lästert wild;*
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

9. *Der König rief mit stolzem Blick;*
Der Diener eilt und kehrt zurück.

10. *Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,*
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

11. *Und der König ergriff mit frevler Hand*
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand.

12. *Und er leert ihn hastig bis auf den Grund*
Und rufet laut mit schäumenden Mund:

13. *„Jehova, dir künd' ich auf ewig Hohn, —*
Ich bin der König von Babylon!"

14. *Doch kaum das grause Wort verklang,*
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15. *Das gellende Lachen verstummt zumal;*
Es wurde leichenstill im Saal.

16. *Und sieh! und sieh! an weiſser Wand*
Da kam's hervor wie Menschenhand —

17. *Und schrieb und schrieb an weiſser Wand*
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

18. *Der König stieren Blicks da saſs,*
Mit schlotternden Knie'n und totenblaſs.

19. *Die Knechteschar saſs kalt durchgraut,*
Und saſs gar still, gab keinen Laut.

20. *Die Magiër kamen, doch keiner verstand*
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21. *Belsazar ward aber in selbiger Nacht*
Von seinen Knechten umgebracht. (*Heinr. Heine.*)

93. Jerusalem.

Es war ein feierliches Erwachen am ersten Morgen, der mich in Jerusalem begrüßte. Kaum graute der Tag, so zitterte meine Seele schon vor Erwartung dessen, was ich sehen sollte. Langsam ging die erste Stunde des Morgens vorüber, und wir drangen in unsern Führer, uns zum Heiligtum zu geleiten. Fast bangte mir, festen Fußes aufzutreten, als wir in die Grabeskirche kamen. Meine Augen waren wie getrübt, und meine Seele ergriffen wunderbare, heilige Gedanken, so daß das steinerne Schnitzwerk und alle Pracht des Gebäudes mir nur vorkam, wie dem Wanderer ferne Burgzinnen, die an grauen Bergen aus dem Nebel steigen. Ohne daß ich wußte, wie mir geschah, war ich aus dem Grabesgeheimnisse herausgetreten und hatte die Terrasse der Kirche erstiegen, von welcher man ganz Jerusalem übersehen kann. Da lag sie vor mir, die Stadt der Jahrtausende, und erschien mir wie eine Witwe in ihrer Trauer. Die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter sinkenden Ölbäume, die Grabmale mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felsen, das zerstreute Gemäuer, alles erinnert an die schweren Begebnisse, die diese Stadt erlitten hat.

„Sehen Sie," sagte mein Führer, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist der Schmerzensweg." — Hier ist

kein Stein und keine Platte, die nicht Zeugen einer großen Begebenheit wären. Dieser Raum hat den Heiligsten gesehen in aller seiner Schmach, ihn, den Verurteilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Last des Kreuzes zum Tode Geführten. Welch heilige Erinnerungen sind mit diesen Steinen eingebaut; wie viele tausend Herzen seit Konstantins und Helenas Zeit haben über diesen Anblick geblutet, sind, von diesem Anblicke getröstet, wieder von dannen gezogen! „Dort im Süden liegt Bethlehem,“ sprach der Führer weiter. Bethlehem, die anmutigste unter den Städten! Sie liegt so friedlich auf dem Berge, und die hohe Sonne schaut so ruhig auf sie, daß ich mich nicht erinnere, irgend wo einen Ort gesehen zu haben, der mit solcher Anmut solche Majestät verbände. — Dort zur Linken zwischen den Hügeln dehnt sich das Thal der Hirten aus; eng und still liegt es zwischen den Bergen, und nur wenige Bäume begrenzen seinen Saum. Viele Klöster erheben sich über die Häuser von Bethlehem, und die Kuppel, welche am höchsten hervorragt, gehört der durch die Kaiserin Hĕlena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte steht, da Christus geboren ist.

„Welches Namens ist dort die Burg,“ fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels steht?“ — „Das ist die Davidsburg auf Zion,“ sagte eintönig der Führer. Hier hat der Mann gewohnt, der größte seiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König. Von hier aus konnte er Jerusalem beschauen und ungestört des Flusses strömende Welle, das stille, grünende Thal, die Terebinten und Olivenbäume betrachten, wie sie schmücken die Häupter der Hügel. Gegen Südosten liegt vor dem Auge des Beschauers das Thal Josaphat, die Moschee auf Morija und weiterhin der Kessel des toten Meeres. — Kein Anblick vermag die Seele mit so trüben Gedanken zu erfüllen, wie das Thal Josaphat, ein enges Thal zwischen zwei Hügeln, deren einer der Ölberg, der andere die Stadt Jerusalem auf seiner Höhe trägt, von dem fast wasserlosen Kidron durchschlichen. Niemals scheint die Sonne in die düstere Tiefe. Des Morgens verbirgt sie sich hinter dem Ölberg und des Nachmittags hinter Morija. Es ist das Thal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Kidron überbaut, wird von unwillkürlichem Schaudern ergriffen.

Rechts von der Brücke befinden sich die Gräber Absaloms, Josaphats und Sacharjas. Betende liegen in der Nähe dieser Gräber auf dem Boden hingestreckt, und eine Masse aufgeschichteter Steine vermehrt das Traurige dieser Stätte.

„Dort im Osten," sagte der Führer zu mir, „sehen Sie Bethänien und den Ölberg." — Nächst Bethlehem ist Bethanien gewiß das lieblichste Dörflein, und teure Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte. Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha; in ihrem Kreise hat Jesus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte zu sammeln zur Ausführung seines schweren Berufes; hier hat der aus Jerusalem Verstoßene ein Obdach, der Heimatlose eine Heimat, der von seinem Volke Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möchte ich den Ort der stillen Liebe nennen. Es ist so einsam, so traulich an den Berg gebaut, rings von schattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimat der Seelen, welche der Herr so lieb hatte, und meine Seele war bewegt von unbeschreiblicher Wallung. — Mit Bethanien übersieht das Auge den Ölberg. Nahe an ihm liegt Gethsēmane, unten an seinem Fuße der Olivengarten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Wie ein Berg des Friedens ist der Ölberg mit seinen Bäumen anzuschauen. Fast konnte ich mein Auge nicht wenden von den heiligen Hügeln mit ihren unvergeßlichen Erinnerungen. (Nach Hackländer.)

94. Erstürmung Jerusalems durch die Kreuzfahrer.

(15. Juli 1099.)

Im Jahre 1096 brach Gottfried von Bouillon[1], Herzog von Niederlothringen, mit vielen edlen Grafen und Rittern auf und landete in Asien mit einem Heere von 100 000 geübten Reitern und 200 000 Mann Fufsvolk, das aber durch Hunger, Seuchen und das Schwert der Türken bis auf 20 000 zusammenschmolz, bevor es Jerusalem erreichte. Nach unsäglichen Strapazen erblickten diese endlich die Zinnen der heiligen Stadt. „Jerusalem!

---

1) *spr. bujon'.*

Jerusalem!" tönte es wie aus einer Kehle. Jauchzend und weinend vor Freude beteten und sangen sie, warfen sich nieder und küfsten den Boden, auf dem einst der Herr wandelte. Fünf Wochen lang belagern sie die Stadt; dann festlich geschmückt, völlig gewappnet, aber selbst die Soldaten und Geistlichen barfufs und das Kruzifix in den Händen, macht das Heer einen feierlichen Umzug um die Stadt, voran Fahnen und Trompeten. Nun beginnt der Sturm. Die äufseren Mauern der Stadt werden mit Mauerbrechern berannt, und aus der Wurfmaschine schleudern sie Steine und brennende Pfeile; allein ihre Kraft ging an den Stroh- und Spreusäcken, womit die Mauern behängt waren, verloren, und als die Wallbrüder die Mauer selbst zu erklimmen suchten, wurden sie durch herabgeschleuderte Steine und Balken zu Boden gestreckt und durch brennenden Schwefel und kochendes Öl kampfunfähig gemacht. So verging der erste Tag.

Kaum erneuert sich die Morgenröte, so beginnt der Sturm aufs neue. Unaufhaltsam warf das Geschofs der Franken die gröfsten Steine an die äufserste Mauer, und in vier Stunden war sie gebrochen und dem Boden gleich gemacht. Nun schob man die Türme Bouillons an die innere Mauer, und einige Jünglinge steckten die Säcke, das Flechtwerk und was sonst zum Schutze der Mauer aufgehängt war, in Brand. Der Wind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und erschreckt weichen alle Verteidiger. In höchster Eile lassen die Kreuzfahrer eine Fallbrücke vom Turme auf die Mauer nieder; andere Belagerer ersteigen die Mauer mit Sturmleitern, während die übrigen zu dem von innen geöffneten Thore eindringen. Unaufhaltsam weiter dringend, kamen die Christen an die heilige Grabkirche wo ihnen das „Herr, erbarme dich unser!" entgegentönt; denn hierher hatten sich die Christen Jerusalems geflüchtet. 10 000 Sarazēnen (Muselmänner) dagegen suchten Schutz in einer Moschee; doch Fürsten und Geistliche gaben das Zeichen zum Niedermetzeln; bald rieselte das Blut die Tempeltreppe herab, und der Dunst der Verbluteten betäubte selbst die Mörder. So vergafsen die Christen im Siegesrausche, dafs ihr Herr und Meister auf derselben heiligen Erde lehrte: Thut wohl denen die euch hassen! Nachdem sie sich vom Blute gereinigt und

festlich angethan hatten, zogen die Kreuzfahrer in Prozession zur Kirche und feierten dem Herrn ein Dankfest.

(Fort und Becker.)

95. Das Hufeisen.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf den Straßen
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichnis und Exempel
Macht er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert er in Geistesruh'
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was[1]).
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
„Heb doch einmal das Eisen auf!"
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte soeben im Gehen geträumt
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohl gefällt —
Denn im Kopf hat das keine Schranken —
Das waren so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Zepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr nach seiner Langmut drauf
Hebt selber nun das Hufeisen auf
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür,
Und als sie über den Mark nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.

---

1) Ältere Form für w a r, davon die Ableitung g e w e s e n.

Nun ging's zum andern Thor hinaus
Durch Wies' und Felder ohne Haus;
Auch war der Weg von Bäumen bloß,
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehns eine Kirsche fallen.
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldener Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit;
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
W e r g e r i n g e D i n g ' w e n i g a c h t ',
S i c h u m g e r i n g e r e M ü h e m a c h t."

(Goethe, nach Hans Sachs.)

96. Parabel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
Urplötzlich anfing scheu zu werden
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.

Das Tier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch;
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern
Und seinen Zustand drauf bejammern.

Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt' er in den Brunnen nieder;

Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.

So schwebend in der beiden Mitte,
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andere war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.

Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd nieder rann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Not
Umstellt, umlagert und umdroht,

Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameles Wut
Und nicht den Drachen in der Flut

Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauschen
Und unter sich den Drachen lauschen
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen;
Sie deuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beeren wohlgemut,

Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.
Du fragst: „Wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?"
So wiss', o Freund, der Mann bist du.
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es ist der Drach im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund,

Und das Kamel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Not.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt mußt schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich, samt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse, heißen Tag und Nacht.

Es nagt die schwarze, wohl verborgen,
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kamel, die Lebensnot,
Daß du im Grund den Drachen Tod,

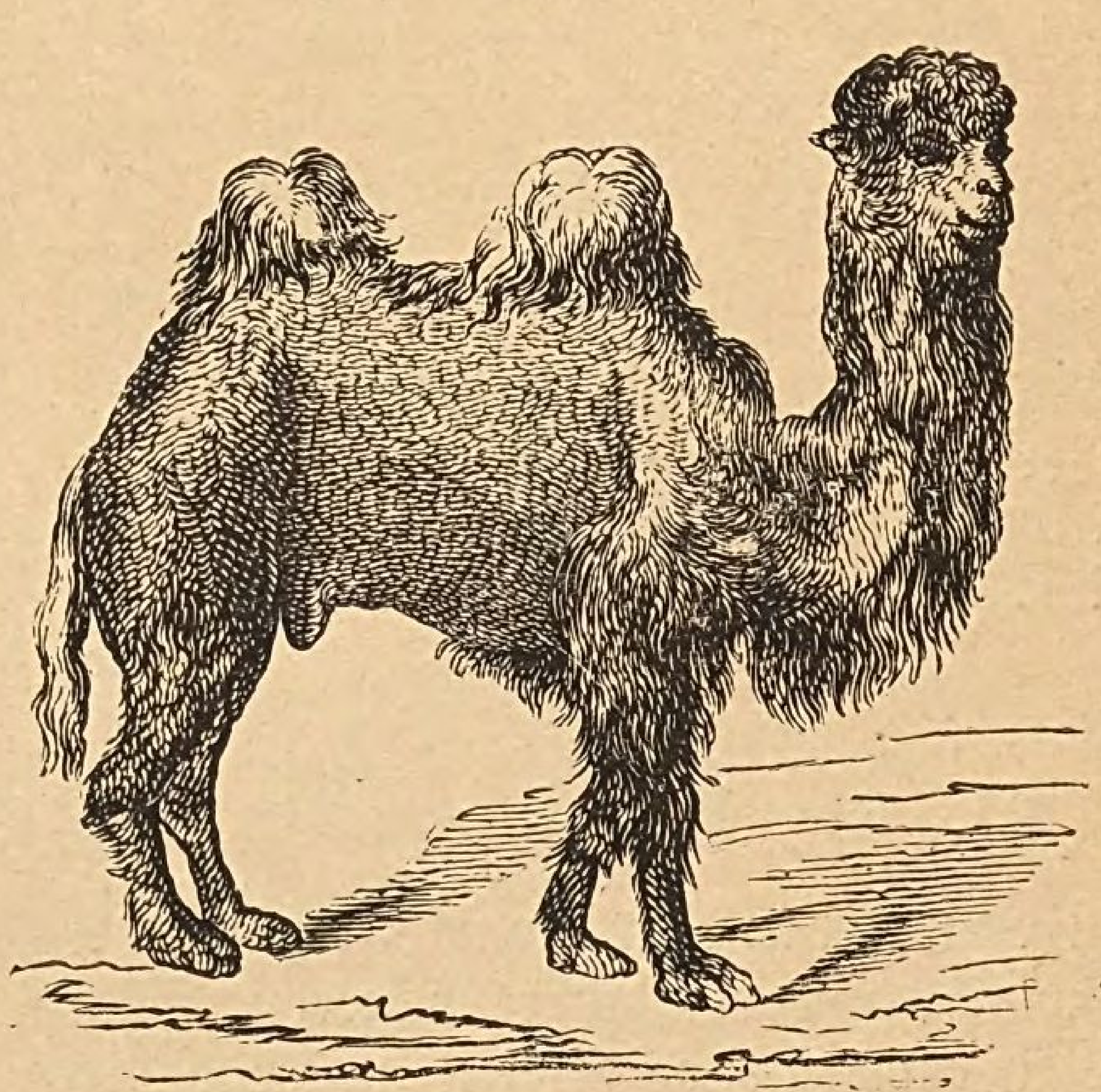
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest und auf nichts hast acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

(Fr. Rückert.)

97. Der Aräber und sein Kamel.

Die **Beduinen** oder nomadisierenden Aräber sind die braunen, wohlgebauten, aber mageren Söhne der Wüste, welche als herumziehende Hirten unter Zelten leben. Hat der Beduine sein Vieh gemolken, so setzt er sich unter sein Zelt und schmaucht eine Pfeife; seine Töchter weben unterdessen und drehen den Mühlstein. An seinem Tische darf der Fremde ungescheut teilnehmen, und hat ihm der Araber Salz gereicht, so genießt er Gastfreiheit und Sicherheit, und wäre er sein geschworener Feind. Erst nach drei Tagen fragt ihn der Beduine, ob er ihn länger mit seiner Gegenwart zu beehren gedenke, und es ist nun der Fremde verbunden, ihm bei der Warte seiner Herde an die Hand zu gehen. Es läßt sich leicht denken, daß da, wo die Araber von den Fremden nur zu oft heimgesucht werden, die Gastfreundschaft etwas lauer wird; sie geizen im Gegenteil da sehr begierig nach Geld, und Betrug, Raub und Plünderung geschieht ziemlich allgemein. Der kriegerische Beduine führt beständig seinen Säbel und eine Flinte mit sich, da bei seinem Volke die Blutrache noch gilt

Sein Dasein ist an das **Kamel** gekettet; es ist sein Reichtum seit Abrahams Zeiten. Es ist zwar häßlich von Gestalt, nimmt aber mit Disteln und elendem Gestrüppe der Wüste vorlieb und frißt nicht mehr als ein Esel. Sein Pansenmagen nimmt fast einen Eimer Wasser auf, welches das Tier wieder an die Kehle befördert, um den brennenden Durst zu löschen. Daneben ist sein Geruch so fein, daß es das Wasser auf eine halbe Stunde Entfernung wittert und dadurch schon manche Karawane vor dem Verschmachten gerettet hat



(Das Trampeltier.)

Der Beduine gebraucht das Kamel, Dromedar genannt, zum Reiten und Lasttragen, und es wird von den Ägyptern selbst an den Pflug gespannt. Es läßt sich 7—12 Zentner Handelsgut auflegen, womit es eben so viele Meilen ohne Peitsche und ohne Sporn läuft, am liebsten bei Musik, Gesang und Erzählung. Ein Kamel oder Pferd zu schlagen, kommt unter den Arabern gar nicht vor, und es könnte sich mancher rohe Christ daran ein Beispiel nehmen. Bricht der Araber sein Zelt ab, so legt er es mit dem Wasserschlauche und allem Hausgeräte auf sein Dromedar, und in einen über einen Meter breiten Korb bringt er noch die alten Personen oder kleinen Kinder. Die Europäer müssen das Reiten erst gewöhnen; denn das Kamel hebt immer erst die

zwei Vorderfüße zugleich und dann eben so die zwei hinteren auf, so daß der Reiter stets mit dem Kopfe krankt. Nun wird das arme Tier auch noch gemolken; denn seine Milch ist sehr nahrhaft und gibt Käse, Butter und Branntwein, und wird es am Ende geschlachtet, so liefert besonders der Höcker einen fetten Bissen. Sein getrockneter Mist ist das einzige Feuerungsmittel. Bequemer zum Reiten ist freilich das zweihöckerige Trampeltier, aber auch weniger schnell und dauerhaft.

98. Muhamed.

Etwa 600 Jahre, nachdem Christus die Erde verlassen hatte, trat im Morgenlande ein Mann auf, der sich für einen Propheten Gottes ausgab und eine neue Religion stiftete, zu der sich jetzt noch Millionen von Menschen bekennen. Muhamed ist sein Name. Er wurde in Arabien geboren, einer Halbinsel im südwestlichen Asien. Seine Eltern starben früh, und er wurde deshalb von seinem Oheim in der Stadt Mekka erzogen. Schon von seinem dreizehnten Jahre an machte er mit diesem in Kaufmannsgeschäften weite Reisen, wobei er sich viele Kenntnisse erwarb und namentlich auch die Religionen der Christen und Juden kennen lernte. Die Araber waren damals noch einem rohen Götzendienste zugethan. Muhamed war überzeugt, daß dieser die Menschen nicht glücklich machen könne; daher entschloß er sich, seine Landsleute einen neuen Glauben zu lehren. Der jüdische aber war damals in großem Verfall; bei den Christen waren heftige Glaubensstreitigkeiten nicht selten, und die Bruderliebe, welche die ersten Christengemeinden beseelt hatte, verschwunden. Weder Judentum noch Christentum sagte ihm zu, und er entschloß sich, eine neue Religion zu verkünden.

Als er 40 Jahre alt geworden, da erzählte er einmal den Seinen, der Erzengel Gabriel sei ihm in der Nacht erschienen und habe ihn angeredet: „Muhamed, du bist der Prophet Gottes, und ich bin Gabriel!" Seine Verwandten glaubten diese Erzählung, und bald verehrten ihn auch andere als einen Propheten. Doch fehlte es ihm nicht an zahlreichen Gegnern; besonders waren seine eigenen Stammgenossen über ihn erbittert, weil ihnen seine neue Lehre als eine Beschimpfung der Religion ihrer Väter vorkam. Sie

nötigten ihn sogar, sich aus Mekka zu flüchten. Muhamed wandte sich darauf nach Medina, welche Stadt mit Mekka in Feindschaft lebte. Diese Flucht, Hedschra genannt, fand im Jahre 622 am Freitag den 16. Juli statt, und von da an zählen die Anhänger Muhameds ihre Jahre[1]), und der Freitag wird als Festtag gefeiert. Die Bewohner von Medina nahmen Muhamed mit Begeisterung auf. Sie begleiteten ihn nach Mekka; die Stadt wurde erobert und die neue Lehre bald durch ganz Arabien verbreitet. Überall ließ Muhamed die Götzenbilder zerschlagen; Juden und Christen aber wurden bei ihrem Glauben belassen, wenn sie Tribut zahlten. Muhamed starb im Alter von 63 Jahren. Seine Nachfolger (Chalifen, d. h. Statthalter) verbreiteten seine Lehre allmählich mit dem Schwerte über einen großen Teil Asiens, den Norden Afrikas, ja bis nach Spanien hinüber. Auch von Kleinasien her drangen muhamedanische Stämme in Europa ein. Einer derselben, die Türken genannt, eroberte im Jahr 1453 die Stadt Konstantinopel und machte dem oströmischen Kaiserreich ein Ende. Noch heute herrschen dort die Muhamedaner, während sie Spanien wieder haben verlassen müssen.

Muhamed konnte weder lesen noch schreiben; darum zeichneten seine Anhänger seine Offenbarungen auf. Die Sammlung derselben wird Koran, und Muhameds Lehre Islam genannt. Die wichtigsten Sätze derselben sind: Allah ist Gott, Muhamed sein Prophet. Moses und Christus sind auch Propheten; aber der größte ist Muhamed. Im Paradies warten des Gläubigen (Moslem, Muselmann) unermeßliche Schätze, prächtige Kleider, die schönsten Rosse, feine Speisen und Getränke. 80000 Knechte und 72 Dienerinnen bedienen ihn. Zur Hölle verdammt sind die Heuchler, Götzendiener, Zauberer, Sternanbeter, Juden, Christen und gottlosen Muhamedaner. Die Schicksale der Menschen sind vorher bestimmt und unabänderlich. Beten führt auf halbem Wege zu Gott; Fasten bringt an den Eingang zum Himmel, und Almosen öffnet die Thüre. Darum muß der Moslem täglich fünf Gebete sprechen, das Antlitz nach Mekka gerichtet, sich fünfmal waschen, und in seinem Leben wenigstens einmal nach Mekka pilgern. Erlaubt ist die Vielweiberei,

1) Mitte Februar 1880 begannen sie das Jahr 1297; da ein Jahr nur zu 354 Tagen gerechnet wird, so verschiebt sich der Jahresanfang fortwährend gegenüber unserem Neujahr.

verboten das Spielen und Weintrinken. Der Islam muß über die ganze Erde verbreitet werden; darum ist es Pflicht der Gläubigen, den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen. Ein Tropfen Bluts in Gottes Sache vergossen, eine Nacht in Waffen zugebracht, ist mehr wert, als zwei Monate fasten und beten. Wer im Treffen fällt, dessen Sünden sind vergeben. (G. Eberhard.)

99. Der Kaffee.

Auf allen Tischen in der Welt dampft der würzige braune Trank aus den Bohnen von Mokka, Westindien oder Ostindien, — der Kaffee. Der Muselmann schlürft ihn, behaglich mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde sitzend, aus kleinen Tassen ohne Zucker und Milch zu seiner Pfeife Tabak; der feine Pariser genießt ihn in feinen, von Gold und Spiegeln glänzenden Cafés aus Tassen, die mindestens noch einmal so groß sind als die unsern, und selbst des armen sächsischen Erzgebirgers Familie sitzt Sonntags um den dampfenden Topf mit brauner Flüssigkeit und trinkt zu den Erdäpfeln ihr „Schälchen Kaffee“, obschon kaum einige Kaffeebohnen in dem aus gebrannten Cichorienwurzeln, Mohrrüben, Runkelrüben, Gerste oder Korn gebrauten Getränke zu finden sind.

Aber die Menschen haben wirklich einmal ohne Kaffee gelebt, so wenig das auch unsere Kaffeeschwestern glauben werden. Noch vor 300 Jahren kannte man den Kaffee in Europa nicht; ein Arzt brachte ihn im 16. Jahrhundert als Arznei aus Ägypten nach Venedig, und erst zu Ende des 17. Jahrhunderts fing man an, ihn in Deutschland zu trinken. Jetzt verbraucht Europa allein jährlich über dritthalbhundert Millionen Pfund Kaffee, während die übrigen Erdteile das Jahr wenigstens auch 200 Millionen Pfund genießen!

In des glücklichen Arabiens gewürziger Luft pflanzte man zuerst den Kaffee, die Mokkabohne; das köstliche Gewächs aber stammt aus Afrika, wo es noch wild wachsend südlich von Abessinien gefunden wird. Der Bürgermeister Wieser von Amsterdam brachte 1690 den ersten Kaffeebaum nach Batāvia und den ostindischen Kolonien, von wo aus die betriebsamen Holländer Europa mit teuerem Kaffee versorgten. Ein Franzose wußte sich aber trotz aller Vorsicht der Holländer, die den kostbaren Handelsartikel gern für

sich allein behalten wollten, ein kleines Kaffeebäumchen in Ceylon zu verschaffen und verpflanzte es auch nach den französischen Kolonien. Fast wäre der Versuch mißlungen; denn auf dem Schiffe, das ihn mit seinem kostbaren Schatze trug, trat Wassermangel ein, und das Bäumchen wäre verdorrt, wenn der Franzose nicht seine kleine Portion Wasser täglich mit seinem Zöglinge, dem kleinen Kaffeebaume, geteilt hätte. So brachte er ihn glücklich nach Martinique[1]), wo das Bäumchen sich so vermehrte, daß schon 36 Jahre später 18 Millionen Pfund Kaffee von dort ausgeführt wurden und in wenigen Jahren alle Antillen mit Kaffeepflanzungen bedeckt waren. Diesen glücklichen Umständen hat es der liebe Leser zu danken, daß er jetzt sein Täßchen Kaffee zu billigem Preise in aller Gemütlichkeit trinken kann.

Unsere Kaffeebohnen sind die Kerne der Frucht des Kaffeebaumes. Auf regelmäßigen und durch andere Bäume eingefaßten Vierecken stehen in den Kaffeepflanzungen die etwa drei Meter hohen, nach der Schnur in gleichen Zwischenräumen gepflanzten Bäume. Ihre immergrünen, glänzenden, lederartigen, ovalen Blätter und die aus dem Blattwinkel herauswachsenden Büschel schneeweißer Blumen bieten nebst den dunkelscharlachroten Früchten einen sehr freundlichen Anblick, besonders da der Strauch acht Monate lang blüht und stets Früchte und Blüten neben einander trägt. In diesen Früchten befinden sich die Samenkerne, je zwei in einer Frucht, mit der flachen Seite an einander liegend. Dreimal hält man in Brasilien und Westindien Fruchtlese; in Brasilien pflückt man die Früchte; anderwärts werden die Bäumchen geschüttelt, worauf die reifen Früchte auf darunter gebreitete Tücher fallen. Die gesammelten Beeren werden auf besonders dazu eingerichteten Tennen ausgebreitet, und in wenigen Tagen trocknen die glühenden Sonnenstrahlen das süßlich schleimige Fleisch der Früchte, welches dann durch besondere Walzmühlen von den Kernen entfernt wird. In großen Säcken werden dann die Bohnen nach Europa ausgeführt, und der fremde Eindringling hat in Stadt und Dorf, bei vornehm und gering, bei groß und klein Eingang gefunden und ist ein unentbehrliches Lebensbedürfnis geworden. (J. Kell.)

---

1) spr. martinik.

100. Der Theestrauch.

Der Theestrauch hat seine ursprüngliche Heimat in China und Japan, wird aber jetzt mit Erfolg auch auf Java[1]) und in der indischen Landschaft Assam angebaut. Seine Blätter liefern den allgemein bekannten Thee, dessen Gebrauch man in China schon im 9. Jahrhundert kannte. Im Jahre 1666 führten die Holländer ihn zuerst nach Europa, wo der Verbrauch jetzt so ungeheuer ist, daß England allein nahe an 30 Millionen Pfund jährlich verwendet. Aller Thee, der in den Handel kommt, gehört zu einer und derselben Art; nur die Zubereitung und die Verschiedenheit der Blätter geben teils den schwarzen, teils den grünen Thee, wovon man jedoch 7—10 verschiedene Sorten mit besonderen Benennungen unterscheidet. Die Theepflanze ist ein Strauch, oder wenn man will, ein kleiner Baum; denn sie wird an 3 m hoch, wenn sie nicht beschnitten wird; allein man verhindert dies durch das Köpfen und zieht sie in der Größe eines Strauches, wie den Rosenstock. Die weiße Blüte hat einige Ähnlichkeit mit der wilden Rose, ist aber ohne Geruch. Ihr folgt eine runde Frucht von der Größe einer Schlehe, welche aus zwei bis drei an einander gewachsenen Kapseln besteht; jede derselben schließt einen Kern in sich, woraus die Chinesen ein Öl pressen. Auf das Einsammeln der Blätter kommt sehr viel an, sowohl hinsichtlich der Zeit, als der Weise. Die erste Ernte, zu Ende Februar, wenn die Blätter noch nicht ganz entfaltet sind, gibt den besten, den sogenannten Kaiserthee. Die zweite Ernte im April, wo die etwas größeren Blätter mit ganz kleinen vermischt sind, ist geringer an Wert, und die dritte reichste Ernte im Mai gibt die gewöhnliche Sorte. Zum Einsammeln werden einige Leute gedungen; denn es liegt sehr viel an der Wahl der Blätter und an der Genauigkeit und Reinlichkeit im Pflücken. Diese Leute dürfen daher auch, wenigstens bei den beiden ersten Ernten, nur mit Handschuhen die Blätter abbrechen; und die, welche ausschließlich für den kaiserlichen Hof sammeln, müssen sich sogar einige Wochen zuvor der Fleischspeisen enthalten, weil sonst der Atem den Blättern nachteilig sein soll. Gleich nach dem Abpflücken werden die Blätter auf Eisenblechen geröstet und dabei öfters umgewendet, sodann auf Binsenmatten aus-

---

1) spr. dschawa.

gebreitet und mit den flachen Händen gerollt und endlich in zinnerne Kapseln eingeschlossen, damit ihnen die Luft nichts von ihrer Güte nimmt. Auch beim Einpacken und Versenden kommt alles darauf an, daß die Luft nicht zum Thee eindringen und sein feiner Geruch und dessen belebende Kraft nicht verfliegen kann. Nichtsdestoweniger raubt die Seeluft und die ihr anhängende Feuchtigkeit dem Thee einen großen Teil dieser Vorzüge. (Ungewitter.)

101. Der Tiger

steht neben dem Löwen an Stärke und Schnelle der Glieder, über ihm an List, tief unter ihm an Mut. Mordgier und Tücke sind gleichsam verkörpert in diesem Tiere. Sein Körper ist, den Schweif eingerechnet, 2½ m lang, bräunlich gelb mit schwarzen Streifen, sein Kopf klein und rund, seine Augen groß und glühend. Seine Gelenkigkeit übertrifft alles; springt er, so rollt er sich zu einem Knäuel zusammen, schießt kugelschnell empor und reißt mitten unter einer Schar Bewaffneter den Reiter vom Roß, ihn in großen Sätzen dem nahen Walde zutragend. Die ganze funkelnde Pracht dieses Tieres wird in seinem Laufe sichtbar; da wird jede Bewegung zur Welle. Sein meist geradeaus gerichteter Gang dagegen ist lauernd und schleppend; die Majestät, welche den Löwen bezeichnet, fehlt ihm durchaus.

Der Tiger bewohnt Ostindien und besonders die waldigen Inseln jenes Archĭpēls. Seine Blutgier und seine Stärke machen ihn zu einer Geißel der Länder; oft sind ganze Dörfer durch ihn entvölkert worden. Es scheint, daß er den Menschen ganz vorzüglich nachstelle, und unter ihnen den Farbigen mehr als den Weißen. Verfehlt er seine Beute im ersten Sprung, so läßt er von ihr ab. Dies benutzen die javanischen Frauen, welche die Reisfelder bepflanzen, indem sie sich mit einem hohen starken Korbgeflechte wie mit einer Schanze decken. Der Tiger wirft sich wutgierig auf den Korb, prallt ab und wendet sich getäuscht und erschreckt zur Flucht. Allnächtlich umkreisen Scharen dieser Tiere die Dörfer. Aber ein mächtiger Zaun von Bambus und ein Verhau aus tief in die Erde getriebenen Palissaden wehrt meist ihrem Angriff. Mit scharfer, verkohlter Spitze ragen diese Pfähle über den Boden, durch Gras und Sträucher verdeckt, und der Tiger stürzt sich

dann wohl mit der ganzen Wucht seines Sprunges in diese Spieße, auf denen er brüllend verendet. — Der Tiger



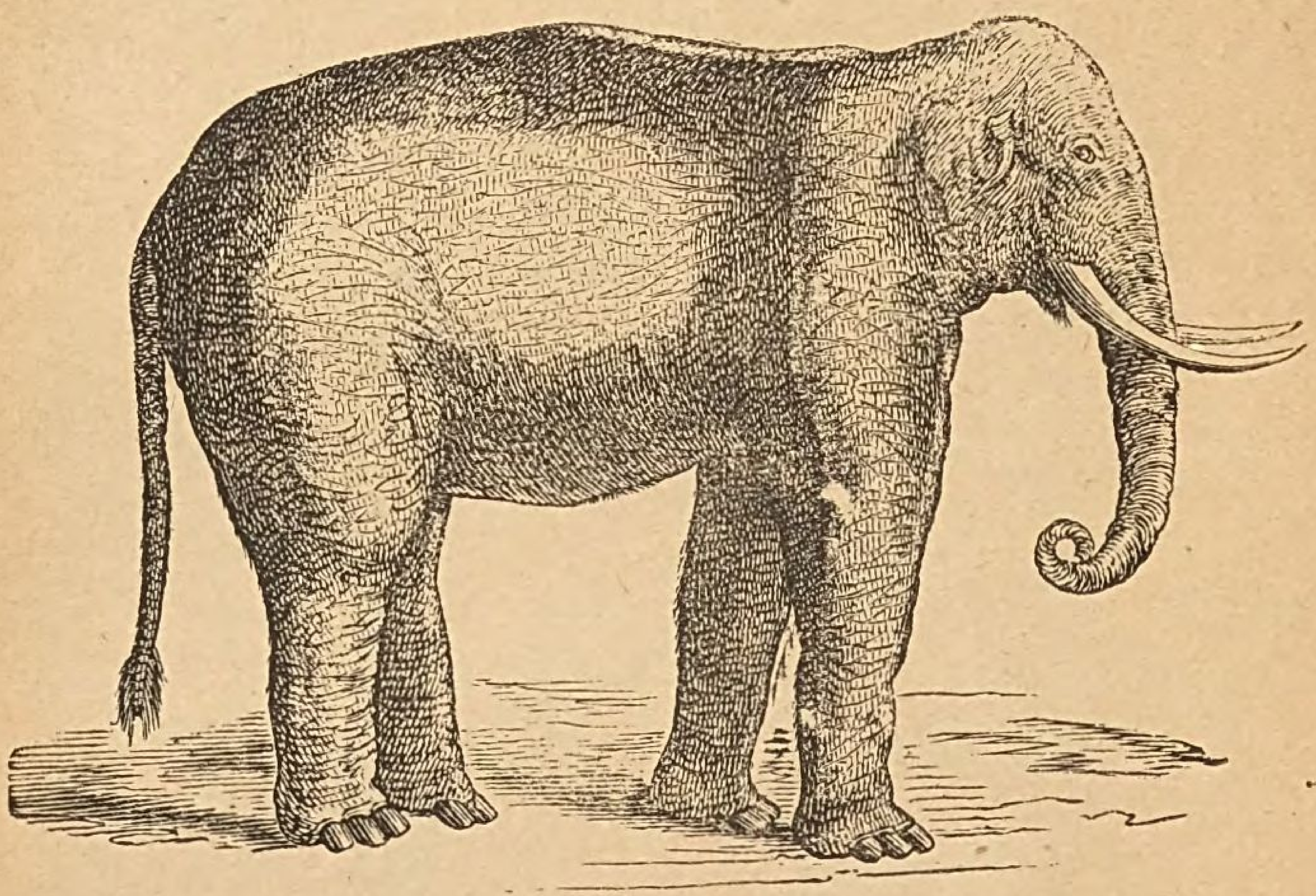
lagert besonders gern unter den Weidengruppen der Sumpfniederungen, wo er gegen die Hitze Schutz sucht.

Liegt der Tiger nachts auf der Lauer, so funkeln die roten Kugeln seiner Augen weit durch die Finsternis. Aber

die Pferde wittern, noch ehe sie denselben wahrnehmen können, den Feind; sie beben am ganzen Körper und stehen wie gelähmt; doch reicht meistens das laute Geschrei der Reiter hin, das feige Raubtier zu verscheuchen. — Übrigens ist auch der Tiger schon im Altertum gezähmt worden. In jenen Zeiten, da die römischen Kaiser Schauspieler geworden waren, fuhr Górdian durch die Straßen der Weltstadt, gezogen von drei Tigern. (Herm. Masius.)

102. Der Elefant, das größte Landtier.

So blind und wild der Tiger von seiner Gier hingerissen wird, so sanft und verständig dagegen ist der Elefant, und man kann da wieder sehen, was die Nahrung thut; denn der Elefant lebt bloß von Laubwerk. Am liebsten



freilich grast er in Reisfeldern, und hier wird es ihm so wohlig, daß er sich auf dem Rücken wälzt und nicht bedenkt, welchen Verdruß er dadurch den Bauern macht. Trotz der Pflanzennahrung fehlt es ihm, wie einem verständigen Manne, an Mut nicht. Will ihm ein Tiger oder Löwe auf den Nacken springen und den Hals zerbeißen, so packt er ihn mit seinem Rüssel und schleudert ihn in die Luft, daß er das Aufstehen vergißt, wenn er zu Boden fällt.

Aber auch schon manchen englischen Jäger hat er mit seinen Stoßzähnen durchbohrt und zu Boden gestampft, wenn dieser ihn bloß verwundete. Ein solches Gewalttier, das an 3 m hoch und 50 bis 60 Zentner schwer wird, hat keine geringe Stärke und kann noch obendrein seinen Rüssel gebrauchen, wie der Mensch die Hand; er schiebt damit seine Nahrung ins Maul, bricht sich Reiser, um die Fliegen damit zu wehren, löst Knoten auf und zieht den Stöpsel aus der Flasche, am liebsten, wenn Arak darin ist; denn diesen trinkt er für sein Leben gern. Verspricht man ihm welchen, dann erträgt er alle Mühseligkeiten; nur muß man sein Wort halten, sonst wird er wütend. Ihm gilt Treue und Ehre noch etwas, und die menschliche Sprache versteht er besser als irgend ein Tier. Darum halten ihn auch die reichen Kaufleute Ostindiens als Packtier; er trägt 20 bis 40 Zentner und kniet nieder, um sich die Last auflegen zu lassen. Er schleppt Bauhölzer fort, die man mit Seilen um seine Stoßzähne windet, und wälzt große Fässer über Berg und Thal. Sperrt sich der Stamm, so läßt er das Seil fallen, hebt ihn herum und faßt das Seil aufs neue. Hat er Kaufmannsgüter befördert, so schichtet er sie auch vorsichtig auf, daß sie ja nicht einfallen, und kennt er einmal das Warenlager, so braucht er keinen Führer mehr.

Ein schönes Tier wird aber auch mit 6—7000 Mark bezahlt und von reichen Leuten zum Reiten verwendet. Nichts gleicht dem Stolze eines Reitelefanten mit seiner goldverbrämten Schabracke. Den Packelefanten würdigt er kaum eines Blickes, frißt nicht mit ihm Heu aus einem Korbe, und wenn er ja auf einer Reise mit ihm in einem Stalle übernachtet, so läßt er seinen Ärger deutlich genug fühlen. Ein Führer sitzt ihm dann auf dem Nacken mit einem eisernen Haken, womit er ihn in das rechte oder linke Ohr sticht; doch läßt er sich gewöhnlich schon durch sanfte Worte lenken. Zum Kriege ist er nicht mehr zu gebrauchen, weil er im Feuer nicht standhält. Selbst ein alter Elefant arbeitet noch für 8 Pferde; er frißt aber auch für 10, denn 2 Zentner Heu und 1 Zentner Reis gehören zu seinem täglichen Bedarf. Es können daher nur Reiche einen Stall voll schöner Elefanten unterhalten, die nicht gezüchtet, sondern wild eingefangen und gezähmt werden. — Ein solcher ist einmal einem Bedienten entlaufen. Als dieser später auf einer Jagd helfen mußte, erkennt er unter

einer aufgeschreckten Herde sein gutes altes Tier wieder. So sehr ihn alle abmahnen, steigt er doch ab und geht geraden Wegs auf seinen Kameraden zu. Kaum bemerkt ihn der Elefant, so grüßt ihn das edle Tier mit seinem Rüssel und nachdem er ihn geliebkoset, kniet er sich nieder und läßt ihn aufsitzen.

103. Der Orang-Utang.

1. Der Orang-Utang, auch Pongo und asiatischer Waldmensch genannt, bewohnt die einsamen, großen Wälder Bornēos und zumal die in den Niederungen der Flüsse. Im hohen Greisenalter stehende, abgestumpfte und schwache Tiere halten sich auf dem Boden auf und schleppen sich auf ihm die letzten Jahre ihres Lebens mühselig dahin. Die jüngeren und kräftigeren leben auf den Bäumen. Dazu bestimmt sie auch ihre Ausrüstung. Ihre langen Vorderglieder gestatten ihnen nur einen höchst unbehilflichen, schwerfälligen Gang, während sie beim Klettern ihnen gerade vortreffliche Dienste leisten. Zum aufrechten Gange für längere Zeit sind sie außer stande, und deshalb mögen sie wohl auch nicht öfter als die übrigen Affen bloß auf beiden Hinderfüßen gehen.

Schon in der Jugend sind sie still, oder wenigstens nicht eben lebhaft, und mit zunehmendem Alter zeigen sie sich immer träger und schwerfälliger. Auch ihr Klettern ist langsam und bedächtig, bärenartig. Sie erfassen mit den Vorderhänden einen Zweig und ziehen gemächlich ihren Körper nach. Auf weite und kühne Sprünge lassen sie sich nicht ein. In den Baumkronen finden sie, was sie bedürfen: Früchte, Fruchtknospen, Blüten, Blätter, Sämereien, Rinden, Kerbtiere und Eier. Hieraus besteht ihre Nahrung in der Freiheit.

Die Nacht bringen sie am liebsten in den Niederungen des Urwaldes zu und wählen sich dann gern die dichtesten Baumwipfel, um gegen Wind und Regen geschützt zu sein. Schmarotzerpflanzen, welche auf dicken Ästen wuchern, große Farren und niedere, dichtblätterige Bäume sind für diesen Zweck ihre Lieblingsorte. Eine Art von Nest bauen sie sich ebenfalls, gewöhnlich in einer Höhe von 4—5 m über dem Boden. Es ähnelt dem Horste eines großen Vogels und trägt niemals ein Dach. Dicke Äste, welche entweder

abgebrochen oder bloß zusammengebogen sind, werden mit losen, blätterreichen Zweigen, auch mit Laub und Gräsern bedeckt, um die Lagerstätte weich und warm zu machen. Man behauptet, daß der Pongo niemals in sitzender Stellung schlafe, sondern sich immer dazu niederlege wie ein Mensch; ja, bei kühler Witterung soll er sich auch eine Zudecke aus Blättern bereiten. Da man Ähnliches an gefangenen Orang-Utangs beobachtet hat, darf diese Angabe glaubwürdig erscheinen.

Der Orang-Utang ist ein friedliches und ruhiges Tier. Er ist nicht furchtsam und flieht auch vor dem Menschen nicht, sondern betrachtet diesen mit aller Ruhe. Falls er Gefahr vermutet oder wirklich verfolgt wird, sucht er in den höchsten Baumwipfeln Schutz und versteckt sich hier entweder hinter einem dicken Aste oder zwischen dem Dickicht des Laubes; fühlt er sich auch da nicht sicher, so flüchtet er von Wipfel zu Wipfel, aber keineswegs ungestüm und eilig, wie die übrigen Affen, sondern zögernd, überlegend und umsichtig.

Wird er durch einen Kugelschuß oder einen Pfeil verwundet, so schreit er laut auf, bricht alle Äste und Zweige, welche sich in seiner Nähe befinden, ab und schleudert diese von der Höhe herab auf seinen Gegner, wahrscheinlich um ihn einzuschüchtern und von seiner Verfolgung abzuhalten. Selbst wenn er in größten Zorn und in Wut gerät, ist er noch immer so langsam, daß man ihn bequem verfolgen kann. Daß er sich mit abgebrochenen Ästen wie mit Keulen verteidige, ist von glaubwürdigen Berichterstattern niemals erzählt worden und jedenfalls auch nur eine müßige Erfindung der Eingebornen. So viel steht wohl fest, daß er, wenn er verwundet wurde und sein Verfolger ihm auf den Leib rückt, sich seiner Haut gut zu wehren weiß und kein zu verachtender Gegner des Menschen ist. Seine Arme sind sehr kräftig und sein Gebiß wahrhaft furchtbar. Er zerbricht mit Leichtigkeit einen Speergriff oder den Arm eines Menschen und beißt gräßlich. Ein altes Tier lebend in seine Gewalt zu bekommen, soll ganz unmöglich sein; jung dagegen läßt er sich leicht fangen.

2. Wir haben eine Menge Erzählungen, welche uns von gefangenen Tieren berichten, und alle stimmen darin überein, daß die jungen Pongos außerordentlich gutartige, etwas langsame und schwerfällige Geschöpfe sind. Die

ersten genauen Beobachtungen verdanken wir dem Holländer Vosmaern[1]), welcher ein Weibchen längere Zeit zahm hielt. Dasselbe war sehr gutmütig und bewies sich niemals boshaft oder falsch. Man konnte ihm ohne Bedenken die Hand in das Maul stecken. Sein äußeres Ansehen hatte etwas Trauriges, Schwermütiges. Es liebte die menschliche Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts, zog aber diejenigen Leute vor, welche sich am meisten mit ihm beschäftigten. Man hatte es an eine Kette gelegt, worüber es zuweilen in Verzweiflung geriet; es warf sich dann auf den Boden, schrie erbärmlich und zerriß alle Decken, welche man ihm gegeben hatte.

Sein gewöhnlicher Gang war auf allen Vieren, wie bei anderen Affen; doch konnte es recht gut aufrecht gehen und sich an einem Stocke lange Zeit halten. Als es einmal frei gelassen wurde, kletterte es behend in dem Sparrwerke des Daches herum und zeigte sich hier so hurtig, daß vier Personen eine Stunde lang zu thun hatten, um es wieder einzufangen. Bei diesem Ausfluge erwischte es eine Flasche mit Malägawein, entkorkte sie und brachte den Wein schleunigst in Sicherheit, stellte dann aber die Flasche wieder an ihren Ort. Es fraß alles, was man ihm gab, zog aber Obst und gewürzhafte Pflanzen anderen Speisen vor. Gesottenes und gebratenes Fleisch oder Fische genoß es ebenfalls sehr gern. Nach Kerbtieren jagte es nicht, und ein ihm dargebotener Sperling verursachte ihm viel Furcht; doch biß es ihn endlich tot, zog ihm einige Federn aus, kostete das Fleisch und warf den Vogel wieder weg. Rohe Eier soff es mit Wohlbehagen aus. Der größte Leckerbissen schienen ihm Erdbeeren zu sein.

Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser; es trank aber auch sehr gern alle Arten von Wein und besonders Malăga. Nach dem Trinken wischte es, wie mancher Mensch, die Lippen mit der Hand ab, ja, es bediente sich sogar eines Zahnstochers in derselben Weise, wie ein Mensch. Den Taschendiebstahl verstand es meisterhaft; es zog den Leuten, ohne daß sie es merkten, Leckereien aus den Taschen heraus. Vor dem Schlafengehen machte es stets große Anstalten. Es legte sich das Heu zum Lager zurecht, schüttelte es gut auf, legte sich noch ein besonders Bündel unter den Kopf

---

1) spr. vosmárn.

und deckte sich dann zu. Allein schlief es nicht gern, weil es die Einsamkeit überhaupt nicht liebte. Bei Tage schlummerte es zuweilen, aber niemals lange. Man hatte ihm eine Kleidung gegeben, welche es sich bald um den Leib und bald um den Kopf legte, und zwar ebensowohl wenn es kühl war, als während der größten Hitze. Als man ihm einmal das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es ins Schlüsselloch und drehte es nach allen Seiten um.

Einst gab man ihm eine junge Katze. Es hielt dieselbe fest und beroch sie sorgfältig. Die Katze kratzte es in den Arm, da warf es dieselbe weg, besah sich die Wunde und wollte fortan nichts wieder mit Miez zu thun haben. Es konnte die verwickeltsten Knoten an einem Stricke sehr geschickt mit den Fingern oder, wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen auflösen und schien daran eine solche Freude zu haben, daß es auch den Leuten, welche nahe zu ihm hintraten, regelmäßig die Schuhe aufband. In seinen Händen besaß es eine außerordentliche Stärke und konnte damit die größten Lasten aufheben. Die Hinterhände benutzte es eben so geschickt, wie die vorderen. So legte es sich z. B., wenn es etwas mit den Vorderhänden nicht erreichen konnte, auf den Rücken und zog den Gegenstand mit den Hinterfüßen heran. Es schrie nie, außer wenn es allein war. Anfangs glich dieses Geschrei dem Heulen eines Hundes; dann wurde es immer gröber und rauher und ähnelte zuletzt dem Geräusch einer Holzsäge. Die Auszehrung machte seinem jungen Leben bald ein Ende.

(Brehms Tierleben, bearbeitet von Friedr. Schödler.)

104. Sprüche.

1.

Es ist ein Wahn, zu glauben, daß
Unglück den Menschen besser macht.
Es hat dies ganz den Sinn, als ob
Der Rost ein scharfes Messer macht,
Der Schmutz die Reinlichkeit befördert,
Der Schlamm ein klares Gewässer macht.

2.

Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben;

Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben;
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben.
Und doch singt Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben.

3.

Der kluge Mann schweift nicht nach dem Fernen,
Um Nahes zu finden,
Und seine Hand greift nicht nach den Sternen,
Um Licht anzuzünden.

4.

Wer alles aufs Spiel gesetzt,
Hat sicher zu viel gesetzt.

5.

Wohl besser ist's, ohn' Anerkennung leben
Und durch Verdienst des Höchsten wert zu sein,
Als unverdient zum Höchsten sich erheben,
Groß vor der Welt und vor sich selber klein.

6.

Als ich der Weisheit nachgestrebt,
Kam ich den Thoren thöricht vor,
Und klug, da ich, wie sie, gelebt!
Für weise hält sich nur der Thor.

(Friedr. Bodenstedt, Lieder des Mirza-Schaffy.)

105. Sprichwörtliche und bildliche Redensarten.

Den Bock zum Gärtner setzen. — Mit der Thür ins Haus fallen. — Das Kind mit dem Bade ausschütten. — Die Pferde hinter den Wagen spannen. — Einem ein X für ein U machen. — Öl ins Feuer gießen. — Vom Regen in die Traufe kommen. — Wasser mit einem Siebe schöpfen. — Einen Mohren weiß waschen. — Wasser ins Meer tragen. — Jemandem ein Dorn im Auge sein. — Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. — In den Wind reden. — Sich etwas hinters Ohr schreiben. — Jemandem den Mund wässrig machen. — Zwischen Thür und Angel stecken. — Die Nase hoch tragen. — Leeres Stroh dreschen. — Um den Brei herumgehen. — Seine eigene Haut zu Markte tragen. — Jemand einen Floh ins Ohr setzen. — In ein Wespennest greifen. — Jemand den Brotkorb höher hängen. — Nach jemands Pfeife tanzen. — Um des Kaisers Bart streiten. — Etwas aus dem Ärmel schütteln. — Das fünfte Rad am Wagen sein. — Vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen. — Haare auf den Zähnen haben. — In ein Horn blasen. — In einen sauern Apfel beißen. — Einem die Stange halten. — Aus der Hand in den Mund leben. — Reinen Mund halten.

— Einem ein Licht aufstecken. — Sich die Finger verbrennen. — Einen in den Himmel erheben. — Kein Blatt vor den Mund nehmen. — Durch die Finger sehen. — Ins Blaue hinein reden. — Sein Schäfchen ins Trockene bringen. — Harte Bretter bohren. — Auf die lange Bank schieben. — Das Wort im Munde herumdrehen. — Es auf Spitz und Knopf ankommen lassen. — Den Fleck neben das Loch setzen. — Etwas auf die leichte Achsel nehmen. — Aus fremder Haut Riemen schneiden. — Sich mit fremden Federn schmücken. — Den Stiel umkehren.

106. Gerechtigkeit.

Der Kaiser Canchi von China verirrte sich einst auf der Jagd. Da begegnete er einem armen, alten Manne, der recht bekümmert zu sein schien. Er ritt zu ihm hin, und ohne sich zu erkennen zu geben, fragte er ihn nach der Ursache seines Kummers.

„Ach! mein Herr," antwortete der Greis, „wenn ich Euch auch alles erzählen wollte, Ihr könntet mir doch nicht helfen!"

„Wer weiß," erwiderte der Kaiser, „vielleicht kann ich Euch mehr nützen, als Ihr denkt. Erzählt mir nun, was Euch fehlt!"

Durch die tröstliche Ansprache ermutigt, fuhr der alte Mann vertrauensvoll fort:

„Nun, wenn Ihr es gerne wissen wollt, so will ich Euch sagen, daß an meinem ganzen Leiden ein kaiserlicher Aufseher schuld ist.

Eines Tages kam derselbe auf den Gedanken, mir mein Gütchen ohne weiteres ohne Zahlung wegzunehmen, weil es nicht weit von dem kaiserlichen Landhause gelegen war. Er brachte mich dadurch an den Bettelstab. Damit begnügte er sich aber nicht; er war auch so herzlos, sich meines Sohnes zu bemächtigen und diesen zu zwingen, sein Sklave zu werden. Hierdurch raubte er die Stütze meines Alters. Und das, lieber Herr, ist die Ursache meines Kummers!"

Der Kaiser horchte aufmerksam zu und erklärte sich geneigt zu helfen, indem er sagte: „Also so hart hat man Euch mitgespielt! Nun wartet; ich werde Euch beistehen und den Aufseher zur Rückgabe Eures Hauses und Eures Sohnes bewegen."

„Ihn bewegen?" versetzte der Greis, „ach, mein Herr, das versucht nicht; der Aufseher steht in des Kaisers Diensten;

Ihr werdet seinen Zorn erregen und dafür ebenfalls büßen müssen; mich aber wird er dann um so härter behandeln!"

„Meinetwegen beunruhigt Euch nicht," antwortete der Kaiser; „ich bin schon der Mann, es mit dem kaiserlichen Beamten aufzunehmen, und seid versichert, Eure Sache soll einen günstigeren Ausgang gewinnen, als Ihr denkt!"

Der Alte glaubte sich den guten Absichten nicht länger widersetzen zu dürfen. Er sprach nur das Bedenken aus, daß er ein schwacher Greis sei, und daß es ihm schwer fallen werde, so schnell zu Fuße vorwärts zu kommen, als sein Gönner zu Pferde. „Nein, mein Freund, laufen sollt Ihr nicht!" sagte Canchi. „Ich bin noch jung; besteigt Ihr das Pferd, ich will zu Fuße gehen."

Als der Greis dieses Anerbieten nicht annehmen wollte, sprach der Kaiser: „Aber ich lasse Euch nicht zu Fuße gehen! Nehmt Ihr meinen Vorschlag nicht an, dann müßt Ihr mit mir zusammen reiten. Kommt, setzt Euch zu mir auf das Pferd, Alter!" Der Greis setzte sich mit auf das Roß, und so langten beide in kurzer Zeit an dem Hause des Aufsehers an.

Der Kaiser ließ den Aufseher vor sich kommen. Dieser erschrak nicht wenig, als er sah, daß sein Herrscher zürnend vor ihm stand. Der Kaiser hielt ein Strafgericht; er verwies den Verfolger des alten rechtschaffenen Mannes seine Ungesetzlichkeit und schalt ihn ob seiner unmenschlichen Herzlosigkeit. Dem Alten aber gab er Sohn und Haus zurück und übertrug beiden die Aufseherstelle. (Heinr. Pfeil.)

107. Rätsel.

1. Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten;
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus.
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

2. Jahrhunderte sind vorübergeflogen;
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer.
Frei steht es unter dem himmlischen Bogen;
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im Meer.

3. Nicht eitle Prahlsucht hat es getürmet;
Es dienet zum Heil; es rettet und schirmet.
Seines gleichen ist nicht auf Erden bekannt,
Und doch ist's ein Werk von Menschenhand. (Schiller.)

108. Afrika.

Schon den Alten war dieser Wetteil das Reich des Wunderbaren, und jeder Schritt, den die Neueren darin vorwärts thun, bestärkt jenen Ausdruck.

Welch ein Land muß Afrika sein! Binnen dritthalb Jahrhunderten entzieht man ihm über 40 Millionen gesunder Menschen; dennoch bleibt es unermeßlich bevölkert. In ein paar Jahren werden darin 20000 Elefanten erlegt; ganze Haufen reißender Tiere verfolgen unzählbare Herden großer Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Erdteil zehnfach so reich an Vierfüßlern als unser Europa. Die unförmlichsten Kolosse des Tier- und Pflanzenreichs gedeihen nur hier, und der äußerst kräftige Pflanzenwuchs in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien und der schönsten Farbhölzer; zugleich enthalten die Eingeweide seiner Gebirge ungeheure Massen des reinsten Goldes.

Die sonderbarsten Menschenrassen und Völkerschaften finden sich in diesem Erdteile vereinigt. Alle Abstufungen der Schwarzen und ihre Ausarten: die Albinos, Neger mit Tigerzähnen, zwergartige Elefantenjäger, Menschen- und Heuschreckenfresser, Heere streitender Weiber, ungeheure Staaten, von einem einzigen Despoten mit eisernem Zepter regiert, neben kleinen Republiken, ja neben patriarchalischen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch der verkäufliche Sklave.

Und diesen Weltteil von mehr als fünfmalhunderttausend Quadratmeilen, dessen kaum glaubliche Erzeugnisse die Habsucht des Kaufmanns nicht minder spornen, als die Wißbegierde des Forschers, trennt von uns nur ein geringer Arm des Meeres; fast sein ganzer Umriß ist schiffbar; der Europäer hat darauf zahlreiche Besitzungen, ja in älteren Zeiten war ihm sein Inneres sehr weit bekannt: dennoch ist dies Wunderland für uns teilweise noch eine unerschlossene Welt.

Die Lage, das Klima, die sonderbare Bildung des Innern, da gerade unter diesem glühenden Himmel Sandwüsten von vielen tausend Quadratmeilen dem benachbarten Europäer das reiche Land versperren, und endlich die Eifersucht und Bosheit der Mauren wiesen bis dahin unsern Forschungsgeist oft zurück, oder sie lohnten ihn nur spärlich

(Nach Zimmermann.)

109. Festlichkeiten beim Austritt des Nils.

Berühmt ist die Bewässerung Ägyptens durch den Nil, welcher durch zahlreiche Kanäle sich verteilt, die Äcker überschwemmt, eine dünne Schicht Schlamm als Dünger zurückläfst, in den sofort gesäet wird, und der dem Lande reichliche Ernten schenkt. Dämme durchziehen das 2—5 Meilen breite Nilthal; auf natürlichen oder künstlichen Hügeln liegen Dörfer und Städte, und wenn das Land unter Wasser steht, besucht man sich auf Kähnen unter Musik und Festjubel. Ägypten ist bald ein See, bald ein Schlammland voll ungesunder Dünste, bald ein Fruchtgarten, bald eine vertrocknete Wüste.

Wie es in uralten Zeiten war, so ist es noch jetzt, deshalb teilen wir eine Beschreibung der Festlichkeiten mit, unter denen in Kairo[1]) der Durchstich des grofsen Kanals begangen wird, welcher vom Nil aus an der Stadt sich hin ins Land hinauf zieht. Sobald der Nil anfängt zu steigen, machen dies die Ausrufer in ihren Bezirken bekannt, indem sie in den Strafsen in Begleitung einiger Knaben den ganzen Tag über ausrufen: Gott ist den Feldern gnädig gewesen! Der Tag guter Kunde! u. s. w. Dabei recitieren sie abwechselnd mit den Knaben gewisse lange Dialoge[2]), deren Inhalt je nach dem zunehmenden Steigen des Flusses etwas abgeändert wird, und wofür sie von den Hausbesitzern eine Gabe empfangen, da man ihnen mit lebhafter Aufmerksamkeit zuhört. Die Regierung dagegen liefert den Ausrufern die nötigen Angaben über das Wachsen des Nils, erlaubt sich aber oft eine Unwahrheit, da der Ägypter nur dann zur Grundsteuer verpflichtet wird, wenn der Flufs 16′ (4½ m) gestiegen ist. Hat der Flufs die erforderliche Höhe von 20—21′ (6 m) erreicht, um den Kanal von Kairo durchstechen zu dürfen, so zeigt dies der Ausrufer am Tage vorher an, wobei seine Knaben Fahnen tragen und sie fleifsig schwenken, indem sie ihre langen frommen Lieder recitieren.

Die Durchstechung des Dammes ist eine der gröfsten öffentlichen Feierlichkeiten, zu welcher die Regierung bereits grofsartige Vorbereitungen getroffen hat, während

---

1) spr. ka-iro. 2) = Zwiegespräche.

die Ägypter am ersten Tage des Steigens eine Nacht am Flufsufer zu durchwachen und allerlei abergläubische Gebräuche auszuführen pflegen. Am Kanalufer stehen die Trümmer eines steinernen Hauses, von dem herab gewöhnlich die vornehmsten Personen Kairos den Durchbruch des Dammes mit ansehen. Auf diesen Trümmern wird ein Zelt für die Regierungsbeamten aufgeschlagen, die bei der Feierlichkeit zugegen sein müssen, und ringsum sieht man viele andere Zelte für neugierige Zuschauer, welche wie die Regierungsbeamten Raketen, bengalische Flammen und andere Feuerwerke in Bereitschaft haben, um sie in der Nacht vor dem Durchbruch abzubrennen. Natürlich fehlen Zelte zum Kaffeetrinken, mit Scherbet, eingemachten Früchten und Erfrischungen nicht, so dafs die Nachtwache am Nil sich in einen nächtlichen Jahrmarkt oder eine Art Karneval verwandelt.

Am Nachmittage sammeln sich an der Stelle, wo der Damm durchbrochen werden soll, festlich geschmückte Boote, von denen besonders ein grofses, grell gefärbtes mit bunten Flaggen und Laternen an den Tauen geschmückt ist, einige Kanonen an Bord führt und ein seidenes Zelt über der Kajüte für die Frauen trägt. Von allen Booten schallt Gesang, Saitenklang, Lachen und frohes Gespräch die ganze Nacht hindurch, wogegen an den Ufern eine unabsehbare Volksmenge auf- und abwogt, oder Märchenerzählern zuhört. Sobald es dunkel geworden ist, beginnt die Illumination; auf den Booten und am Ufer zischen Raketen, sprühen Feuerräder, werfen blaue Flammen einen zauberhaften Lichtschein über Strom, Ufer, Boote und Menschen, donnern alle Viertelstunden 12 Kanonen, jubelt die Volksmenge dazwischen und schreien Verkäufer ihre Ware aus. Die schönsten Feuerwerke spart man aber für den Tagesanbruch auf. Denn indessen haben die Arbeiter den Damm von hinten dünner und dünner gehackt und die Erde in Körben nach dem Kanalufer getragen. Eine Stunde vor Sonnenuntergang mufs der Damm so dünn geworden sein, dafs ein gelinder Druck hinreicht, um das Nilwasser in ihn einzulenken. Da steigen die höchsten Staatsbeamten von ihrem Zelte auf dem verfallenen Hause herab auf den Damm, nehmen ein Dokument über die Nilhöhe auf, um es nach Konstantinopel zu schicken, werfen den Arbeitern

einen Beutel voll Goldstücke zu, und sobald sich die hohen Herren entfernt haben, erscheint vor dem Damme ein Regierungsboot, stöfst den Rest der Dammwand nieder und gleitet mit dem einströmenden Flusse in den Damm, gefolgt von vielen andern Booten. Jubelgeschrei, Kanonendonner, Raketenknallen mengt sich durch einander.

Noch immer setzen die Ausrufer ihre Meldungen fort; doch wenn das Wasser im Kanal den höchsten Stand erreicht hat, erscheinen die Herolde im Festschmuck, begleitet von einem Trommelschläger und Hoboebläser, vor jedem Hause ihres Bezirkes, um noch einmal ein Geschenk sich auszubitten, worauf sie das Sinken des Wassers bis zum gewöhnlichen Wasserstande täglich anzeigen. Aus uralten Bildern und Erzählungen geht hervor, dafs zur Zeit der Pharaonen das Steigen des Nils auf gleiche Weise gefeiert wurde, ja jedenfalls noch prächtiger, weil der Nil damals göttlich verehrt und das Fest ein Religionsfest wurde, wobei man sogar Menschen soll geopfert, d. h. ertränkt haben, um den Flufsgott zur gröfseren Fruchtbarkeit zu bewegen.

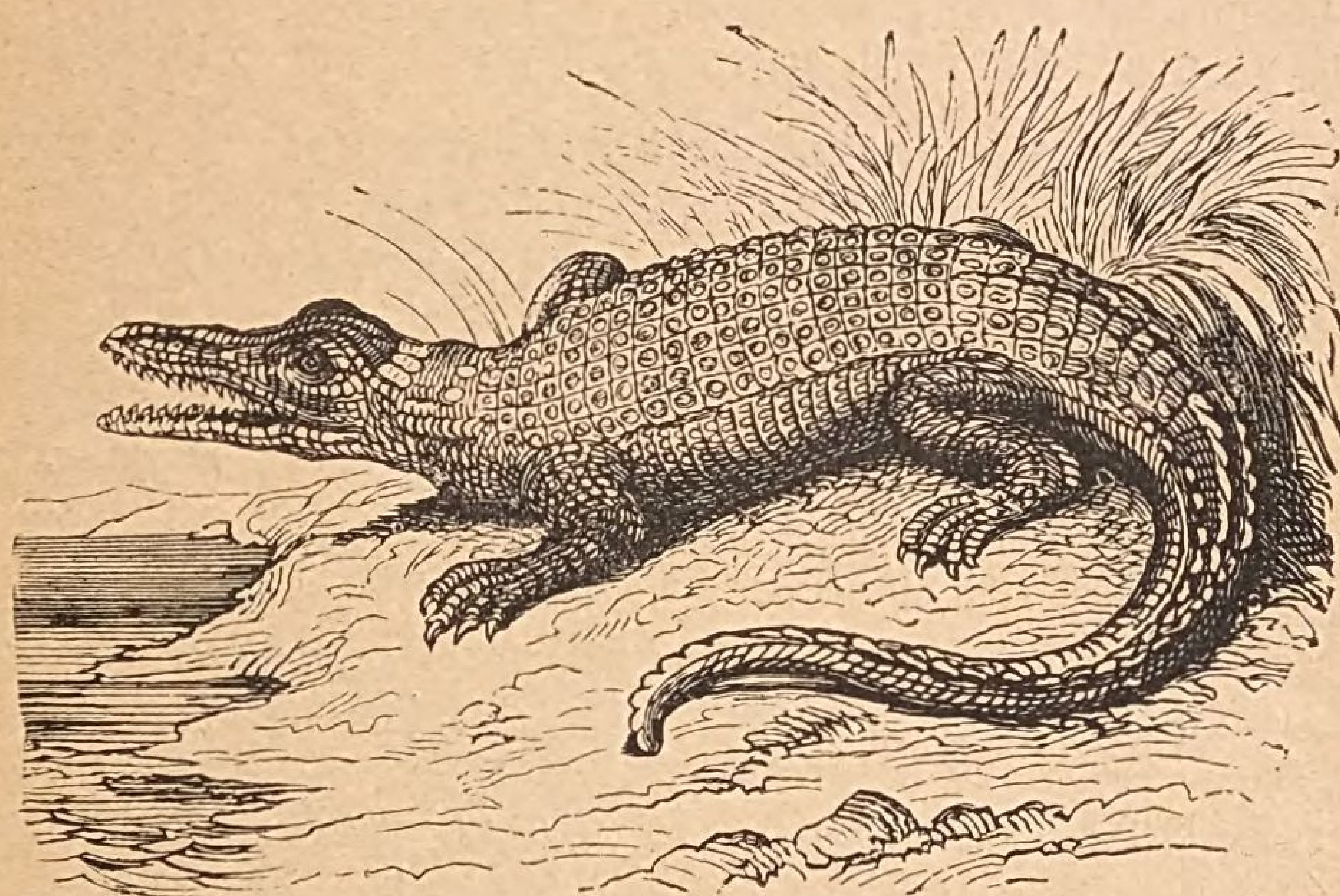
(Fr. Körner.)

110. Das Krokodil.

Die Krokodile oder Panzereidechsen sind nächst den Riesenschlangen die größten und gefährlichsten aller Amphibien. Die vielknotigen Schilder, mit denen der Körper bedeckt ist, verdichten sich schnell zu einem teilweise undurchdringlichen Panzer. Der weitgespaltene Rachen starrt von spitzigen Zähnen, und der lange Schwanz ist nicht bloß Ruder, sondern auch Waffe des Tieres. Ein Schlag mit demselben reicht hin, um selbst einem Hirsch alle vier Füße zugleich zu zerschmettern. Sind dem Krokodile gleich die Windungen der Schlange versagt, so fliegt es doch pfeilgeschwind durch die Strömung der Flüsse, und auch auf dem Lande ist es sehr behende. Wendungen fallen ihm nicht so schwer, wie man früher allgemein glaubte; vielmehr behauptet ein neuerer Naturforscher, daß es sich geschickt im Kreise um sich selbst zu drehen vermöge. Über Moräste und Sümpfe läuft es mit unbegreiflicher Geschwindigkeit. Nur auf trocknem, steinigem Boden ist seine Kraft bald erlahmt, so daß man ihm leicht entfliehen kann. Geruch

und Gehör des Tieres sind scharf, das Auge aber klein, von stechendem Glanze und tückisch grinsendem Ausdrucke. Die Krokodilsthränen gehören in das Reich der Fabel.

Jetzt findet man das Krokodil nur noch am obern Lauf des Nils und in einigen Flüssen Afrikas und Asiens, und es macht ein Tier von 6 m Länge schon ein ungeheueres Aufsehen. Es ist ein nächtliches Raubtier und geht auch nachts an das Ufer, um seine Eier im Sande zu verbergen; diesen trachtet aber der Ichneumon nach, der eine große Menge der gefährlichen Brut vertilgt. Auch spüren die Eingebornen diese Eier auf, die als wohlschmeckende Speise



bei ihnen im Rufe stehen. Den Tag über liegt das Krokodil dicht am Ufer, nur den Rachen aus dem Wasser hervorstreckend. Die dunkle, knorrige, tote Masse gleicht einem Baume, und oft sieht man Vögel arglos um den verderblichen Schlund spielen und den Insekten nachjagen, welche denselben umschwirren. Aber wehe dem Menschen, der sich allzunahe wagt! Mit grauenvoller Schnelle stürzt das Ungetüm hervor, und ehe noch ein Notschrei ausgestoßen werden kann, ist das Opfer erfaßt und in die Tiefe gerissen. Und dennoch wagen es Neger, mit einem Dolche bewaffnet, unter dasselbe hinzutauchen und ihm den Bauch zu durchbohren. Im Falle eines Fehlstoßes können sie sich nur dadurch retten, daß sie dem wütenden Tiere das äußerst empfindliche Auge ausstoßen oder mit dem Daumen ein-

drücken. Das Fleisch des erlegten Krokodils wird als ein leckeres Gericht verspeist, und man läßt sich durch den starken Moschusgeruch dabei nicht irre machen. (Masius.)

111. Die silberne Kette.

1. *Zum König der Vandalen sprach Feldherr Belisar:*
„Du kannst uns nicht entrinnen mit deiner kleinen Schar;
Sieh, tausend gegen einen, das ist gewisser Tod;
Willst du dem Kaiser dienen, so entrinnst du aller Not.

2. *Dem dienen hundert Fürsten; dem zollen Meer und Land;*
Du wirst ein reicher König, des nimm mein Wort zu Pfand.
Wir wollen dich nicht binden mit Stricken oder Seil,
Noch auch mit Eisenketten; frei sollst du bleiben und heil.“

3. *Der gute König traute den Worten leicht genug;*
Doch Belisar, der stolze, sann auf Verrat und Trug.
Wohl liefs er ihn nicht binden mit Seilen oder Strick;
Mit einer Silberkette bewand er sein stolz Genick.

4. *Und führt' ihn im Triumphe gefangen nach Byzanz;*
Es jauchzt das Volk, geblendet von Pracht und Siegesglanz.
Da ward der alte König verspottet und verhöhnt,
Von Höflingen zum Schimpfe mit Dorn und Disteln gekrönt

5. *Er schüttelt sich im Grimme, rafft mächtig sich empor,*
Und seine starke Stimme schallt in des Kaisers Ohr:
„Lafs mir die Kette nehmen — die trag' ich wider Recht —
So soll sich mancher schämen, der sich zu spotten erfrecht.“

6. *Der Kaiser liefs es geschehen; der alte, greise Held,*
Zwölf Jünglinge warf er nieder, zerschmettert, auf das Feld.
Da sprach der edle Kaiser: „Nun stellt das Höhnen ein;
Er soll an meiner Seiten ein gewalt'ger König sein.

(Karl Simrock.)

112. Gelimer.

Als Gelimer, der letzte König der Vandalen, von Belisar in der Feldschlacht geschlagen und seines großen, blühenden Reiches in Afrika verlustig geworden war, warf er sich mit dem Reste seines Heeres in die Feste auf dem Berge Pappua, welcher jäh und unzugänglich nach allen Seiten sich hinabstürzt, umringt von eben so schroffen Klippen. Dorthin schickte Belisar den Heruler Pharas ab, daß er den Berg mit seiner Reiterschar bewachen und um-

schlossen halten sollte. Lange Zeit hielt Gelimer die Belagerung tapfer aus, und Pharas wurde endlich ungeduldig über die mannigfachen Beschwerden des Winters und nahm sich vor, die Feste durch einen kühnen Angriff zu nehmen. Aber die Belagerten wälzten Steine hinab auf die Heransteigenden, daß viele von ihnen umkamen und zuletzt selbst Pharas trotz seines Eifers einsehen mußte, daß ihm ein Sturm nimmermehr gelingen werde. So wartete er denn getrost, bis der Hunger den König und seine wenigen Getreuen zur Übergabe treiben würde. Er schrieb aber an Gelimer einen Brief, worin er diesen zur Unterwerfung aufforderte.

Gelimer antwortete, daß er nimmer einem ungerechten Feinde sich unterwerfen wolle. „Aber," so schloß er seinen Brief, „bewillige du mir eine Bitte, lieber Pharas, und schicke mir eine Leier, ein Brot und einen Schwamm." Über diese Bitte wunderte sich Pharas, da er nicht wußte, was sie bedeuten sollte, bis ihm der Überbringer des Briefes sie erklärte. Er sagte: „Gelimer hat ein Brot begehrt, weil er ein solches nicht mehr gesehen, seitdem er den Felsen von Pappua bestiegen hat; er bedarf eines Schwammes, weil ihm von vielem Weinen das eine Auge blind geworden ist; nach einer Leier aber sehnt er sich, um bei ihrem Klange sein Elend zu besingen." Da ergriff den Pharas Trauer über den Wechsel menschlicher Größe, und er gewährte dem unglücklichen Könige seine Bitte. Aber immer enger und enger versperrte er ihm die Zugänge zum Felsen von Pappua.

Noch drei Monate vergingen; der Winter nahte sich seinem Ende, und Gelimer war noch immer ungebeugten Mutes; aber seine Standhaftigkeit kam oft in Versuchung. Einmal hatte ein maurisches Weib von einigem Getreide, das kaum halb gemahlen war, einen Kuchen bereitet und schob ihn in die heiße Asche des Herdes, wie die Mauren zu backen pflegen. Bei dem Feuer saßen zwei Knaben; der eine war Gelimers Neffe, der andere ein Sohn jener Frau. Beide waren gierig hungrig und lauerten auf den Augenblick, wo der Kuchen gar sein würde. Als dieser so weit zu sein schien, stürzte der vandalische Knabe schnell darauf zu, riß ihn weg, schob ihn glühend und mit Asche bedeckt in seinen Mund und wollte ihn verschlingen. Aber der maurische Knabe faßte seinen Genossen bei den Haaren, rang mit ihm

und entwand ihm endlich durch viele Schläge den Kuchen wieder aus dem Munde. Das traurige Schauspiel ergriff den König Gelimer so, daß er sich nicht mehr halten konnte; er setzte sich nieder und schrieb an Pharas einen Brief, daß er sich ihm ergeben wolle.

Belisar freute sich über die Nachricht und schickte sogleich zu Gelimer einen Anführer ab, der ihm in seinem Namen den Eid leisten sollte.

Eine alte Sage erzählt, Belisar habe dem Vandalenkönige auch das Versprechen abgelegt, daß er ihn weder mit Stricken noch auch mit Eisenketten binden wolle. Diesem Worte vertrauend, gab Gelimer sich in die Hände der Römer; aber Belisar ließ ihn mit einer silbernen Kette binden und so dem Kaiser überliefern. Darüber erzürnte Gelimer; aber Belisar berief sich auf die Worte seines Versprechens, und erst der Kaiser Justinian in Byzanz nahm seinem unterlegenen Feinde die Ketten ab.

Als Gelimer gefangen vor den Kaiser geführt wurde, hatte er weder Seufzer noch Thränen, sondern er sprach beständig die Worte des Predigers Salomon vor sich hin: „Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!“ Als er bis an den Thron des Kaisers gelangt war, mußte er seinen Purpurmantel ablegen, mit welchem er bis dahin umkleidet war, sich mit dem Gesichte zur Erde niederwerfen und so vor dem Kaiser Justinian sich demütigen. Dasselbe that auch Belisar; er warf sich mit Gelimer zur Erde. Diesem wies der Kaiser reiche Besitztümer in Galatien in Kleinasien an und gestattete ihm, dort seine Lebenstage in Frieden zu beschließen. (Onno Klopp.)

113. Wüstenreise.

Der Morgen bricht über die Wüste heran. Die Karawane schreitet in langem Zuge dahin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Ton der Pfeife. Die Kamele sind mit Ballen beladen und mit Tüchern bedeckt. Auf ihnen sitzen die Mauren in bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel bewaffnet. Den Kamelen zur Seite gehen die schwarzen Sklaven. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der gebietende Herr des Zuges. Das bunte Gewimmel ist in eine Wolke von Staub gehüllt. Die Sonne steigt nun empor, und die Karawane wendet sich ihr ent-

gegen zum Gebet. Die Glut der Sonne vermehrt sich; die wunden Sohlen schmerzen; die Glieder ermatten; ein brennender Durst peinigt alle. Kein Strom, kein Grün, kein Strauch weit und breit. Auf heißen, schattenlosen Pfaden schreitet die Karawane. Da läßt endlich, mitten in der Wüste verborgen, ein Quell seine leise Stimme vernehmen. Das Kamel hat ihn aus der Ferne schon gewittert und schreitet rascher voran, ihm nach lustig der ganze Zug. Plötzlich stehen die Tiere still und bäumen sich vor Lust. Ein Strahl der Freude glänzt auf allen Gesichtern. Man ist an der Stelle. Der ganze Zug wird in einen Kreis gestellt; die Quelle erquickt Menschen und Tiere. Man schlägt die Zelte auf und lagert sich für die Nacht. Ein paar trockene Dornbüsche und gesammelter Kameldünger geben Holz und Kohlen zum Feuer. Das Wasser aus den frisch gefüllten Schläuchen schmeckt vortrefflich. Einige Araber backen Brot, indem sie den Teig aus Bohnenmehl in einer hölzernen Schüssel kneten und die dünnen, runden Scheiben in heiß gemachtem Sande gar werden lassen. Noch heiß verschlingen diese die Hungrigen und trinken Kamelmilch dazu. Ein brennendes Rot breitet sich plötzlich über den Himmel und die Sandfläche aus; die Sonne ist untergegangen. Die kurze Dämmerung verschwindet schnell, und der Mond wirft sein bläuliches Licht über die einsame Landschaft. Es ist Nacht unter dem Zelte. Die Pferde wiehern; die Kamele schreien; die Feuer rauchen; das Licht der Lampe schimmert durch das gestreifte Zeug des Zeltes. Gedanken an ein ruhiges Leben, an die Heimat, die Familie steigen in der Seele auf, während man müde das glühende Haupt auf den Sattel niederlegt, der statt des Kopfkissens dient. Um die rotflackernden Feuer lagern sich draußen die braunen Araber in ihren weißen Mänteln. Die einen schlafen, die andern erzählen sich Märchen oder selbst erlebte Abenteuer von überfallenen Karawanen oder geplünderten Reisenden. Es wird dem Fremden ganz unheimlich unter diesen Räubern, die indes, wenn sie ihren Lohn für das Geleit erhalten haben, die zuverlässigsten Menschen sind. Morgens, während die Pferde aufgezäumt werden, reißen zwei oder drei Araber die Pflöcke des Zeltes aus; sie rütteln an dem Pflocke, welcher als Pfeiler dient; er fällt, und das weit ausgebreitete Tuch, welches eine ganze Familie von Reisenden bedeckt hat, gleitet und fällt selbst zur Erde

herab als kleiner Ballen Zeug, den ein Kameltreiber unter den Arm nimmt und an den Sattel seines Tieres hängt. Es bleibt auf dem leeren Platze, auf welchem man soeben noch wie auf einem Wohnorte sich eingerichtet hatte, nichts übrig als ein kleines, verlassenes Feuer, das noch raucht und bald in der Sonne erlischt. Sind alsdann die ledernen Schläuche frisch gefüllt, die Zelte abgebrochen und die Ladungen den Kamelen aufgeschnallt, so ertönt die Pfeife wieder in lustigen Weisen, und die Reise geht weiter. Wochen schwinden vorüber. Eine Einöde verliert sich in die andere. Heiße Tage folgen auf kalte Nächte. Den Tag über geht der Müde im Schatten des Kamels; es wendet sich gegen ihn und leckt ihm die Hand; in der Nacht erwärmt es ihn. Die Schläuche werden leer, die Tage heißer. Die Schritte der Reisenden erlahmen. Da wird das treue Kamel der Retter seines Herrn. Mit seinem Blute erkauft es das Leben des Gebieters. Das Öffnen einer Ader am Halse gibt dem Tiere den Tod. Das herausquellende Blut wird flüssig getrunken oder, durch Kochen verdickt, gegessen. Das krystallhelle Wasser im Magen des geschlachteten Kamels labt die Durstenden, welche nun Kraft genug haben, das grüne Gestade des Sandmeers zu erreichen und ans Ziel ihrer Reise zu gelangen.

(Karl Friedr. Lauckhard.)

114. Der Löwe.

Wüstenkönig ist der Löwe! Seit Jahrhunderten tönt dieser alte Ausspruch aller Völker, Künstler und Dichter bis auf uns durch die Welt; seit Jahrhunderten ist kaum ein anderes Tier so gefeiert worden. Von seinen Thaten, seiner Kühnheit, Kraft, Gestalt, Großmut und natürlichen Würde singen hundert Lieder. Grund genug, uns diesen Helden einmal in der Nähe zu besehen.

Der Löwe ist und bleibt trotz seiner Lobsänger eine Katze; das sagt uns vor allem der Bau seiner Füße. An denselben sind hinten 4, vorn 5 Zehen, und diese sind mit einziehbaren, in einer Scheide verwahrten Krallen bewehrt. Das sagt uns die rauhe Zunge, welche mit rückwärts gerichteten Stacheln besetzt ist, und der Bau seines Gebisses. Wie bei allen Fleischfressern befinden sich in den Kiefern oben und unten 6 scharfe Schneidezähne, neben ihnen starke Eckzähne und neben diesen, wie es den Katzen eigentümlich

ist, oben 4 und unten 3 Backenzähne. Während den meisten Katzen ein senkrechter, länglichrunder Augenstern zukommt, zeichnet sich der Löwe durch eine runde Pupille aus und teilt dieses Merkmal mit anderen größeren Katzen, wie Tiger, Leopard u. a. Ein kurzer Kopf mit kurzer, abgerundeter Schnauze, aufrechten spitzen Ohren und bärtiger Lippe vollendet das Bild des Katzengeschlechtes.



Dabei ist der männliche Löwe der Ausdruck der größten Kraft und Leichtigkeit. Diese verleihen ihm seine weichen Sohlen und die Elasticität seiner Gelenke, jene der ganze Bau seines Körpers. Der große, ebenmäßige Kopf mit reicher Mähne, die ihn vom Hinterhaupte bis zur Schulter umwallt, die breite, behaarte Brust voll Muskelkraft, der glatte, zierliche Hinterleib, die muskulösen Beine und der stolz geschwungene Schwanz mit großer Haarquaste, das

furchtbar glühende Auge, welches, der Kraft seines Leibes sich bewußt, den Gegner ruhig überschaut — alles gibt ihm das Gepräge des Reckenhaften und Edlen, obschon sein inneres Wesen immer das der Katze bleibt. Ihm gegenüber steht die Löwin im Nachteil. Die Mähne, das Zeichen der Kraft, fehlt ihr; dagegen treten die kurzen, spitzen Ohren um so katzenartiger an dem nackten Kopfe hervor. Der ganze Vorderkörper büßt hierdurch das schöne und stattliche Ansehen ein; die Brust verläuft schmaler in den Hinterkörper; der ganze Leib ist schlanker, schwächlicher, um ein volles Drittel kleiner.

So ist das Äußere dessen, den man den Wüstenkönig nennt. In der That ist die Wüste sein Reich, aber nicht das weite Sandmeer derselben, sondern ihre Oasen, Thäler, Hügel und Büsche sind seine Wohnstätten. Die waldreichsten Schluchten sind hier seine Lieblingsorte; denn er liebt es, am Tage zu schlafen und nachts zu jagen. Auch hieran erkennen wir die Katze wieder, und der schlafende Löwe gleicht seiner schlichten Verwandten völlig.

Ein Kenner des Löwen und seiner Geschichte veranschlagt die Kosten für seinen Unterhalt nach dem Preise des den Viehherden zugefügten Schadens auf jährlich 1500 Thaler. Mithin würde jeder Löwe, dessen Alter sich durchschnittlich auf 30—40 Jahre beläuft, in 30 Jahren dem Lande 45000 Thaler gekostet haben. Man muß gestehen, daß der Wüstenkönig einen teueren Tisch führt. Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß ihn ein Heer von Schmarotzern begleitet, für die er jagt und übrig läßt. Diesen Hofstaat bilden vorzüglich Schakale und Hyänen. In ehrerbietiger Stille folgen sie ihm von weitem und harren, was der königliche Herr ihnen lassen wird. Aber der Wüstenkönig würdigt diese unsaubere Gesellschaft, deren Gefräßigkeit er zu kennen scheint, niemals eines Blickes. Sich selbst genug, wiegt er gesättigt den Kopf hin und her und verabscheut es als Katze, mit den im vollsten Sinne des Wortes hündischen Schmarotzern zu verkehren.

Diesem Selbstgefühle entspricht es, daß er den Kampf selbst mit dem durch List und Waffe so furchtbaren Menschen nicht scheut. Kühn bietet er dem Gegner die Stirn. Furchtbar glühend wird sein Blick, wenn er angegriffen oder verwundet ist. Mit weit aufgerissenem Rachen, das furchtbare Gebiß drohend gerichtet, mit struppiger Mähne und zornigem

Schweifwerfen steht er dem Feinde gegenüber. Wehe diesem, wenn er den Augenblick vorüber ließ, in welchem der Löwe, den Angriff erwartend, die Strecke zwischen sich und seinem Gegner zum Sprunge mißt; wehe ihm, wenn die Kugel fehlte! So furchtbar, wenn er Stirn gegen Stirn steht, so feige ist der Löwe, wenn er sich in der Grube gefangen sieht. Es ist, als ob er sich schäme, die Falle übersehen zu haben, und deshalb ruhig das ihm bereitete Schicksal ertrage.

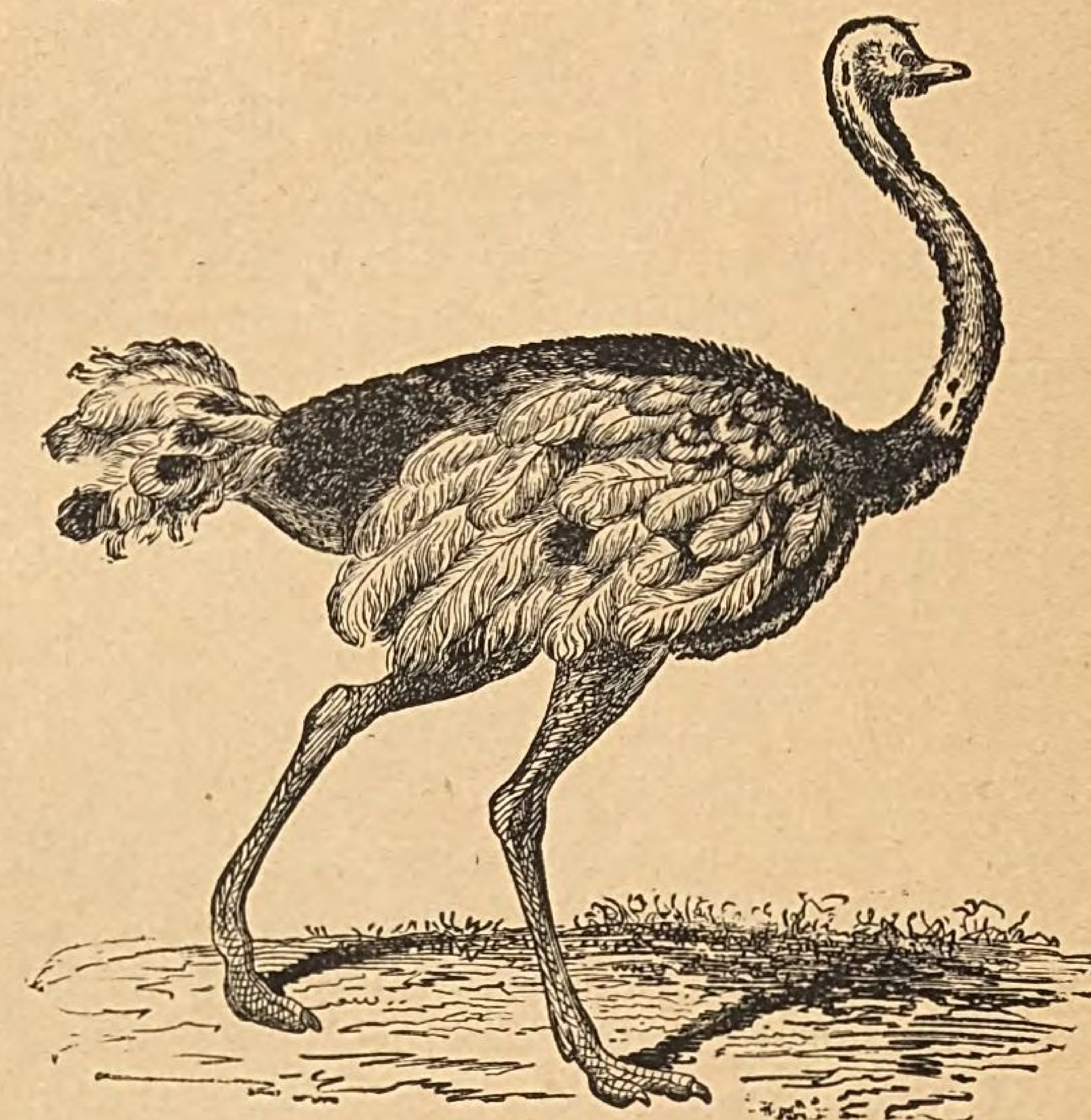
Ende Dezember wirft die Löwin in unzugänglicher Schlucht zwei, selten drei Junge. Nach drei Monaten entwöhnt sie dieselben, indem sie sich täglich auf einige Zeit von ihnen entfernt und sie mit kleinen Bissen von Schaffleisch füttert. Vier bis fünf Monate alt, begleiten die Jungen die Mutter bis an den Saum des Waldes, um die Beute des Vaters in Empfang zu nehmen. In einem Alter von acht Monaten fallen sie bereits Schaf- und Ziegenherden an; aber erst nach einigen Jahren sind sie fähig, Pferde, Rinder und Kamele zu erlegen.

Nach acht Jahren hat der Löwe die höchste Blüte seiner Kraft erreicht. (Karl Müller.)

115. Der Strauſs.

Der Strauſs findet sich fast in ganz Afrika, auf den benachbarten Inseln und den angrenzenden Teilen von Asien, doch nicht über den Ganges hinaus. Sein beständiger Aufenthalt sind die ödesten und dürrsten Gegenden an den Grenzen der Wüste und die weiten Sandebenen. Gebirge besteigt er nur selten und nur vom Hunger getrieben. Gewöhnlich und besonders in der Brütezeit leben die Strauſse zu vier und fünf beisammen, nämlich ein Hahn mit mehreren Hennen. Alle die Hennen legen ihre Eier in ein und dasselbe Nest, das aus nichts weiter besteht, als aus einer runden Vertiefung in dem etwas aufgelockerten Thonboden, die so groſs ist, daſs die Eier beim Brüten eben bedeckt werden können. Rund umher scharren sie mit den Füſsen eine Art von Wall, gegen welchen sich die Eier im äuſsersten Kreise anlehnen. Jedes Ei in dem Neste steht auf der Spitze, damit ihrer die gröſstmögliche Zahl Platz finde. Sobald 10 bis 12 Eier in dem Neste sind, fangen sie an zu brüten, und zwar abwechselnd, indem am Tage sich die Hennen einander ablösen; bei Nacht aber brütet

das Männchen allein, um die Angriffe des Schakals und der wilden Katzen abwehren zu können, die den Eiern gierig nachstellen. Man hat häufig solche kleine Raubtiere erschlagen neben den Nestern gefunden, ein Beweis, dafs die Straufse sich nicht nur mit ihnen in einen Kampf einlassen, sondern sie auch zu besiegen wissen. Ein Schlag von ihren plumpen Füfsen ist hinreichend, ein solches Tier zu Boden zu strecken.' Indessen legen die Hennen während des Brütens immer



fort, und nicht nur bis das Nest voll ist, welcher Fall eintritt. sobald 30 Eier darin sind, sondern auch nachher. Diese später gelegten Eier liegen unordentlich um das Nest herum und scheinen von der Natur dazu bestimmt, die Raubsucht der oben genannten Feinde zu befriedigen, denen sie lieber die frischen Eier als die schon bebrüteten preisgeben will. Indessen haben sie eine noch wichtigere Bestimmung, die nämlich, den jungen Straufsen, die gleich, wenn sie ausgekrochen sind, die Gröfse eines gewöhnlichen Huhnes haben, und deren zarte Mägen noch nicht gleich das harte Futter der Alten vertragen, zur ersten Nahrung zu dienen. Die Alten selbst zertreten ihnen eins dieser Eier nach dem andern und bringen sie durch dieses nahrhafte Futter in kurzem so

weit, daſs sie selbst im stande sind, sich im Felde ihre Nahrung zu suchen. Die Vermehrung der Strauſse würde ganz beispiellos sein, wenn sie nicht eine so groſse Menge von Feinden hätten, die besonders von den Jungen so viele vertilgen.

Der Strauſs ist ein sehr kluges Tier, dem im offenen Felde nicht leicht beizukommen ist, weil er sehr weit hin sieht und gleich die Flucht ergreift, sobald er Gefahr vermutet. Besonders sorgfältig suchen die Strauſse den Ort zu verheimlichen, wo sie ihr Nest angelegt haben. Sie laufen nie gerade darauf zu, sondern pflegen es erst in weiten Bogen zu umkreisen, dahingegen nach den Quellen, aus welchen sie zu trinken pflegen, immer gerade Bahnen getreten sind, die in den unbewohntesten Gegenden oft auf die Vermutung führen, es seien Fuſssteige von Menschen. Am Tage verlassen sie das Nest wohl ganz und überlassen der Sonne das Geschäft des Brütens. Sobald sie bemerken, daſs ihr Nest entdeckt ist, und daſs ein Mensch oder ein Raubtier dabei gewesen, die Lage der Eier verändert oder gar davon mitgenommen, zerstören sie es augenblicklich selbst, zertreten alle Eier und legen an einem andern Ort ihr Nest an. Wenn daher die Kolonisten ein Nest finden, pflegen sie sich mit einem oder ein paar der noch umherliegenden, noch nicht bebrüteten Eier zu begnügen, scharren mit einem Strauche sorgfältig die Spur ihrer Fuſstritte wieder zu und können auf diese Art ein solches Nest zu einer wahren Vorratskammer eines sehr angenehmen Nahrungsmittels machen, aus welcher alle zwei bis drei Tage so viel geholt werden kann, als die Haushaltung davon bedarf. Ein Strauſsenei wiegt gewöhnlich nahe an drei Pfund und wird im Durchschnitt 24 Hühnereiern gleich geschätzt. Der Dotter ist sehr schmackhaft; doch muſs man gestehen, daſs er den feinen Geschmack des Hühnereies nicht hat. Er ist dabei sehr nahrhaft und sättigend, daſs man nicht viel davon genieſsen kann. Es gehören schon vier hungrige Personen dazu, um ein ganzes Strauſsenei zu verzehren, und dann müssen es noch echte Afrikaner sein, die an so derbe Kost gewöhnt sind. Die Strauſseneier halten sich lange frisch und werden oft nach der Kapstadt gebracht, wo man einen halben Thaler für das Stück zu

bezahlen pflegt. In den Wintermonaten, Juli, August, September, findet man die Straufsennester am häufigsten, und dann taugen die Federn, die auf der Erde abgestofsen und beschädigt werden, am wenigsten. Indessen hat man zu allen Jahreszeiten Nester und bebrütete Eier gefunden, wie denn überhaupt bei dem wenig bemerkbaren Wechsel der Jahreszeiten in diesem Lande die Lebensart aller Tiere weniger Regelmäfsigkeit hat als in Europa. Ein Straufsenei wird 36 bis 40 Tage bebrütet, ehe das Junge auskommt.

Es ist bekannt, dafs nur das Männchen die schönen weifsen Federn liefert, die schon seit langer Zeit als Kopfputz unserer Damen beliebt sind. Man bezahlt für die besten an den Jäger selbst ein bis eineinhalb Mark, bekommt sie aber im Tauschhandel gegen europäische Waren und Kleidungsstücke viel wohlfeiler. An den Grenzen hin findet man fast bei jedem Kolonisten einen Vorrat davon, und wenn sie ihren Gastfreunden Geschenke machen wollen, so sind es fast allemal Straufsenfedern. Nur findet man wenige darunter, die ganz so beschaffen sind, wie sie die Modehändler in Europa zu wünschen pflegen. Die Weibchen sind ganz schwarz oder in jüngeren Jahren dunkelgrau und haben im Schweife keine weifsen Federn. Wenn man indessen nicht auf die Farbe sieht, so sind ihre Schwanzfedern eben so grofs und schön, wie die der Männchen. (Karl Vogel.)

116. Afrikanischer Rechtsspruch.

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegene goldreiche Provinz von Afrika; die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar voll goldener Äpfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bei euch!" sprach Alexander; „ich bin nicht gekommen, eure Reichtümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen."

Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt. Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold, und dieser Mann will es nicht wieder nehmen. Sprich ihm zu, o König! denn es ist das seine."

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: „Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten, und ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe

dir den Sack verkauft nebst allem, was darinnen ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König!"

Der König fragte den ersten, ob er einen Sohn habe; er antwortete: „Ja." Er fragte den andern, ob er eine Tochter habe, und bekam „ja" zur Antwort. „Wohlan," sprach der König, ihr seid beide rechtschaffene Leute; verheiratet eure Kinder unter einander und gebet ihnen den gefundenen Schatz als Hochzeitgabe; das ist meine Entscheidung."

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet," sprach der König des fernen Landes, „daß du also erstaunest?" „Mit nichten," antwortete Alexander, „aber in unserem Lande würde man anders richten." „Und wie denn?" fragte der afrikanische König. „Beide Streitenden verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königs." Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „Scheint denn bei euch auch die Sonne, und läßt der Himmel auch auf euch regnen?" Alexander antwortete: „Ja." „So muß es," fuhr er fort, „der unschuldigen Tiere wegen sein, die in eurem Lande leben; denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen." (Herder.)

117. Kindliche Liebe eines Negers.

Ein Neger am Flusse Volta in Oberguinea war durch Unglücksfälle tief in Schulden geraten. Zu ihrer Bezahlung blieb ihm nur der Verkauf seiner Kinder oder seiner selbst noch übrig. Aus Vaterliebe wählte er das letztere und übergab sich willig dem Gläubiger, der ihn auf das Schiff eines Sklavenhändlers führte. Hier wartete er schon auf die gefürchtete Reise nach Westindien, als sein Sohn, tief gerührt von dem Schicksale des Vaters, aus kindlicher Dankbarkeit den Entschluß faßte, ihn zu befreien. Er kam nebst mehreren Mitgliedern seiner Familie nach dem Schiffe mit der Bitte, man möge einen bejahrten Sklaven gegen einen jüngeren, gegen ihn selbst nämlich, vertauschen. Der Anblick des schönen, stark gebauten Jünglings bewog den Sklavenhändler zur augenblicklichen Bewilligung des Tausches. Als nun aber der Sohn den Vater in Ketten vorführen sah — welch eine Scene! — stürzte er ihm in die Arme, weinte Freudenthränen, daß er ihn retten konnte, ließ sich für ihn in die Ketten schlagen und blickte dann mit edler Selbstzufriedenheit und himmlischer Heiterkeit auf die Seinigen hin Wer wurde bei diesem erhabenen Schauspiele nicht gerührt! Nur das Herz des rohen Menschenhändlers blieb ohne Teilnahme; er frohlockte nur über den günstigen Tausch. Aber ein braver

Europäer, der als Augenzeuge diesen Auftritt beschrieben hat, konnte nicht unthätig bleiben. Er berichtete sogleich die erhabene Handlung dem Gouverneur[1]) der dortigen dänischen Besitzungen, und dieser würdige Mann vermittelte, von Menschenliebe durchdrungen, sofort die Befreiung des Sohnes, und so erntete dieser durch eine glückliche Rückkehr ins Vaterland in Gesellschaft seines Vaters und der übrigen Familienglieder den Lohn der edelsten That. (Zimmermann.)

118. Die Girafe.

Zu den sonderbarsten Tiergestalten gehört die dem mittleren und südlichen Afrika eigentümliche Girafe. Die alten Römer nannten sie ganz passend Pantherkamel, da sie ein Zwittergeschöpf zwischen Panther und Kamel sei. In der That erscheint dieses sonderbare Tier aus Bestandteilen verschiedener Tiere zusammengesetzt: Kopf und Leib scheinen vom Pferd, Hals und Schultern vom Kamel, die Ohren vom Rind, die Beine von der Antilope, der Schwanz vom Esel, die Zeichnung des glatten Felles vom Panther entlehnt zu sein. Eine solche Zusammensetzung kann nur Mifsgestaltung des ganzen Tieres zur Folge haben, und wirklich ist an demselben nichts schön als der Kopf mit dem wundervollen Auge, dann die Zeichnung des Felles; alles andere ist auffallend, sonderbar und deshalb unschön.

Der ausserordentlich lange Hals und die hohen dünnen Beine stehen in keinem Verhältnis zum kurzen Leib, und der auffallend abschüssige Rücken, der am Kreuz über $^1/_2$ m niedriger ist als vorn am Widerrist, mufs häfslich genannt werden. Die Höhe des Tieres mit ausgestrecktem Kopfe beträgt gegen 5 m, die Schulterhöhe 3 m, die Leibeslänge blofs 2 m. Zwischen den grofsen, sehr beweglichen Ohren erheben sich zwei mit Haut überkleidete Stirnzapfen, welche entfernt an Hörner erinnern, und zwischen beiden eine rundliche Knochenanschwellung, gleichsam als drittes Horn. Die Hufe sind gespalten und zierlich gebaut.

Die Häfslichkeit der Girafe verschwindet, wenn man sie in Herden von 10—20 oder auch in Gesellschaften von 6—8 Stück in den schönen südafrikanischen Wäldern

---

1) spr. guwernör.

sehen kann. Dort nehmen sie sich malerisch aus, wenn sie unter den riesigen Bäumen sich zerstreuen und ihren langen Hals zu den Zweigen emporstrecken,



um die Blätter der Mimosen abzufressen. Schwer fällt es der Girafe, sich zur Erde zu bücken, was beim Trinken unvermeidlich ist. Man glaubte früher, dafs sie zu diesem

Zwecke auf die Knie niederfalle wie das Kamel. Dies ist falsch. Die Girafe bewirkt das Bücken, indem sie ihre Vorderbeine möglichst weit aus einander spreitzt. Gras weidet sie nicht ab, sondern sie lebt vorzugsweise vom Laub der Bäume. Zum Abpflücken desselben benützt sie die Zunge, die für die Girafe das ist, was für den Elefanten der Rüssel. Sie ist im stande, die kleinsten und zartesten Gegenstände mit der gelenkigen Zunge aufzunehmen und in den Mund zu ziehen. Obwohl die Girafe ein Wiederkäuer ist, so ruht sie nur bei Nacht. Im übrigen ist sie ein friedliches, sanftes Tier und lebt nicht nur mit ihres gleichen, sondern auch mit anderen Tieren verträglich. Im Notfalle aber weifs sie sich schon zu verteidigen und zwar mit kräftigen Schlägen ihrer sehnigen Vorderfüfse.

Von dem erlegten Tiere geniefst man das vortreffliche Fleisch; die Haut gibt verschiedenartiges Lederwerk; die Hufe liefern Hornarbeiten und die Schwanzquaste benutzt man als Fliegenwedel. Noch lieber hat man es, wenn man die Girafen lebend fangen kann, was aber keineswegs leicht ist. Sie werden dann in afrikanischen Städten in Gärten gehalten und lassen sich manchmal so zähmen, dafs man sie frei herumlaufen läfst. Die nach Europa gebrachten Girafen vertragen die Gefangenschaft nicht lange. Die meisten gehen an einem eigentümlichen Knochenleiden zugrunde, welches man „Girafenkrankheit“ genannt hat. (Brehm, illustr. Tierleben.)

119. Die Südspitze von Afrika.

Am südlichen Ende Afrikas erheben sich gewaltige, 90—125 m hohe Felsen, an denen sich die Fluten des Meeres in mächtigen Wogen brechen. Nach dem Innern zu steigt das Land terrassenförmig auf. Nach einem Bergabsatz kommt mehremal eine 15—20 Meilen breite Ebene. Im Innern selbst erheben sich die Berge bis zu einer Höhe von 3140 m und sind den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckt.

Die Ebenen haben größtenteils Thonboden, der zur heißen Jahreszeit so ausdorrt, daß er tiefe Risse bekommt. Tritt aber die Regenzeit ein, dann verwandelt sich die Wüste in herrliche Auen, von deren Blumenpracht wir in

Europa uns gar keine Vorstellung machen können. Namentlich sind es Zwiebelgewächse in unzähligen Arten, welche mit üppigem Grün und herrlichen Blüten rasch das Land überkleiden. Noch üppiger ist der Pflanzenwuchs in dem Landstrich, der sich am Meere hinzieht. Da wachsen Palmen, Südfrüchte, besonders der Kapwein mit seinen kohlschwarzen Trauben, deren Beeren eiförmig sind.

An der südlichsten Spitze Afrikas, am Fuße des Tafelberges, erhebt sich die Kapstadt. Die Natur in der Nähe der Stadt ist großartig. Weiterhin wechseln Weinberge mit öden Sandflächen und buschigem Uferland, in dem der Tiger haust. In der Kapstadt sieht man außer Europäern der verschiedensten Nationen auch Ostindier, Chinesen und Amerikaner, ferner auch Urbewohner der Nachbargebiete: dunkelbraune Hottentotten, hellbraune Kaffern, wohl auch hie und da einen Buschmann.

Das Kapland wurde zuerst von den Holländern in Besitz genommen und dort Ackerbau und Viehzucht eingeführt; jetzt gehört es den Engländern, für die es als Zwischenstation nach Indien von größter Wichtigkeit ist. Die Schiffe, die von Europa nach Indien oder umgekehrt von da zurückfahren, legen in der Kapstadt an, um Wasser und Proviant einzunehmen und Schäden auszubessern. Die englischen Soldaten, welche nach Indien bestimmt sind, bleiben einige Zeit in der Kapstadt, um sich an das tropische Klima zu gewöhnen; die in Indien erkrankten Krieger und Beamte werden hierher zur Genesung gebracht; denn das Klima des Kaplandes ist sehr gesund. Die Landbevölkerung teilt man ein in Weinbauern, meistens französischer Abstammung, in Kornbauern, deren mancher 4—5000 Schäffel Getreide verkauft, und in Viehbauern; die beiden letzten Klassen sind holländischer Abstammung oder halbkultivierte Hottentotten. Die meisten Hottentotten zogen sich vor den Europäern zurück an die nördlichste Grenze des Kaplandes und leben dort als sogenannte Buschmänner in der armseligsten Weise. Sie sind so roh, daß keiner unter ihnen einen besonderen Namen hat, und ihre Sprache ist so unvollkommen, daß sie nur aus einzelnen gurgelnden und schnalzenden Lauten besteht. Sie erheben sich überhaupt nur wenig über die Tiere, sind klein von Gestalt, die Männer nicht größer als ein 14jähriger Knabe bei uns; ihre Züge sind wild, boshaft, listig, besonders häßlich sind die Weiber Sie triefen von Schmutz, und

man kann vor diesem die ursprüngliche Farbe der Haut nicht mehr erkennen. Sie sind wohl der roheste und auf der niedrigsten Bildungsstufe stehende Menschenstamm der Erde. (A. Mauer, geogr. Bilder.)

120. Die Entdeckung des Kaplandes und des Seeweges nach Ostindien.

Schon das Altertum kannte die reichen und kostbaren Erzeugnisse Indiens: Baumwolle, Reis, Zimmt, Pfeffer, Muskatnüsse, Elfenbein, Gold, Perlen und Edelsteine. Sie wurden nach Europa auf verschiedenen Wegen gebracht, die aber alle beschwerlich, gefährlich und kostspielig waren. Darum waren schon die Italiener bestrebt, einen Weg zur See nach Indien aufzufinden, durch den das Umladen der Waren erspart würde. Aber erst den Portugiesen gelang es, freilich nach vielen Bemühungen, diesen Seeweg wirklich zu entdecken.

Den Anfang zu den großen Entdeckungen der Portugiesen machte der Prinz Heinrich der Seefahrer, welcher sich weiter in den atlantischen Ozean hinauswagte, als andere Seefahrer vor ihm, und der 1418 die Insel Porto Santo und dann nach und nach die übrigen Azoren und die kanarischen Inseln entdeckte. Mit der Begierde nach weiteren Entdeckungen wuchs den Portugiesen auch der Mut; sie wagten sich immer weiter nach Süden vor und kamen 1445 über den Senegal hinaus bis zum grünen Vorgebirge, ja sie drangen noch vor dem 1460 erfolgten Tode Heinrichs bis in die Bai von Guinea vor, bei welchen Fahrten sich auch ein Nürnberger, Martin Behaim beteiligte. Nun unternahmen die Portugiesen das früher für unmöglich gehaltene Wagnis, den Äquator zu überschreiten. Erst im Jahre 1486 segelte der kühne Bartholomäus Diaz so weit nach Süden, daß er über die Südspitze Afrikas hinaus kam. Die Unlust seiner Mannschaft nötigte ihn zur Umkehr, und durch einen Sturm wurde er bis an die Südspitze Afrikas verschlagen. Er nannte diese das Kap der Stürme; sein König aber gab ihr den Namen Kap der guten Hoffnung, weil man nun Hoffnung hegen dürfe, den Seeweg nach Indien zu finden. Doch erst nach 12 Jahren erfüllte sich diese Hoffnung. Der vortreffliche Vasco de Gama war es, der nach unsäglichen Mühen im Jahre 1498 den Weg über das stürmenreiche und gefährliche indische Meer nahm und auf der Westküste Ostindiens landete. Wohl hatte er noch große Hindernisse zu bewältigen; aber es gelang seinem Mute, seiner Klugheit und Ausdauer, sich in Indien fest zu setzen und die Herrschaft der Portugiesen dort zu begründen. (Ludw. Stacke.)

121. Amerika.

Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich mein Kiel!
Dich grüſst noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel.
(Luise Brachmann.)

Setzet euch, junge Freunde, im Geiste mit mir zu Schiffe; denn heute segeln wir über das breite atlantische Meer auf eine ganz andere Erdhälfte hinüber. Wir besuchen Amerika, einen Erdteil, in den ganz Europa viermal gesetzt werden könnte; denn Amerika hat einen Flächeninhalt von wenigstens 700 000 Quadratmeilen, mit welcher Gröſse aber die Zahl seiner Bewohner in keinem Verhältnisse steht, da es deren nur gegen 70 Millionen zählt, indessen die Bewohnerzahl des kleinen Europas über 260 Millionen beträgt.

Amerika, das Festland der westlichen Erdhalbkugel, nennt man im Gegensatze zu den drei Kontinenten der östlichen Halbkugel (Europa, Asien, Afrika) die **neue Welt**, weil es uns erst seit etwa 400 Jahren bekannt wurde.

Die Form, in der uns Amerika auf der Landkarte erscheint, ist die von zwei zusammenhängenden Dreiecken. Die schmale und hochgebirgige Landenge von Panămā verbindet beide mit einander.

Durchwandern wir die ganze Länge der beiden Amerika, so kommen wir zweimal durch alle Temperaturen der Erde, von dem eisigen Klima des Nordpols bis zu der verzehrenden Hitze des Äquators und von dieser nahezu wieder zur Frostkälte der Südpolarzone.

Das Klima der neuen Welt zeichnet sich im Vergleich mit dem der alten Welt durch Regenüberfluſs, also durch gröſsere Feuchtigkeit aus. Auſser dieser Fülle von Regenwasser begünstigt noch die Ausdehnung der Ebenen die Entwickelung ungeheurer Stromgebiete. Trotz einer viel geringeren Landesausbreitung hat die neue Welt die gröſsten und wasserreichsten Ströme der Erde. Nirgends auf der Welt gleicht ein Strom dem mächtigen Marañon[1]) oder Amazonenstrom in Südamerika, der seine Gewässer nach einem Laufe von 770 Meilen dem Meere zuführt. Je weiter dieser majestätische Strom in seinem Laufe sich von der ersten Quelle entfernt,

1) spr. maranjōn.

um so gewaltiger wächst seine Breite, und in der Nähe des Ozeans ist seine Fläche so breit, dafs das Auge nicht einmal von ihrer Mitte ab die Ufer erspähen kann; er scheint viel eher ein weit über den Gesichtskreis hinaus ausgedehnter Landsee als ein Festlandsflufs zu sein; denn er bewegt sich nur langsam dem Meere zu.

In Nordamerika ist das Stromgebiet des mächtigen Mississippi, des zweiten Stromes der ganzen Erde, dem des Marañon fast gleich; denn er durchläuft gleichfalls nahe an 700 Meilen, und sein Zuflufs, der Missouri, tritt, fast mit Unrecht, seinen Namen an den minder mächtigen Bruder ab. Zweige dieses Stromes sind unter vielen anderen der Ohio[1]) und der Arkansas[2]).

Neben dem Amazonenstrome fliefst in Südamerika auch der Laplatastrom, dessen Lauflänge nicht weniger denn 470 Meilen ausmacht, und an der Seite des Mississippi in Nordamerika steht der St. Lorenzstrom mit einer Lauflänge von 460 Meilen; jeder der beiden Ströme versorgt mit seinen Zweigen eine Landfläche von ungefähr 60000 Quadratmeilen reichlich mit Wasser.

Die alte Welt bietet nichts Ähnliches; ihr gröfster Strom, der Yantse-kiang in China, besitzt nur eine Stromlänge von 650 Meilen. Der Ganges und der Nil sind noch weniger im stande, sich mit Amerikas Stromfürsten zu messen. Die Wolga der gröfste Strom Europas, entwickelt nur eine Lauflänge von 430 Meilen, und wollte man in Amerika Flüsse und Ströme aufzählen, welche mit dem Vater Rhein von gleicher Gröfse wären, so hätte man sie nach hunderten zu nennen. Hierzu kommt noch die grofse Anzahl von Seen, besonders im Norden. Die Gruppe von Seen, wie sie Canada besitzt, findet nirgends in der Welt ihres gleichen. Diese ungeheuren Süfswassermeere bedecken eine Oberfläche von nahe an 5000 Quadratmeilen, und man hat berechnet, dafs sie etwa die Hälfte alles süfsen Wassers auf der Erdoberfläche enthalten.

Diese Ströme und Seen sind der Reichtum und der Stolz Amerikas. Kein anderer Erteil besitzt sie in solcher Zahl und solcher Gröfse, so wasserreich und so schiffbar. All dieser Wassersegen dient aber nicht

---

1) spr. oheio. 2) spr. arkänsäs.

blofs zur beständigen üppigen Befruchtung des Bodens, sondern er bildet Handels- und Verbindungswege zwischen allen Teilen dieser grofsen Welt. Und da die Hälfte der Länder Amerikas auch noch unter der Tropensonne liegt, so sind durch die zwei günstigsten Vorbedingungen, Feuchtigkeit und Wärme, die Grundlagen für einen üppigen Pflanzenwuchs gegeben.

Südamerika, und vor allem sein Amazonengebiet, ist das wahre Reich des prächtigsten Pflanzenwuchses und vorzüglich der Palmen. Aber auch in Nordamerika herrscht wegen der dem Boden beständig innewohnenden oder in reichem Mafse neu zugeführten Nässe überall eine ziemlich gleiche Fruchtbarkeit, und es kann der Landwirt fast ohne Ausnahme mit Sicherheit auf eine sehr reiche Ernte rechnen.

Auch an der Tierwelt zeigt sich der Einflufs des nassen Elementes. Unter den Wirbeltieren sind die Reptilien am zahlreichsten vertreten. Die Flüsse und Sümpfe, welche die Regenzeit entwickelt, sind angefüllt mit Kaimans, den Krokodilen der neuen Welt, mit Iguanen, den gröfsten Rieseneidechsen, mit Basilisken und anderen Arten, die sich im warmen und stillen Wasser vermehren und hier ihre behagliche Heimat finden. Die Wälder verbergen in ihrem unzugänglichen Dunkel eine grofse Zahl von Schlangen aller Art und Gröfse bis zur riesenhaften Boa. Die vierfüfsigen Tiere stehen weit hinter denen der alten Welt zurück. Statt der Elefanten, der Rhinocerosse und der Nilpferde, der gewaltigen Riesen der alten Welt, finden wir nichts weiter als die verhältnismäfsig winzigen Tapire und Pecari; unter den Wiederkäuern erreicht das Lama der Anden nicht halb die Gröfse der Kamele und Dromedare; statt des afrikanischen königlichen Löwen und des wilden Tigers besitzt Amerika in den brasilianischen Wäldern die Unze und den Jaguar, welche kaum mehr als grofse Katzen sind.

Der Natur des Landes entspricht auch das Wesen des eingebornen Bewohners, Indianer genannt. Da er fast ununterbrochen in dem Schatten jener gewaltigen Urwälder haust, welche den Boden seiner Heimat überziehen, so hat sich sein ganzes Wesen darnach geregelt. Schon die Kupferfarbe seiner Haut deutet entschieden

darauf hin, daſs er seinen Körper nicht so oft und so viel dem brennenden Feuer der Sonne aussetzt, als der schwarze Afrikaner. Der Amerikaner zeigt eine unheimliche Kälte und Unempfindlichkeit. Die schrecklichsten Qualen erduldet dieser merkwürdige Mensch, ohne eine Klage laut werden zu lassen. Er zeigt manchmal eine auſserordentliche Muskelkraft, aber ohne Ausdauer; der Indianer ertrug und erträgt die harten Arbeiten nicht, die der Neger vollführt. Selten hat er sich zu einer höheren Lebensweise als der des Jagens emporschwingen können; er ist also wesentlich der Mensch des Waldes geblieben.

Die üppige Fruchtbarkeit des Bodens war wertlos für ihn; denn er zog nicht seine Nahrung daraus. Er ist selbst nie zum Hirten emporgestiegen, wie die nomadischen Völker der alten Welt; daher fehlten ihm auch die Haustiere, welche ihn hätten nähren können mit Milch und Fleisch, oder kleiden mit Wolle und Häuten. Darum ist er arm geblieben, und den Europäern war es leicht, ihn aus seinem tausendjährigen Erbe fast ganz zu verdrängen. (Nach Guyot.)

122. Columbus, der Entdecker Amerikas. (1492.)

1. Christoph Columbus stammte aus der italienischen Stadt Genua und hatte sich von früher Jugend an dem Seewesen gewidmet. Mit Eifer bestrebt, seinen Geist auszubilden, hatte er sich alle Kenntnisse, welche zu diesem Berufe gehören, in vorzüglichem Grade angeeignet. Was er von der großen Entdeckung der Südspitze Afrikas durch die Portugiesen hörte, erfüllte ihn mit Begeisterung. Um sich genauer mit denselben bekannt zu machen, begab er sich nach Portugal. Hier kam er auf den Gedanken, daß man doch, da die Erde eine Kugel sei, wenn man gegen Westen durch das atlantische Meer schiffe, wiederum Land treffen müsse, und daß dieses Land vielleicht das im fernen Osten gelegene Indien sein könne. Wer weiß, dachte er, ob dieser Weg nicht kürzer ist, als der um Afrika herum? Auch manche Erzählungen portugiesischer Seeleute schienen darauf hinzuweisen, daß im Westen Land zu finden sei. Man habe, hieß es, zuweilen ungewöhnlich großes Schilfrohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname von ganz

eigentümlicher Körperbildung von Westen her übers Meer schwimmen und ans Land treiben sehen. Es wurde daher der feurigste Wunsch des Columbus, eine Entdeckungsfahrt nach Westen hin zu unternehmen. Zuerst machte er seiner Vaterstadt Genua das Anerbieten und verlangte einige Schiffe. Allein man erwiderte ihm: „Du bist ein Träumer," und wies ihn ab. Hierauf wandte er sich an den König von Portugal; doch ebenfalls umsonst. Nun ging er nach Spanien; aber auch hier dauerte es acht lange Jahre, bis der beharrliche Mann mit seinem Vorhaben durchdrang. Endlich gab ihm die Regierung im Jahre 1492 drei kleine Schiffe und 90 Mann, um die große Reise anzutreten.

2. Voll kühnen Mutes fuhr nun Columbus ins wilde, unbekannte Meer hinaus. Der Wind blies günstig, und pfeilschnell flogen die Schiffe dahin. Aber wo fand sich das gesuchte Land? Sechzig Tage hatte die Fahrt schon gedauert, und noch immer sah man nichts, als die unendliche Wasserwüste ringsum und darüber die weite Himmelsdecke. Da ergriff Angst auch die beherztesten unter den Schiffsleuten. „Was soll aus uns werden?" fragten sie zitternd. „Er führt uns in den gewissen Untergang." Nur Columbus verlor keinen Augenblick den Mut. „Seid getrost," rief er den Verzagten zu; „bald ist das Ziel erreicht." Und unermüdet stand er Tag und Nacht auf dem Verdecke und beobachtete und leitete alles. Aber seine Mannschaft, ihm zuerst unbedingt vertrauend, hatte diesen Mut und diese Ausdauer nicht. Sie fürchtete, nicht mehr umkehren zu können und im fernen Ozean einem sicheren Untergange entgegensehen zu müssen. Nur der Geistesgegenwart und Ruhe eines überlegenen Mannes wie Columbus gelang es, den Unmut des Schiffsvolkes zu bezwingen. Da, als der Admiral kaum mehr im stande war, seine Leute im Gehorsam zu erhalten, erschien die Rettung. Das Senkblei erreichte den Meeresgrund; Rohr und ein Baumast mit roten Beeren schwammen auf das Schiff zu, und Landvögel flogen auf die Masten. Die Sonne ging unter; noch sah man nichts. Doch ließ Columbus die Segel einreffen, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Gegen Mitternacht erblickte man ein Licht in der Ferne. „Land, Land!" erscholl es jetzt aus der Brust; man stürzte einander in die Arme, alle weinten vor Freude und baten knieend den Columbus um Verzeihung. Als der Morgen anbrach — es

war am 70sten Tage nach der Abfahrt, am 12. Oktober 1492 — sahen sie eine schöne, grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang ruderten sie nun unter kriegerischer Musik ans Land: Columbus, eine Fahne in der einen Hand, einen Degen in der andern, war der erste, der die neue Welt betrat. Nachdem er mit der ganzen Mannschaft Gott auf den Knieen gedankt, nahm er die Insel feierlich für den König von Spanien in Besitz. Die Inselbewohner, welche von allen Seiten am Ufer zusammengeströmt waren, betrachteten mit Erstaunen die weißen Männer, ihre Kleidung, Schiffe und Waffen. Niemals hatten sie solcherlei gesehen. Sie selbst waren nackt, von kupferroter Hautfarbe; viele trugen als Zierat Goldbleche in Nase und Ohren. Ihre Insel nannten sie Guanahani[1]); Columbus aber gab ihr den Namen San Salvador, d. i. Erlöserinsel. Nach kurzem Verweilen setzte er dann seine Entdeckungsfahrt weiter fort und fand die großen Inseln Cuba und Hayti (San Domingo). Sie waren mit dem üppigsten Pflanzenwuchse bedeckt; aber von Anbau zeigte sich keine Spur; Herden nackter Menschen rannten tierähnlich umher und flohen beim Anblicke der fremden Menschen wie schüchterne Rehe. Allmählich jedoch wurden sie zutraulicher und brachten Wurzeln, Früchte, Papageien und Fische herbei. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie den gierigen Spaniern für gefärbte Scherben und blinkendes Glas gern hin. Columbus ließ auf Hayti eine kleine Festung erbauen, in welcher 38 Spanier zurückblieben; mit seinen übrigen Gefährten trat er dann die Heimreise an, um die wichtige Entdeckung in Europa zu verkünden.

3. Ungeheurer Jubel begrüßte den Helden, als er in Spanien landete; der König und die Königin überhäuften ihn mit Ehren; das ganze Land war in Bewegung gesetzt durch die Nachricht von einer neu entdeckten Welt. In kurzer Zeit hatten sich gegen 1500 Menschen zusammengefunden, die an einem neuen Zuge teilnehmen wollten, und schon sechs Monate nach seiner Rückkehr trat Columbus mit 17 Schiffen seine zweite Reise an. Er entdeckte auf derselben abermals mehrere Inseln, hatte aber auch manche Widerwärtigkeiten und Drangsale zu erdulden. Welch ein

1) spr. gwanahäni.

Schrecken, als er, in Hayti angekommen, die dort erbaute Festung zerstört und von seinen zurückgelassenen Gefährten keinen mehr übrig fand! Das grausame Betragen der Spanier gegen die armen Inselbewohner hatte diese zu gerechter Notwehr gereizt; sie hatten alle ihre Peiniger erschlagen, die Feste zertrümmert und sich in das Innere der Insel geflüchtet. Columbus gründete eine neue Niederlassung; allein seine neuen Gefährten, die gemeint hatten, in der neuen Welt Gold wie Sand auflesen zu können, verwünschten ihn, als sie nun Wildnisse urbar machen und Äcker bauen sollten; viele von ihnen kehrten nach Spanien zurück, und auf ihre Anklagen erschien endlich ein Abgesandter des Königs, der über das Verhalten des Columbus eine Untersuchung anstellen sollte. Das war dem edlen Helden zu viel; mißmutig verließ er die Insel und eilte nach Spanien. Dort erkannte man auch seine Unschuld; doch vergingen zwei Jahre, ehe er die nötigen Schiffe zu einer neuen Fahrt erhalten konnte.

Auf dieser dritten Reise entdeckte Columbus zuerst das feste Land des neuen Erdteils. Er kam an die Küste von Südamerika, wo der Orinocostrom sich in das Meer ergießt. Aus der Größe dieses Stromes merkte er, daß er aus keiner Insel kommen könne. Er fuhr eine Strecke am Ufer entlang und wandte sich dann nach seiner Lieblingsinsel Hayti. Aber hier standen die Dinge höchst traurig. Wüste Unordnung und Zwietracht zerrüttete die spanische Niederlassung; frecher als je zuvor erhoben die Feinde des Columbus das Haupt. Und als er nun mit Kraft gegen die Friedensstörer einschritt, da wandten sich diese von neuem an den König und erhoben wider ihn die ärgsten Beschuldigungen. Abermals kam ein Gesandter aus Spanien, ein hochmütiger, gewaltthätiger Mensch. Der mißbrauchte seine Macht so sehr, daß er ohne nähere Untersuchung den Columbus gefangen nehmen, wie einen Verbrecher in Ketten legen und nach Europa abführen ließ. So sah Spanien den großen Weltentdecker in Fesseln! Freilich gab man ihn sogleich wieder frei; allein die Belohnungen, welche man ihm früher zugesagt hatte, wurden ihm nicht zu teil. Dennoch unternahm der kühne Mann noch eine vierte Reise. Auf derselben hatte er furchtbare Gefahren zu bestehen. Nachdem alle seine Schiffe zugrunde gegangen waren, schmachtete er mit seiner Mannschaft acht Monate lang auf einer Insel mitten unter den Wilden in der äußersten Not, bis endlich ein Schiff

erschien und ihn nach Spanien zurückführte. Columbus starb, 59 Jahre alt, in der spanischen Stadt Valladolid[1]). Sein Leichnam wurde nach Hayti und später nach Cuba gebracht; die Kette, mit welcher er einst gefesselt war, wurde ihm, wie er verordnet hatte, mit ins Grab gelegt. Der von ihm entdeckte Erdteil aber erhielt nicht nach ihm, sondern nach dem Italiener Amerigo, der ihn zuerst beschrieb, den Namen Amerika.

(J. C. Andrä.)

123. Cortez erobert Mexiko[2]). (1519 n. Chr.)

Die Spanier verfolgten unablässig ihre Entdeckungen im Westen. Die wichtigste von diesen war die Entdeckung und Eroberung von Mexiko. Zu dem damaligen spanischen Statthalter auf der Insel Cuba, Velasquez[3]), kamen einst spanische Schiffer und erzählten voll Verwunderung, auf einer westlichen Fahrt seien sie auf ein außerordentlich schönes und fruchtbares Land gestoßen; dort hätten sie wohlgekleidete Menschen, Dörfer und Städte mit steinernen Gebäuden, Tempeln und Türmen gesehen. Sogleich beschloß Velasquez, das gepriesene Land in Besitz zu nehmen. Er rüstete eine Flotte aus und machte zum Befehlshaber derselben den jungen, kühnen Ferdinand Cortez[4]) Am 12. Februar 1519 verließ dieser mit zehn kleinen Schiffen, sechshundert Mann, sechzehn Pferden und vierzehn Kanonen die Insel Cuba und steuerte auf Mexiko los. Mit dieser geringen Macht wollte der kühne Mann ein Reich von vielen Millionen Menschen unterjochen.

Am 2. April geschah die Landung. Kühner als ein Held der Vorwelt, verbrannte er nun sogleich alle Schiffe, um seinen Gefährten nur die Wahl zwischen Sieg und Tod zu lassen und drang in das Innere des Landes. Der Anblick der fremden Männer und ihrer Bewaffnung setzte die Eingebornen in ungewöhnliches Erstaunen. Vorzüglich erregten die Reiter ihre Verwunderung. Und als nun gar die Kanonen gelöst wurden, da schien es ihnen, als seien die Götter mit dem Donner hernieder gekommen. Sie begrüßten den Cortez als den Sohn der Sonne, der aus Osten komme, um ihre Lage zu verbessern. Viele schlossen sich deshalb an seine Spanier an. Nun ging der Zug geraden Weges auf die Hauptstadt Mexiko los, welche

---

1) waljadōlid. 2) mechiko. 3) welāßkeds. 4) kortēds.

60000 Einwohner faßte und die Residenz des Montezuma war. Der König schickte ihm Boten über Boten mit den herrlichsten Geschenken und ließ ihn inständig bitten, wieder umzukehren; allein die Geschenke reizten nur noch mehr die Habsucht und Eroberungslust der Spanier. Als Montezuma endlich keinen Ausweg mehr sah, ging er dem Cortez mit seinem ganzen Hofstaat entgegen, holte ihn feierlich ein und wies ihm und seinen Spaniern ein großes, steinernes Gebäude zur Wohnung an. Dieses ließ Cortez heimlich zu einer Festung einrichten und sicherte sich durch aufgepflanzte Kanonen und die sorgfältigsten Wachen vor jedem Überfalle. Dann nahm er den König in seinem eigenen Palaste gefangen und eroberte die Hauptstadt Mexiko.

Indessen hatte das Glück und der Ruhm seiner romantischen Heldenthaten die Eifersucht und Besorgnis des Velasquez erregt. Dieser schickte deshalb im Jahre 1520 eine Flotte von achtzehn Schiffen mit achthundert Mann Fußvolk, 80 Reitern und zwölf Kanonen unter dem Oberbefehle des Narvaez nach Mexiko mit dem Auftrage, den Cortez in Ketten nach Cuba zu schicken und an seiner Stelle die Eroberung fortzusetzen. Allein Narvaez war ein ungeschickter Feldherr und machte sich bei den Mexikanern sowohl, als bei seinen eigenen Leuten verhaßt. Die meisten von ihnen gingen zu Cortez über. Mit dieser neuen Verstärkung wollte er die Hauptstadt sich völlig unterwerfen. Hier hatte unterdessen die unkluge Strenge eines spanischen Offiziers alles in Aufruhr gebracht, sowohl gegen die Spanier, als auch gegen ihren schwachen König selbst. Cortez, der das wütende Volk durch die Erscheinung seines Königs beruhigen wollte, bewog denselben, in seinem Schmucke oben auf der Mauer sich zu zeigen; allein das Volk sah ihn mit Verachtung an und schleuderte einen Hagel von Steinen nach ihm. Schwer am Kopfe verwundet, sank der Unglückliche dahin und starb nach wenigen Tagen. Cortez floh jetzt auf das eiligste aus Mexiko und wäre beinahe auf der Flucht mit allen seinen Spaniern ein Opfer der Wut seiner Feinde geworden. Nur ein Zufall rettete ihn. In einem hitzigen Gefechte, in welchem er mit verzweifelter Kühnheit focht, gelang es ihm, die große mexikanische Reichsfahne zu erbeuten, von welcher nach der Meinung der Mexikaner das Schicksal ihres Reiches abhing. Als sie diese in Cortez Händen sahen, ließen sie erschrocken von der Verfolgung ab.

Bald nachher aber kehrte Cortez mit neuer Verstärkung nach Mexiko zurück, über welches jetzt Guatimozin, ein Neffe des Montezuma, herrschte. Nach tapferer Gegenwehr nahm er im Jahre 1521 die Stadt wieder ein. Die Spanier, die eine unermeßliche Beute gehofft hatten, fanden nur sehr wenig und glaubten deshalb, die Mexikaner hätten ihre Schätze versteckt. Vor Wut ließen sie die vornehmsten Einwohner auf die Folter spannen, um sie durch die grausamsten Martern zum Geständnisse zu bringen. Selbst Guatimozin wurde gefesselt und mit einem seiner Vertrauten über glühende Kohlen gelegt. Als dieser in seiner Qual wimmerte und zuckte, sprach Guatimozin mit Ruhe und Würde: „Freund, sieh her, liege ich denn hier auf Rosen!“ Guatimozin wurde halbtot von dem glühenden Roste herabgenommen und bald darauf als Feind der Spanier öffentlich hingerichtet.

Cortez ward nun zum Statthalter des eroberten Landes ernannt, welches den Namen Neuspanien erhielt. Er verfuhr mit empörender Grausamkeit, um Unterwürfigkeit und Gehorsam zu erzwingen. Einst ließ er sechzig Kaziken (kleine Fürsten) und vierhundert andere vornehme Mexikaner lebendig verbrennen. Das eroberte Land wurde unter die Spanier verteilt, von denen jeder noch eine Anzahl Mexikaner als Sklaven erhielt.

Doch bald verlor auch Cortez das Zutrauen seines Königs und ward in seiner Statthalterschaft sehr beschränkt. Mißmutig verließ er deshalb seine Stelle und ging auf neue Entdeckungen aus. Im Jahre 1536 entdeckte er noch die große Halbinsel Californien, das heutige Goldland. Einige Jahre darauf kehrte er nach Spanien zurück, wurde aber am Hofe so kalt aufgenommen und hatte so viele Kränkungen zu leiden, daß der Gram hierüber seinen Tod beschleunigte. Er starb zu Sevilla 1547, im zweiundsechzigsten Jahre seines Lebens.

Nur wenige Jahre nachher eroberte ein anderer Abenteurer, Franz Pizarro, das mächtige Inkareich von Peru, indem er die Entzweiung der Herrscher zu seinem Vorteile benutzte. Doch wie Cortez sollte auch er sich der unermeßlichen Schätze in dem goldreichen Lande nicht lang erfreuen. Er fiel in seinem Palaste zu Lima durch das Schwert eines Meuchelmörders im Jahre 1541. (Th. B. Welter.)

124. Benjamin Franklin.

Franklin[1]) war der 17. Sohn eines wenig vermögenden Seifensieders in Boston[2]). Mit dem 12. Jahre trat er in die Lehre bei seinem Bruder, der ein Buchdrucker war. Dieses Geschäft regte ihn an, seine kleinen Ersparnisse auf Bücher zu verwenden, und zugleich brach er sich von seinem Schlafe ab, um sich in schriftichen Arbeiten zu üben. Hatte er einen guten Aufsatz fertig, so schrieb er ihn mit entstellter Handschrift und schob das Blatt unter die Thüre seines Bruders, als käme er von einem andern, und der Bruder druckte ihn dann in einer Zeitung ab, die er herausgab. Die rohe Behandlung in diesem Hause wurde unserem Benjamin aber in die Länge unerträglich; darum verließ er endlich Boston, und wir sehen ihn, durchnäßt und in den Taschen einige Wäsche, heimlich Philadelphia zuwandern. Sein erster Gang war hier in einen Bäckerladen, wo er drei Brote kaufte, die er unter den Arm nahm und im Gehen davon aß. Solches hat eine Bürgerstochter mit angesehen, die später seine eheliche Hausfrau wurde, und die hat es uns erzählt. In Philadelphia fand er Arbeit, und nachdem er bei einem Kaufmanne auch die Handlungsgeschäfte etwas gelernt hatte, errichtete er daselbst eine Druckerei, und man konnte ihn damals den Schubkarren, mit Papier beladen, mehr als einmal durch die Stadt fahren sehen. „Arbeit schändet nicht.“ Er schrieb und druckte eine Zeitung und einen gemeinnützigen Almanach[3]), stiftete eine Brandversicherung, verbesserte die Nachtwachen, errichtete eine freiwillige Landwehr gegen die drohenden Indianer und erfand die Blitzableiter, und da er zugleich das Postwesen ordnete, so ernannte ihn das dankbare Volk zum Generalpostmeister. Nur von schlichten bürgerlichen Sitten, erwarb sich Franklin durch seinen klaren Verstand, wie durch seine unbestechliche Rechtschaffenheit das Vertrauen des Volkes in solchem Grade, daß es ihn schon 1764 als Unterhändler nach London schickte, als das Vorspiel des amerikanischen Freiheitskampfes begann. Er konnte jedoch nichts ausrichten, und kaum der Verhaftung entflohen, ging er 1776 als Gesandter nach Paris, wo man ihn mehr für einen alten Bauern, als für einen Staatsmann hielt; doch ehrte ihn der König hoch, und Franklin sah seine zahllosen Bemühungen dadurch ge-

1) spr. fränklin. 2) boßt'n. 3) = Taschenbuch, Kalender, Jahrbuch.

krönt, daß Frankreich die Republik anerkannte und ihr in der höchsten Not Hilfe zur See sandte. Bei seiner Rückkehr nach Amerika wurde er daher mit Jubel empfangen, und als er 1790 in seinem 85sten Jahre sein verdienstreiches Leben beschloß, war die Trauer so groß, daß die amerikanischen Zeitungen mit schwarzem Rande ausgegeben wurden und der Kongreß eine monatliche Trauer für sämtliche Staaten ausschrieb.

125. Die Pfeife.

Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Taschen mit Kupfermünzen. Ich wußte nun nichts eiliger zu thun, als damit nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielzeug verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich aber einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, daß ich ihm freiwillig all mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel eilte ich wieder nachhause und durchzog pfeifend das ganze Haus; denn meine Pfeife machte mir eben so viel Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder, Schwestern, Vettern und Basen von meinem Handel hörten, sagten sie mir, daß ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als sie wert sei. Dies machte mich nun erst aufmerksam darauf, wie viel schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und da sie sich noch über meine Thorheit lustig machten, so fing ich vor Ärger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdruß, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte.

Der Vorfall hatte aber das Gute, daß er einen bleibenden Eindruck auf mich zurückließ, der mir in der Folge sehr nützlich wurde; denn so oft ich in Versuchung geriet, etwas Unnötiges zu kaufen, sagte ich immer zu mir selbst: Gib nicht zu viel für die Pfeife, und so sparte ich mein Geld.

Als ich herangewachsen war und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menschen zu beobachten, glaubte ich viele, ja sogar sehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben.

Sah ich einen Ehrgeizigen ängstlich nach Hofgunst streben und seine Zeit in Vorzimmern verschwenden, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und wohl auch seine

Freunde opfern, um sie zu erlangen, so sagte ich zu mir selbst: Der gibt zu viel für seine Pfeife!

Sah ich einen andern um Volksgunst buhlen, sich beständig in politische Händel mischen, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigen und sich dadurch zugrunde richten, so sagte ich: Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife!

Wenn ich einen Geizhals traf, der sich jede Art von Bequemlichkeit versagte, sich um das Vergnügen, andern Gutes zu thun, betrog, die Achtung seiner Mitbürger verscherzte und auf die Genüsse zärtlicher Freundschaft verzichtete, nur um Schätze aufzuhäufen, so dachte ich: Armer Mann, du bezahlst in der That zu viel für deine Pfeife!

Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geistesfreude, jede Gelegenheit, sein Vermögen zu mehren, bloß sinnlichen Genüssen hintansetzte, so sagte ich: Betrogener Mann, du schaffst dir Leiden, statt Lust, du gibst zu viel für deine Pfeife!

Sehe ich einen vernarrt in schöne Kleider, schönes Hausgerät und schöne Equipagen, die all sein Vermögen übersteigen, dafür Schulden machen und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließen, so sage ich: O weh! der hat seine Pfeife teuer, sehr teuer bezahlt! —

Kurz, wo ich hinsah, bemerkte ich, daß die Menschen sich den größten Teil ihres Elendes dadurch selbst zuziehen, daß sie den Wert der Dinge nicht richtig zu schätzen wissen, und daß sie zu viel für ihre Pfeifen bezahlen.

(Benjamin Franklin.)

126. Die Auswanderer.

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild.

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt, —

6. Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese [1]),
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild in alten Tagen
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden;
Gott schütz euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais! (Ferdin. Freiligrath.)

127. Der Indianer.

Ein Indianer hatte sich einst auf der Jagd verirrt. Von Hunger und Durst gequält, wandte er sich an einen englischen Landmann, der eben vor der Thür seines Hauses safs, und bat ihn um ein Stück Brot. Als ihm dies mit harten Worten verweigert wurde, bat er um einen Trunk frischen Wassers, seinen brennenden Durst zu stillen. Auch dies versagte ihm der hartherzige Engländer und wies ihn mit Scheltworten ab.

Einige Monate später verirrte sich derselbe Engländer auf der Jagd, so dafs er sich bei hereinbrechendem Abende nicht zurecht finden konnte. Zu seiner nicht geringen Freude traf er einen Indianer und bat ihn, er möchte ihm nur den rechten Weg zeigen. Freundlich bedeutete ihm der Indianer, es sei heute schon zu spät, die Heimreise anzutreten, und lud ihn ein, bei ihm die Nacht zuzubringen. Voll Mifstrauens

---

1) ein Indianerstamm.

wollte anfangs der Engländer die Einladung ausschlagen; nach einigem Bedenken aber entschloſs er sich notgedrungen, dem Wilden in seine Hütte zu folgen. Hier wurde er mit allerlei Erfrischungen bedient und fand auf einer Tierhaut ein angenehmes Nachtlager. Als der Morgen angebrochen war, weckte der Indianer seinen Gast und führte ihn auf den rechten Weg. Beim Abschiede fragte er den Engländer, ob er sich nicht erinnern könne, ihn schon irgend wo gesehen zu haben. Der Gefragte betrachtete nun seinen Führer genauer und erkannte in ihm denselben Indianer, den er vor Monaten so schnöde und hartherzig von seiner Thür abgewiesen hatte. Beschämt gestand er seine Unmenschlichkeit, und um sein Unrecht einigermaſsen gut zu machen, lud er den Indianer in sein Landhaus ein. Dieser lächelte freundlich, wünschte ihm eine glückliche Reise und verschwand in den Wald.

128. Das Petrōleum.

Eine durch Kohlenstoff und aufgelösten Asphalt braun gefärbte Naphtha wird Steinöl oder Petroleum genannt. Diese übelriechende Flüssigkeit durchdringt namentlich viele Kalksteinschichten und ist häufig die Ursache, warum solche schwarzbraune Felsarten beim Reiben unangenehm riechen.

Wo das Steinöl reichlicher aus der Zersetzung eingeschlossener Pflanzenreste sich entwickelt hat, wird es gelegentlich vom eindringenden Wasser mit fortgerissen und in porösen Sandlagern und Quellenschichten angesammelt. Petroleumquellen entspringen bei Pechelbronn im Elsaß; Bohrlöcher, welche dort 17—23 m tief sind, liefern, indem man ihren Inhalt auspumpt, täglich mehrere Hektoliter Steinöl. Auch in Oberitalien, Dalmatien, Kroatien, Ungarn, Galizien und Polen sind ähnliche Ölquellen nicht selten. Die ewigen Feuer zu Baku am kaspischen Meere sind nichts anderes, als durch bisher unbekannte Umstände in Brand geratene Petroleumquellen. Die dortigen Eingebornen verehren sie als heilig.

Am reichlichsten aber kommt seit wenigen Jahren das Petroleum in Pennsylvanien in Amerika vor. Dort werden täglich tausende von Zentnern dieses so wichtigen Beleuchtungsmaterials durch Bohrlöcher aus den Schichten entnommen. Die ersten Bohrbrunnen erwiesen sich so ergiebig, daß unter den dortigen Farmern eine wahre Fieberwut ausbrach, die sich in den großartigsten Landspekulationen, Bohr-

unternehmungen und Lotterien zu erkennen gab. Man kaufte für schweres Geld von dem Landeigentümer das Recht, ein Bohrloch von wenig Centimeter im Durchmesser abteufen zu dürfen, und viele wurden in wenigen Wochen durch eine einzige Quelle zu Millionären.

Im Sommer des Jahres 1860 erhielten die Ölquellen dadurch einen ganz fabelhaften Aufschwung, daß einer der Bohrer tiefer ging, als man bisher versucht hatte, und dadurch eine fortwährend fließende Quelle erbohrte, aus welcher die unterirdisch gespannten Gase das Öl in ungeheuern Massen hervordrangen. Früher hatte man von Zeit zu Zeit durch Anlegung von Pumpwerken den Ertrag zu steigern versucht, jetzt aber reichten die Gefäße nicht für die Aufnahme der ohne Unterlaß hervordrängenden Ölmassen. Einzelne Quellen lieferten täglich bis zu 16000 Gallonen[1]). Das Öl wurde denn auch bald ein höchst wichtiger Handelsgegenstand.

Das rohe Petroleum, als ein Gemenge verschiedener Kohlenwasserstoffe, enthält aber so flüchtige Bestandteile, daß es dadurch ein wirklich feuergefährlicher Stoff ist. Erst durch Reinigung hiervon wird es gebrauchsfähig und erhält jene klare, wasserhelle Farbe, unter der es jetzt allgemein bekannt ist, während es in rohem Zustande braun und trübe aussieht.

(Nach Varentin.)

129. Der Tabak.

Der Tabak, welcher seines allgemein verbreiteten Gebrauches wegen den Genußmitteln sich anreiht, stammt aus Amerika, wo die Spanier seine Benützung zuerst auf der Insel Cuba kennen lernten. Im Jahre 1560 wurde der Tabak durch den französischen Gesandten am portugiesischen Hofe, Jean Nicot[2]), nach Frankreich gebracht, während derselbe in England erst 26 Jahre später bekannt wurde. Von nun an verbreitete sich der Tabak rasch über ganz Europa; die Deutschen lernten seinen Gebrauch durch die spanischen, englischen und schwedischen Soldaten im dreißigjährigen Kriege.

Der Tabak wird aus den Blättern der Tabakpflanze bereitet, einem einjährigen, krautartigen Gewächs, welchem

1) 1 Gallon = 4⅓ Liter. 2) spr. schang niko.

man den Gipfeltrieb ausbricht, damit es große und kräftige Blätter entwickle. Sobald diese anfangen, an der Spitze braune Flecken zu bekommen, sind sie reif und werden abgepflückt. Man legt sie dann in Haufen zusammen, so daß sie sich erhitzen, besprengt sie mehrmals mit Salzwasser und trocknet sie hernach, worauf sie in den Handel kommen. In Fabriken werden sie nun zu Schnupf- und Rauchtabak weiter verarbeitet.

Die zu Rauchtabak bestimmten Blätter werden in eine Beize gelegt, deren Hauptbestandteil Kochsalz ist, dem aber oft noch verschiedene wohlriechende Stoffe beigemischt werden, um dem Tabak einen angenehmen Geruch zu geben. Der Hauptzweck der Beize ist indes, den giftigen Bestandteil des Tabaks, das Nikotin, zum größten Teil zu zerstören und die Blätter weniger verbrennlich zu machen, so daß sie während des Rauchens nur langsam verglimmen. Nach dem Beizen schneidet man den Tabak in kurze Stückchen, die nach dem Trocknen in Pakete gefüllt werden, oder man wickelt die großen Blätter um die kleinen und zerrissenen und dreht daraus den gesponnenen oder Rollentabak (Knaster).

Auch bei den Zigarren, die eine Erfindung der Spanier sind, werden kleinere Bestandteile in die bekannte Form gedreht, und diese aus geringern Blättern bestehende Einlage mit einem Streifen von einem großen und bessern Blatte umwickelt.

Blätter, welche zur Bereitung des Schnupftabakes ausgewählt werden, erhalten eine an wohlriechenden Stoffen reiche Beize, worauf man sie in Form von Stangen zusammenrollt, die fein gerieben, wohl auch zerschnitten werden.

Der Tabak gedeiht am besten in heißen Ländern, wird aber außer in Amerika, wo noch gegenwärtig der meiste gebaut wird, in fast allen Staaten Europas, sowie auch in Kleinasien kultiviert. Der beste Tabak kommt aus Westindien und von Varinas in Columbien, von wo man ihn bereits zu Rollentabak verarbeitet in den Handel schickt und zwar in einer Art Rohrkorb, canasta genannt, woher der Name Knaster für diese Tabaksorte rührt. (F. Kr.)

130. Die Eskimos.

1. Die Eskimos sind ein in den Polarländern Nordamerikas weit verbreiteter Völkerstamm und zum Teil, nament-

lich die auf Labrador, Grönland und Neufundland wohnenden, durch die Bemühungen der Missionäre der Brüdergemeinde zum Christentum bekehrt worden. Wenn auch viele dieser neubekehrten Christen sich nur dem Namen nach zum Christentum bekennen, so sind doch auch die Bemühungen jener edlen Menschenfreunde schon dadurch reichlich gesegnet worden, daß so mancher grausame Gebrauch abgeschafft worden ist; dahin gehört z. B. die Ermordung derjenigen Mütter, deren erstgebornes Kind gestorben war; eben so die Ermordung der Witwen und Waisen, damit sie niemand zur Last fallen.

Das Wort Eskimo bedeutet Rotfleischfresser; das Volk selbst, das diesen Namen führt, nennt sich Keraliti, d. i. Menschen; es betrachtet jene Benennung als einen Schimpfnamen. Die Eskimos sind klein; ihre mittlere Größe beträgt nur etwas über 1 m; sie haben eine breite, gedrungene Gestalt, einen dicken Kopf und dicken Hals, ein breites, kurzes, besonders gegen die Stirn hin plattes Gesicht, eine gequetschte, doch nicht sehr breite Nase, braungelbe Augen, hervorstehende Backen, schwarze, fettige und harte, lang herabhängende Haare, einen großen Mund, den sie gewöhnlich halb offen haben, wodurch ihr ganzes Gesicht das Gepräge der Dummheit erhält. Die Männer haben entweder gar keinen oder sehr schwachen Bart. Die Frauen sind sehr häßlich und meist eben so groß wie die Männer. Ihrem Charakter nach sind die Eskimos gutmütig, offenherzig, verträglich und immer lustig. Sie haben einen großen Hang zum Stehlen. Die Eltern- und Kindesliebe ist sehr groß. Eltern schlagen ihre Kinder nie, und werden von diesen sehr geachtet und im Alter sorgfältig gepflegt. Sie sind selten krank, altern früh und werden im Alter, wahrscheinlich wegen des vielen Schnees, oft blind. Um den schädlichen Einfluß, den das Leuchten des Schnees auf die Augen ausübt, zu vermeiden, tragen sie gewöhnlich Schneeaugen, d. i. schmale, gut zusammengepaßte Hölzer, in deren Mitte sich zwei schmale lange Einschnitte befinden. Ihre Kleidung ist aus den Fellen der Renntiere, die Haare nach innen gekehrt, oder der Seehunde gemacht. Über diese eng anliegenden Unterkleider tragen sie noch ein weites Oberkleid, welches überall zugenäht ist, und also wie ein Hemd über den Kopf gezogen werden muß. Die Kleider der Frauen sind wie die der Männer, nur etwas weiter, damit noch ein Kind auf dem

Rücken hineingesteckt werden kann. Das Kind wird durch einen Gürtel, den die Mutter um den Leib schnallt, festgehalten. Im Nacken ist an dem Kleide noch eine große Kapuze befestigt, welche bei stürmischem Wetter über den Kopf gezogen wird. Zugleich verstehen die Frauen die Kunst, ihre Kleider durch Besetzen mit verschiedenartigem Leder und Pelzwerk auszuschmücken. Ein großer Putz der Frauen besteht darin, daß sie sich Kinn, Backen und Hände mit schwarzen Fäden durchziehen; einige machen auch Einschnitte in der Unterlippe, daß es aussieht, als hätten sie einen doppelten Mund.

2. Die Eskimos haben, wie alle Bewohner der Polarländer, eine Sommer- und Winterwohnung. Diese wird unter dem Schutze eines Felsenwinkels in der Nähe der Küste aus Steinen und Tropfsteinen erbaut und im Innern mit Moos verstopft. Das Innere ist ein einziger großer Raum, in dem die ganze Familie lebt. Statt der Thüre führt ein langer, schmaler und so niedriger Gang in die Hütte, daß nur ein Mensch auf einmal, und zwar gebückt, durchkriechen kann. Die kleinen Fenster, welche aber nicht geöffnet werden können, sind statt des Glases mit Seehundsgedärmen überzogen. Rings an den Wänden stehen Bänke, welche in der Nacht als Schlafstelle dienen, wenn es die Bewohner nicht vorziehen, auf platter Erde zu schlafen. Der Geruch in einer Eskimowohnung ist so widrig, daß ein Europäer schwerlich lange darin ausdauern kann. Denn nicht nur, daß nie frische Luft eindringen kann, es brennt darin auch noch beständig eine mit Seehundsthran gefüllte Lampe und verbreitet einen abscheulichen Geruch. Ferner verrichtet der Eskimo alle seine häuslichen Geschäfte in der Hütte: er kocht, brennt Thran, schlachtet Fische, nimmt sie aus, wirft den Unrat auf die Erde und läßt ihn da verfaulen. Die Sommerwohnungen bestehen aus leichten Zelten, die mit Seehundsfellen bedeckt sind und leicht errichtet und eben so schnell wieder abgeschlagen werden können. — Die Eskimos nähren sich vom Fisch- und Robbenfang. Ihr einziges Haustier ist der Hund, der ihnen auch als Zugtier dient.

In geistiger Hinsicht stehen die Eskimos auf einer sehr niedrigen Stufe; ihre einfachen Zahlen gehen nur bis 6, die zusammengesetzten bis 21; was darüber ist, ist eine Menge. Ihre Gefäße fertigen sie aus Topfstein. — Besondere Geschicklichkeit besitzen sie in der Anfertigung ihrer Kanoes

Diese bestehen aus Robbenfellen, die auf einem hölzernen Rahmen dicht zusammengenäht sind. Im Durchschnitt sind sie etwa 4 m lang, aber fast nie über 6 dm breit. Ihre Gestalt gleicht der eines Weberschiffs, nur daß beide Enden ein wenig aufwärts gebogen sind. In der Mitte ist ein kreisförmiges Loch, in welchem die Eskimos sitzen, ohne Gefahr zu laufen, jemals umgeworfen zu werden. Rund um den Rand des Loches befestigen sie die Zipfel ihres Oberkleides, so daß der Kanoë selbst bei stürmischem Wetter wasserdicht ist. Die Ruder sind etwa 1½ m lang, in der Mitte schmal und an beiden Enden breit. Die Kanoës gleiten mit einer solchen Schnelligkeit über das Wasser, daß sie dem geschwindesten Ruderboote gleich kommen, wenn nicht es übertreffen. Auch sind sie so leicht, daß sie mit Bequemlichkeit auf der Schulter oder unter dem Arme fortgetragen werden können. Die Gerätschaften zum Fischfange sind Speere, Harpunen, Leinen und Lanzen. An der Harpune, mit der sie die Robben töten, ist ein aufgeblasenes Seehundsfell mit einem langen Riemen befestigt. Diese Boë hat einen doppelten Zweck. Sie zeigt erstens die Richtung an, welche die Tiere nehmen, so daß sie leichter verfolgt werden können, und zweitens erschöpft sie ihre Kräfte, weil sie nach erhaltener Wunde untertauchen und durch das Arbeiten gegen das bebende Fell in kurzer Zeit ermattet ihren Verfolgern in die Hände fallen. — Die Frauenboote haben eine andere Gestalt; sie sind oben offen und gleichen fast unseren Kähnen. Ungefähr 12 Personen haben mit Sicherheit in ihnen Platz.

Dem Verstorbenen werden nicht nur die besten Kleider angelegt, sondern man gibt ihm auch Waffen und sein liebstes Spielzeug mit ins Grab. Am dritten Tage nach der Beerdigung erscheinen gewöhnlich die nächsten Anverwandten und halten dem Verstorbenen eine Rede, in welcher sie ihm nochmals für das Gute danken, das er ihnen gethan hat. Übrigens legt kein Verwandter an den Toten der Familie eine Hand an. Das verbietet nach ihrer Meinung der Anstand.

(Ulrici.)

131. Der Biber.

Dieses durch seinen Kunsttrieb berühmte Tier war früher über den größten Teil von Europa verbreitet; allein jetzt findet es sich selten nur noch am Rhein, der Donau,

der Weser und einigen anderen Flüssen. In Nordamerika ist der Biber desto häufiger; die Hudsonsbai[1] -Kompagnie hat früher über 150000 Felle jährlich nach England gesandt, und noch jetzt kommen deren jährlich 50—60000 nach Europa.

Die Biber sind Tiere, die ihr Leben größtenteils im Wasser zubringen. Beim Schwimmen ziehen sie die Vorderfüße dicht an das Kinn und rudern bloß mit den Hinterfüßen, wobei der Schwanz als Steuerruder dient. Obgleich der Biber viel und schnell taucht, so hält er es doch selten lange unter dem Wasser aus, da er das Atemholen eben



so wenig wie alle tauchenden Säugetiere lange entbehren kann. Auf dem Lande ist er langsam und kann leicht eingeholt werden. Im Sommer leben die Biber in Erdhöhlen in der Nähe der Seen und Flüsse; allein gegen den Winter sammeln sie sich in Gesellschaften von zwei- bis dreihundert Stück, um gemeinschaftlich ihre Wohnungen anzulegen. Zur Anlegung dieser wählen sie beschattetes, seichtes, langsam fließendes Wasser, am liebsten Buchten tiefer Flüsse, welche selten zufrieren. Ehe sie ihre Wohnungen bauen, legen sie einen Damm an, um das Wasser in gleicher Höhe zu erhalten. Zum Bau dieses Dammes benutzen sie junge Stämme von weichem Laubholz, als Pappeln, Weiden und dergl., welche sie oberhalb und ganz in der Nähe des Stromes mit ihrem starken Gebiß so fällen, daß dieselben in den Strom fallen und von dem schwimmenden Biber nach dem Orte ihrer Bestimmung geleitet werden. Mit den gefällten Stämmen

1) spr. hödſ'nsbe.

und Ästen machen sie die Grundlage des Dammes und füllen die Zwischenräume mit Steinen und Schlamm aus und verstärken ihn alljährlich. Da die Stämme und Äste von Weiden leicht Wurzeln fassen und ausschlagen, so entsteht daraus eine wahre Hecke oder ein Gebüsch. Ein solcher Damm, an welchem die ganze Gesellschaft baut, ist so fest, daß man mit Sicherheit hinübergehen kann. Ist der Damm vollendet, so trennt sich die Gesellschaft in kleine Familien, um die einzelnen Wohnungen anzulegen. Diese lehnen sich an den Damm, sind ebenfalls aus Reisern gebaut und von innen und außen mit Schlamm überzogen, haben einen Durchmesser von 2—3 m und bestehen aus zwei Stockwerken. Das obere trockene dient zum Aufenthalt der Tiere, das untere, im Wasser gelegene, zur Aufbewahrung ihrer Wintervorräte, die in Amerika aus Rinden der Magnoliabäume u. dergl. bestehen. In dem unteren Stockwerk unter dem Wasser ist der Aus- und Eingang, durch welchen sie sich bei Gefahr flüchten, oder die Nachbarn ihrer Kolonie besuchen. Sie bauen nur während der Nacht.

Eine Fabel ist es, daß der Schwanz dieser Tiere ihnen beim Bauen als Mauerkelle diene; denn sie bringen die Erde nur mit dem Munde oder den Vorderfüßen herbei und drücken sie mit der Schnauze zusammen. Nicht für jeden Winter legen sie neue Wohnungen an, sondern sie verbessern jährlich die alten.

Jung gefangen läßt sich der Biber leicht zähmen und bleibt immer ein ruhiges, sanftes Tier. Sein Fleisch ist eßbar. Das rotbraune, gelbliche, weiße und oft auch schwärzliche oder ganz schwarze Haar wird hauptsächlich zu den feinen Kastorhüten verbraucht, und das Bibergeil dient als Arznei.

(Kaup.)

132. Ein Brand in den amerikanischen Grasebenen.

Wir hatten uns an einen Bach gelagert. In der Nacht aber wurde ich durch eine unruhige Bewegung unserer Pferde geweckt. Da erhob ich mich und bemerkte mit Unruhe, wie der Horizont weithin mit einer auffallenden Röte gefärbt war. Zugleich vernahm ich das dumpfe Geräusch einer herannahenden wilden Herde. „Auf,“ rief ich, „Freunde! Schnell! Sattelt eure Pferde! Rettet euer Leben; die Ebene steht in Flammen und die Büffel jagen gegen uns heran!“

Nach einer Minute sprengten wir wie toll dahin. Eine Stunde mochten wir geritten sein, da fühlten wir, wie die Erde unter uns erzitterte, und bald schlug ein entferntes Gebrüll mit Geheul an unser Ohr. Flüchtige Antilopen von allen Seiten schossen wie Pfeile an uns vorüber. Hirsche sprangen über die Gründe in Gesellschaft von Wölfen und Panthern. Mit dem rauschenden Getöse des Wirbelwindes wälzte sich bald die Masse der schweren und weniger hurtigen Büffel und wilden Pferde nach, jedes Hindernis niedertretend. Dieser ungeheuere dunkle Körper war bloß noch eine halbe Stunde von uns entfernt. Unsere Pferde waren beinah' erschöpft. Noch ein paar Minuten, und wir sind zerstampft. In diesem Augenblicke rief unser Führer: „Ab vom Pferde! Einer muß sie festhalten! Schnell euere Hemden und was Feuer fängt vom Leibe!" Diese warf er auf Haufen, dazu verdorrtes Gras und trockenen Büffeldünger. Dann zündete er ein Stück Zunder auf seiner Pistole an, und ehe drei Minuten vergingen, schlug der Haufen in Flammen auf. Sie rückte vor, die in Schrecken gesetzte Masse der Tiere, und brüllte vor Angst; ich konnte ihre wilden Augen glänzen sehen und ihre Hörner aus dem weißen Schaume unterscheiden; doch unser Feuer war im Erlöschen und die Bestien bogen nicht auf die Seite, wie wir gehofft hatten. Mein Gehirn taumelte im Kreise; meine Augen verfinsterten sich. Ich sank nieder, bedeckte mein Angesicht und erwartete den Tod.

In diesem Augenblicke vernahm ich einen Knall (eine Explosion); nun aber folgte ein Gebrülle, als käme es aus Millionen Büffelkehlen hervor; denn die Tiere waren nur noch 20 Schritte entfernt. Ich erhob mein Haupt und schaute mich um. Unser Führer hatte im entscheidenden Augenblick etwas Branntwein auf das Feuer geschüttet, die lederne Flasche war zerplatzt und eine blitzartige Flamme daraus hervorgeschossen. Die Bestien waren vor der blauen Flamme zurückgewichen, hunderte von Tieren zu Tode quetschend. Vor uns, hinter uns und um uns konnten wir nichts sehen, als die zottige Wolle der plumpen Ungeheuer. Kein Spalt war in der fließenden Masse bemerkbar, außer der schmalen Linie, die sich geöffnet hatte, um unser Feuer zu vermeiden. Die Masse wurde dünner, bis wir uns nur von den erschöpften Tieren umgeben fanden, die den Nachtrab bildeten.

Die erste Gefahr war vorüber; um nun aber auch den nacheilenden Flammen zu entrinnen, setzten wir uns eiligst zu Pferde und schossen mit dem Nachzuge fort. Mit verzehnfachter Kraft der Pferde sprengten wir die Hügel hinauf, von den Anhöhen herab. Das rasende Feuermeer tobte schon dicht hinter uns, als wir auf einmal gewahrten, daß die unermeßliche Herde vor uns einen tiefen, breiten Schlund erreicht hatte, in welchen sich tausende auf tausende kopflings hinabstürzten. Das Feuer wirbelte seine Wogen erstickend über unsere Köpfe empor; ein paar Sekunden noch spornten wir unsere Pferde wie im Todeskampfe, dann sprangen auch wir hinab, förmlich getragen auf dem Rücken der in den Abgrund stürzenden Masse, und erreichten in einer Tiefe von fast hundert Fuß den Boden. Seltsamerweise hatten weder Pferde noch Reiter eine schwere Verletzung erlitten; unser Fall brach sich an den Tieren, welche den Sprung eine Sekunde vor uns gemacht hatten, und auf den Leichnamen, die unten bereits angehäuft lagen. Nicht ohne Schwierigkeit wickelten wir uns und unsere Pferde aus dem Wirrsal hervor, und über die Masse der erschlagenen Tiere hinabstürzend waren wir so glücklich, ein freies Land zu erreichen. Mit Grauen schauten wir zu der Flamme empor, welche am Rande des Abgrundes hinweg wütete, und dankten Gott für die glückliche Rettung. (Marryat.)

133. Feindesliebe.

Ein Negersklave in Westindien hatte sich durch sein christliches Betragen das Zutrauen seines Herrn erworben. Als dieser einst neue Sklaven brauchte, nahm er ihn mit auf den Sklavenmarkt und befahl ihm, solche auszusuchen, die er für die besten hielte. Der Sklave hatte sie ausgesucht; da sah er noch einen alten, abgelebten Mann. „Massa (Herr),“ sprach er, „den müßt Ihr noch in den Kauf haben.“ — „Warum?“ fragte der Herr. — „O Massa,“ antwortete der Neger, „Ihr müßt ihn haben!“ Der Sklavenhändler, der wohl ohnehin an dem Alten nicht viel zu verdienen wußte, willigte ein. Nicht lange nachher, nachdem der arme, alte Mann seinem neuen Herrn angehörte, wurde er sehr krank. Der fromme Neger pflegte ihn und bezeigte ihm alle kindliche Aufmerksamkeit, so daß es seinem Herrn unmöglich entgehen konnte.

„Was hast du mit dem alten Mann?“ fragte sein Herr, „du bist so zärtlich besorgt für ihn; ist es vielleicht dein Vater?“ — ‚Nein Massa,‘ sagte der Sklave, ‚es ist mein Vater

nicht.‘ — „Oder einer deiner Anverwandten?“ — ‚Nein Massa, er ist kein Verwandter von mir.‘ — „Wer denn, dein Freund?“ — ‚Nein, Massa, er ist auch nicht mein Freund!‘ — „Und was denn?“ fragte der Herr. — ‚Er ist mein Feind, Massa! Dieser Mann hat mich, als ich noch ein kleines Kind war, von meinem Vater und meiner Mutter weggerissen und in die Sklaverei verkauft. Und das Wort Gottes gebietet: „Wenn dein Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn.“

(Potsdamer Lesebuch.)

134. Der Spottvogel.

Zu den merkwürdigsten Vögeln Amerikas gehört der Spottvogel. Die zierliche Anmut und Schnelligkeit seiner Bewegungen, der lebensvolle Ausdruck seiner Augen, die Gelehrigkeit, mit der er die Stimmen aller Vögel um sich her auffaſst und nachahmt, machen ihn wahrhaftig bewunderungswürdig. Neben diesen Eigenschaften besitzt er eine starke, wohlklingende Stimme, die sich leicht in allen Tonstufen und Biegungen schmiegt, von den schmetternden und markigen Tönen der Walddrossel bis zum heisern Geschrei des kahlköpfigen Adlers. Man muſs ihn an einem schönen Morgen im Walde hören, wenn tausend Kehlen die Luft mit Gesang und Gezwitscher erfüllen, während er auf einem hohen Strauch oder einem jungen Baume sitzt und alles um sich her durch die bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit seiner Melodien in Schatten stellt. Dann ist es nur sein Gesang, dem das Ohr des Menschen lauscht, alle anderen Stimmen scheinen nur eine schwache Begleitung der seinigen.

Er singt ohne Unterbrechung eine halbe und wohl auch eine ganze Stunde fort. Wenn man den Spottvogel im Hause hat und er sich seiner musikalischen Laune recht nach Herzenslust überläſst, so muſs man über seine Leistungen wirklich staunen. Er pfeift dem Hund so täuschend, daſs dieser aufspringt, mit dem Schwanze wedelt und auf seinen Herrn zuläuft. Er pipset wie ein Küchlein, das man getreten hat, und sogleich eilt die Henne mit aufgesträubten Federn und ausgebreiteten Flügeln gluchzend herbei, um ihre Brut in Schutz zu nehmen. Dann hört man täuschend das Bellen des Hundes, das Miauen der Katze, das Rollen eines Schiebkarrens nachgeahmt. Lehrt man ihn ein noch so langes Lied, so wiederholt er es ganz und sehr genau. Er gibt das Wirbeln des Kanarienvogels und die schmetternden Töne der virginischen Nachtigall mit einer solchen Vollendung wieder, daſs die Sänger, die er nachahmt, endlich aus Eifersucht verstummen, während ihre Niederlage seinen Eifer nur noch mehr anfeuert. Übrigens schadet diese Nachahmungssucht

unstreitig seinem eigenen schönen Gesange; denn unter die melodienreiche Stimme der Walddrossel mischt er das Krähen des Hahnes, und während er das Lied des blauen Vogels durch seine Wiederholung verschönert, unterbricht er sich durch das geschwätzige und misstönige Gezwitscher der Schwalben oder das Geplauder der Hühner. Noch eine Menge Nachahmungen folgen, und der überraschte Zuhörer blickt nach den tausenderlei Stimmen umher, die dieser merkwürdige Vogel allein nachbildet. (Aus dem Buch der Natur.)

135. Das Lama.

Das Lama ist als Zweihufer und Wiederkäuer für die südliche neue Welt, was das Kamel für die südliche alte Welt, das Renntier für die Polarländer ist.

Es findet sich noch im wilden Zustande in Südamerika vor. Von der Südspitze Amerikas bis zum nördlichen Peru auf der hohen Kordillerenkette lebt dies Tier in seiner Wildheit außerordentlich zahlreich in Rudeln bis zu 100 Stück.

Nachts schläft es gewöhnlich am Abhang hoher Berge, von wo es mit Sonnenaufgang zu den Quellen und Flüssen herabsteigt und an deren grünen Ufern den Tag über weidet. Diese Tiere sind so wenig scheu, daß sie den Reisenden oftmals dicht vor den Pferden vorübergehen und selbst still stehen; ihr Lauf ist nicht besonders schnell, und mit einem guten Pferde holt man sie in der Ebene ein. Geht es bergan, so bleibt selbst der Hund zurück. Sind junge Tiere im Rudel, so laufen diese und die Weibchen voran, und ihnen wird, wenn sie verfolgt werden, von den älteren Männchen durch Stoßen mit dem Kopfe nachgeholfen; aber dennoch werden die jungen Tiere häufig eingefangen und in der Gefangenschaft aufgezogen.

Das zahme Lama ist dem Peruaner, was das Renntier dem Lappen. Es gibt ihm Fleisch, das er in getrocknetem Zustande auf Reisen mitnimmt und auf längere Zeit aufbewahren kann. Die Milch ist so gut, wie die unserer Schafe, und aus der Wolle fertigt der Peruaner seine Kleidung. Die Häute gebraucht man zur Fußbekleidung, zu verschiedenem Hausrat in den ärmlichen Wohnungen und zum Verpacken der Erze und sonstigen Handelswaren, als Chinarinde u. s. w. Der Dünger wird als Brennmaterial benutzt; denn der Mangel an Holz ist auf der Hochebene sehr fühlbar.

Eben so wichtig ist das Lama als Lasttier, und gewiß war es das Hauptmittel, wodurch es den alten Peruanern gelang, sich zu einem so bedeutenden Grade von Bildung emporzuheben, in einem Lande, wo die Unebenheit des Bodens den Fortschritten der Entwickelung fast unbezwingliche Hindernisse in den Weg legt.

Zum Lasttragen benutzt man nur die männlichen Tiere; die Weibchen bleiben zuhause zur Zucht. Ehe die Maultiere eingeführt waren, wurden allein bei dem Bergbau zu



Potosi gegen 30000 Stück jener Tiere gebraucht; jetzt aber wird das Erz hauptsächlich durch Maultiere heruntergebracht, weil der Transport durch Lamas viel zu langwierig ist.

Eigentümlich ist es, eine beladene Lamaherde ankommen zu sehen; stolz, mit emporgehobenem Kopfe und zugespitzten Ohren, geht das Tier langsamen Schrittes einher, anscheinend die kleine Last verachtend, die man ihm aufgebürdet hat. Nur durch Güte läßt es sich lenken, Schläge vermögen nichts; es wirft sich alsdann nieder und steht nicht wieder auf. Erblicken diese Tiere einen Reisenden, so spitzen sie, oft schon aus weiter Ferne, die Ohren. In der

Nähe bleiben sie stehen und sehen neugierig den Vorübergehenden an. Reist man über jene Wiesen, auf denen die Lamaherden mit ihren Jungen ohne Aufsicht eines Hirten weiden, so ist es sehr gewöhnlich, daß sich ganze Herden aus weiter Ferne in Bewegung setzen und in gestrecktem Galopp auf den Reisenden zugelaufen kommen. In einer Entfernung von 30 bis 50 Schritten bleiben sie stehen und sehen den neuen Gegenstand mit sehr ausdrucksvoller Miene an, worauf sie wieder zur Weide zurückkehren. (Nach Meyen.)

136. Der Amazonenstrom.

1. Der Amazonenstrom, der größte Strom der Erde, bildet das mittelste der drei großen Wassersysteme Südamerikas. Ihm strömen die Gewässer von einem Flächenraume zu, der fast zehnmal größer als Deutschland ist; Flüsse vereinigen sich mit ihm, die Europas größten Flüssen an Wassermenge gleich kommen. Sein Lauf geht durch die ungeheuren Wälder Brasiliens. Seine jährlichen Anschwellungen beginnen im September und erreichen im März ihre höchste Höhe. Dieses Steigen und Fallen ist eines der großartigsten Naturereignisse. Sobald der Strom in gewisser Höhe über seine sandigen Inseln hinflutet und Schilf und Gräser bedeckt, verlassen die Vögel diese Orte und ziehen landeinwärts oder dem Orinoco zu. Öde und schweigsam wird die Gegend, die vorher vom Geschrei der Kiebitze und Möven ertönte, und Fische spielen da, wo vorher Krokodile ruhten und Wasserschweine und Tapire ihre Nahrung suchten. Schneller und stürmischer tritt endlich das Wasser über seine Ufergrenzen. Die Bäume erzittern unter dem Drange der Flut, und scheu flüchten die Tiere nach höher gelegenen Gegenden. Nur einzelne Vögel, wie der fasanartige Zigeuner und krächzende Papageien, erhalten sich auf den Gipfeln der höchsten Bäume. Inzwischen belebt das Wasser die Nahrungssäfte der Pflanzen, und aus dem strotzenden Laube brechen tausend duftige Kelche. Während das schlammige Wasser um die Stämme wirbelt, überziehen sich die Kronen mit einem Schmelze der buntesten Blumen, und der Wald wird zu einem geschmückten Wassergarten. Fische durchschwärmen jetzt die beschatteten Gewässer, und Krokodile und Flußschildkröten haben sich ebenfalls aus den Tiefen herauf begeben. Etwa 4 bis 6 Wochen nach dem höchsten Wasser-

stande treten die mit Schlamm überzogenen Waldflächen wieder aus der Flut hervor; Gras und Unterholz sproßt üppig nach, und die Tiere kehren nach und nach zurück in ihre alten, gewohnten Plätze.

2. Eine Fahrt auf dem Riesen aller Ströme läßt zwar nicht gewerbreiche Städte und liebliche Landhäuser und Dörfer an seinen Ufern schauen, wie bei unseren deutschen Strömen, aber eine mächtige Natur zieht an dem Reisenden vorüber. Ein einziger Urwald deckt die Gegend, in die der Marañon aus den Anden herausbricht. Nach Aufgang der Sonne kommt Leben in die Bewohner der Wälder. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Gipfel der Bäume ein, wo sie nicht mehr der Pfeil des Indianers zu erreichen vermag. In behaglichen Stellungen sitzen die Brüllaffen der Morgensonne zugewendet, sie mit ihrer rauhen, schallenden Stimme zu begrüßen. Auf den weiß gebleichten Ästen eines verdorrten Riesenstammes sitzen Scharen schlafender schwarzer Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am warmen Sonnenstrahle sich trocknen. Manchmal steht ein kolossaler Storch am Ufer des Flusses. Vor allem herrlich ist der Anblick der dichten, dunkelgrünen Baumkronen, von denen die Scharen schneeweißer Reiher wie Festkerzen scharf sich abzeichnen. Auch die niederen Geschöpfe teilen die Sehnsucht nach der Sonnenwärme. Die Fische schwimmen sorglos und ruhig an der Oberfläche oder erheben sich scharenweise über das Wasser, während die plumpen Sprünge des Delphin an die fliegenden Fische auf dem Ozean erinnern. Balsamischer Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüten verkündet das Höhersteigen der Sonne, und größer wird die Thätigkeit der tierischen Bewohner. Zahllose Entenscharen treiben auf den flachen Wellen, und Wolken von schwarzköpfigen Möven lassen sich blicken, die mit dem Fischfang sich beschäftigen. Auch größere Tiere werden sichtbar. Am Ufer erscheinen Rehe, und die Bewegung der Äste verrät die Ankunft einer Herde Affen, von denen die kleineren Arten nur durch außerordentliche Schnelligkeit vor gefräßigen Raubvögeln sich retten können. Immer geschäftiger wird das Leben, begleitet von den mannigfaltigsten Tönen, die nur das geübte Ohr des Indianers zu unterscheiden vermag. Unübersehbare Flüge grüner Papageien haben sich auf den fruchtbaren Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf

den harten Blättern ein Geräusch hervor, als wenn ein Schlossenwetter niederstürzte. Spechte erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen, und aus der Tiefe der Wälder klingt ein Geräusch hervor, als nahte eine Truppe Reiter. Das sind zahlreiche Herden von Bisamschweinen, die den Boden zerstampfen, ehe sie mit ihren Hauern ihn aufwühlen. Auch die menschenähnlichen Stimmen der Waldtauben dringen aus der schauerlichen Wildnis, während der langgeschwänzte Ameisenbär mit freudigem Grunzen seine klebrige Zunge in den wimmelnden Ameisenhaufen schiebt.

3. Nach Sonnenuntergang durchschwirren unheimliche Fledermäuse, nach Insekten haschend, die nächtliche Stille, und mit leisem Flügelschlage ziehen Eulen und Ziegenmelker umher, ihre Beute im Schlafe zu überraschen. Doch jetzt erschallen die weittönenden Stimmen der froschartigen Amphibien, und das Knurren der herumstreifenden Unzen, der größten Katzenart dieser Waldungen, verbreitet Schrecken unter den Bewohnern des Waldes. Bisweilen kriecht ein Krokodil ans Ufer, oder eine riesige Schlange rauscht vorüber, und noch in den Mitternachtsstunden hört man tief in den Wäldern den einförmigen Ruf des schutz- und wehrlosen Faultiers ertönen.

Zuweilen zeigt sich ein Indianerdorf oder eine vereinzelte Waldhütte an den Ufern des Stromes, oder ein leichter Kahn mit braunen Indianern schwimmt auf den sanft bewegten Fluten; denn auch der Mensch hat sich in dem dunkeln Urwalde angesiedelt. Geräuschlos schleicht der Indianer, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, durch das dichte Gesträuche, und mit geübten Augen weiß er die Spuren des Wildes zu finden oder drohenden Gefahren zu entgehen. Lautlos fliegt der kleine, aber stark vergiftete Pfeil nach seinem entfernten Opfer. Mit den erlegten Tieren oder auch mit Früchten zur Bereitung seines Getränkes, mit Palmenfasern zur Verfertigung seiner Matten, mit Wachs und Honig und vielen anderen Dingen kehrt er dann heim in seine Hütte. Die Wände der Hütten bestehen aus Baumstämmen, durch Schlingpflanzen mit einander verbunden, und Palmblätter bilden die schützende Decke. Hier lebt der Indianer, meist finster, mürrisch und mißtrauisch, oder nimmt teil an wilden Tänzen, die er mit seinen Genossen aufführt.

(Nach Pöppig.)

137. Der Kondor.

Wenn der wissensdurstige Europäer die Hochthäler der Anden ersteigt und die erhabene Öde dieser Gebirgswelt ihn mit ihren Schauern erfüllt, und wenn dann sein rings umher schweifender Blick den Boden sucht: dann verrät ihm zuweilen im Schnee der Abdruck eines Tierfußes, daß selbst auf diesen Höhen die Grenze des Lebenden noch nicht erreicht ist. Die Spur ist groß genug, um den größten Pferdehuf zu verdecken; die Krallen sind tief eingeschlagen, der Tritt einwärts gekehrt. Es ist die Fährte des Kondórs, des Riesengeiers dieser Riesenberge. Mit Staunen betrachtet sie der Wanderer, und er sucht nach dem mächtigen Geschöpfe selbst.

Diesem hat die Glocke der Maultiere schon längst den Zug der Fremdlinge verraten. Von seinem Rastplatze aus ist er ihm mit spähendem Blicke gefolgt, und plötzlich hat er sich in langsam gewaltigem Flügelschlage von der Felsenspitze emporgeschwungen. Immer höher und höher, in immer kühnerem Schwunge steigt der Greif hinauf. Aber wie hoch er sich auch hebt, so bewegt er fast niemals die Flügel sichtbar. Mit dem schärfsten Fernrohr kann man seine Bewegungen nicht entdecken; nur den Hals sieht man ihn verschiedentlich schwenken. Selbst wenn er aufwärts fliegt, scheint er die Flügel nicht zu bewegen, sondern nur anders zu stellen; in schiefer Richtung steigt er dann eben so gleichmäßig empor wie ein Papierdrache. Wahrlich, wenn man auf den schwarzen, ausgestorbenen Felsengebirgen Patagoniens diesen riesigen Geier dahingleiten sieht, dann wird die alte Sage vom Vogel Greif wieder lebendig:

Er packt den Fels mit krall'ger Hand
Der Sonne nah im öden Land;
Im blauen Luftmeer ist sein Stand.

Tief unten wogt des Meeres Schwall;
Er wacht von seinem Felsenwall,
Und wie ein Blitzstrahl ist sein Fall.

Der ausgewachsene Kondor hat über 1 m Länge, und bei ausgespannten Flügeln mißt er von einer Flügelspitze bis zur andern an 4 m. Schwarz von Gefieder, trägt er eine weiße Halskrause, hat einen nackten Hals und auf dem Kopfe einen hornigen Kamm.

Das Hochgebirge verläßt er nur selten; aber innerhalb desselben ist er gebietender Herr. Da jagt er die Vicuna,

das Guanaco, den kranken Hirsch oder das verirrte Weidetier. Selbst dem Löwen dieser Berge, dem Puma, macht er seine Beute streitig.

Hat er sich recht voll gesättigt, dann sitzt er längere Zeit regungslos, wie gelähmt. In solchem Zustande überraschen ihn die Indianer, erschlagen ihn mit Knütteln, oder erdrosseln ihn mit dem Lasso, den sie ihm mit großer Sicherheit um den Hals werfen. Ihn mit der Kugel zu erlegen, ist weniger sicher, da nur ein Kernschuß sein starres Gefieder durchdringt.

(Nach Humboldt und Masius.)

138. Die Eingebornen Australiens.

Auf dem Festlande von Australien findet sich nur ein einziges einheimisches Volk, das für sich eine eigene Rasse bildet, nämlich das der australischen Schwarzen. Es sind meist schlanke Menschen, deren Hautfarbe schwarz ist, aber nicht so glänzend schwarz, wie die der afrikanischen Neger, sondern eher ins Graue hinüberspielend. Sie haben auch kein wolliges Haar, wie die Neger; dasselbe ist, wenn auch schwarz, doch sehr weich und gelockt, und die Männer tragen fast alle ihren vollen Bart, der ihnen oft über den Hals bis auf den Nacken wächst.

Es sind das noch Wilde im wahren Sinne des Wortes. Denn was ihre Kleidung betrifft, so tragen nur jene Stämme, welche den südlichen und kälteren Teil bewohnen, im Winter einen Mantel von Tierfellen; was aber ihre Religion anbelangt, so glauben sie nur an einige böse Geister. Gleichwohl besteht auch bei ihnen die Ahnung eines Fortlebens nach dem Tode; wie das aber einmal wird, darüber zerbrechen sie sich wenig den Kopf. Nur daß sie in den Himmel kommen, glauben sie, und halten die Sterne für die Lagerfeuer der früher Gestorbenen und die Milchstraße für den aus diesen Feuern aufsteigenden Rauch. Auch zu diesen Stämmen sind die Missionäre gegangen und haben Versuche gemacht, sie zum Christentum zu bekehren, doch ohne Erfolg.

Kein australischer Stamm treibt Ackerbau, oder dächte nur daran, ein Samenkorn in die Erde zu legen, um Fruchtbäume daraus zu ziehen, wie es die wilden Stämme anderer Erdteile thun. Er lebt von dem, was er im Walde findet, so wenig das immer ist, und von der Jagd und Fischerei; für das übrige läßt er den lieben Gott sorgen. Dabei sind

diese Menschen so lässig, daß sie nicht einmal eine Hütte als Wohnung bauen. Sie zünden ihre Feuer unter dem ersten besten Baume an, den sie erreichen können, und nur bei Regenwetter oder heftigem Winde schlagen sie große Stücke Baumrinde los, stellen sie mit den Spitzen zusammen und lehnen einen Stock dagegen, um wenigstens von der Windseite gegen das Wetter geschützt zu sein.

Auf Bequemlichkeit machen sie gar keinen Anspruch; sie liegen nachts auf dem kalten Erdboden, wandern am Tag durch Sturm und Regen mit dem nackten Körper und leben von allem, was sich nur irgend wie kauen und verschlucken läßt. Wild und Fische gehören dabei zu den Delikatessen; aber auch Käfer, Insektenlarven, Engerlinge, Muscheln, kurz alles verzehren sie, was sie bekommen können, und fehlt es ihnen an solcher Fleischkost, so begnügen sie sich auch mit gewissen saftigen, fleischigen Pflanzen, ja selbst, wenn es nicht anders geht, mit der inneren weichen Rinde mancher Bäume und Gewächse, wie das Harz, welches manche Bäume ausschwitzen, eines ihrer liebsten Nahrungsmittel ist.

Ihre Waffen bestehen sämtlich aus Holz, sind aber nicht ungeschickt, ja manche sogar recht sinnreich verfertigt. Sie brauchen dieselben entweder gegen ihre Feinde oder das Wild. Merkwürdig bleibt es dabei, daß man in ganz Australien keinen einzigen Volksstamm findet, der Bogen und Pfeile führt, obgleich sich manche ihrer Hölzer recht gut dazu eignen würden.

So einfach wie die Waffen sind auch ihre Fahrzeuge, mit denen sie in der Regenzeit ihre Ströme befahren. Fast alle anderen Völker suchen etwas darin, ihre Fahrzeuge nicht nur bequem und sicher herzustellen, sondern auch zu verzieren; nur die australischen Wilden denken nicht daran. Sie stoßen nämlich von einem Baume, der sich leicht schälen läßt, ein entsprechend großes Stück Rinde ab, legen es auf den Strom, und der Kahn ist der Hauptsache nach fertig. Damit vorn und hinten kein Wasser hineinlaufe, bauen sie einen kleinen Damm von Lehm vor. Freilich haben höchstens zwei Personen darin Platz, und bei der geringsten falschen Bewegung schlägt das Fahrzeug um. Aber was schadet's? Ihre Kleider können nicht naß werden, ihre Waffen nicht rosten; sie selbst sind äußerst geschickte Schwimmer und erreichen bald das Ufer.

Die australischen Wilden sind ein bitterböses Volk, voll von Aberglauben, Tücke und Blutdurst, und die Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen hören nie auf. Deshalb wurde es den Engländern auch sehr leicht, das Land in Besitz zu nehmen; denn da sie in lauter kleine Stämme geteilt sind, dachte der Nachbarstamm nicht daran, seinen angegriffenen Landsmann zu unterstützen. Im Gegenteil, sie freuten sich, wenn von den Engländern ein Teil erschlagen wurde, weil sie dadurch so viele Feinde weniger zu haben glaubten. Daß die Reihe dann auch an sie kommen würde, daran dachte keiner. Niemand getraut sich dabei über die Grenze seines Stammes hinaus, weil er ganz sicher weiß, daß er, wenn er sie überschritte, überfallen und erschlagen würde. Selbst die Weißen sind vor den Wilden nicht sicher, wenn sie nicht Feuerwaffen bei sich führen. Da freilich, wo die Weißen größere Kolonien haben, getrauen sich die Wilden nicht mehr, sie anzugreifen; denn sie wissen, daß ihnen die Strafe auf dem Fuße folgt. Aber unter einander führen sie ihre Kriege noch immer fort, und wehe dem Feind, der ihnen in die Hände fällt; er ist unrettbar verloren. (Friedr. Gerstäcker.)

139. Die Kokospalme, der Brotbaum und der Pisang.

1. Das Pflanzenreich prangt auf den Südseeinseln in üppigster Fülle, da Regen und Sonnenschein in hinreichender Menge vorhanden sind. Die wichtigste Pflanze ist die Kokospalme, welche stolz ihr Haupt über die anderen Bäume erhebt und zuerst dem Seefahrer in die Augen fällt, wenn er der Küste sich nähert. Bald vereinzelt, bald in Gruppen stehen ihre schlanken, hohen Säulen mit der wiegenden Blätterkrone in einfach erhabener Majestät da, reichen Segen um sich her verbreitend. Nach der Volkssage ist dieser Baum zu neunundneunzig Dingen nutzbar. Der schwärzliche Stamm, der bisweilen 30 m hoch wird und ½ m im Durchmesser hat, schwimmt als stolzer Mast auf dem Meere, trägt als Pfeiler das grüne Dach der Wohnungen und leitet als Röhre das Wasser vom Quell nach den Hütten. Aus den weitlaufenden Seitenwurzeln flicht man Körbe,

aus der Nufs macht man Trinkgeschirre. Die Fasern der Rinde und der Nufsschale geben Schnüre, Stricke und Tauwerk. Ist der Baum erst ½ m hoch, so ist sein Blattkopf süfs und schmackhaft und wird unter dem Namen Palmkohl als Leckerbissen gegessen. Die ausgewachsene Krone besteht aus einem Dutzend mächtiger Blätter. Gewöhnlich bricht jeden Monat eins hervor und fällt jeden Monat eins ab. In drei Monaten ist ein Blatt ausgewachsen und alsdann 6—7 dm breit und 3—4 m lang. Es gleicht einer grofsen Feder, die sich hoch in den Lüften über den anderen Waldbäumen wiegt. Man macht daraus Fächer, Sonnenschirme, Dachdecken, Körbchen, Flechtwerk, Papier, auf welches man mit einem Griffel aus Bambus schreiben kann; man dreht daraus Fackeln zum Leuchten und benutzt die Mittelrippen als Stöcke. Die Äste stellt man bei feierlichen Gelegenheiten zur Zierde oder als Zeichen der Freude vor die Thür. Wenn man Vornehmen ein Geschenk bringt, so sind immer Palmenzweige dabei, und soll ein Krieg beendet werden, so fehlen sie nicht als Zeichen des Friedens in den Händen der Krieger. Aus der Mitte des Blattkreises kommen drei bis vier Spannen lange Scheiden, wie um die Kolben des türkischen Weizens. Diese platzen nach drei Monaten, und dann erhebt sich die traubenartige Rispe, oben mit gelblichen, wohlriechenden Blüten, unten mit ansetzenden Früchten. Blüte und Frucht ist als Nahrung und Trank unschätzbar. Von der unentfalteten Blüte kann ein Wein gewonnen werden, wenn man Einschnitte in die Rispe macht und den herauströpfelnden Saft in einem Gefäfse auffängt. Gewöhnlich fliefst der Saft fünf Tage lang. Frisch abgezogen ist er kühlend und heilsam; nach kurzer Zeit gärt er und wirkt berauschend; später wird er sauer und gibt den besten Weinessig; durch Einkochen kann man daraus Zucker gewinnen. Die kopfgrofsen, eirunden Nüsse werden, wenn sie noch grün und unreif sind, zu den mannigfaltigsten Speisen zubereitet. Allmählich füllen sich die jungen Früchte mit herbem, nachher mit süfsem Wasser. Das ist die labende Kokosmilch, welche auf jenen Inseln das Quellwasser und die Kuhmilch ersetzt, da dort nicht nur die Quellen, sondern auch die milchgebenden Haustiere

fehlen. Bei der Reife setzt sich aus der Kokosmilch ein zartes, schmackhaftes Mark an die innere Wandung der Nufs wie sich der Weinstein aus dem Wein an die innere Wand des Fasses absetzt. Mittels eines Löffels wird dieses Mark herausgenommen und entweder roh gegessen, oder mit Salz und Öl als Salat zubereitet. Man kocht aus dem Mark auch Öl, welches man an die Speisen thut. Der ausgeprefste Kern aber gibt noch das beste Viehfutter und düngt den Acker. Wie mannigfaltig der sinnreiche Europäer die harte Nufsschale zu verarbeiten weifs, zeigen die Stockknöpfe, Pfefferbüchsen, Näpfe und Becher, welche, schön geschnitzt und poliert, nicht selten mit Silber eingefafst werden. Die sehr zähe braunrote Faser der äufseren Schale gibt die feinsten Teppiche und Flechtwerke. Am fruchtbarsten ist der Baum in salzigem Boden und am Meere. Dieses hat schon manche abgefallene Nufs auf seinen Wellen den nackten Korallenriffen zugeführt und ohne Menschenhand Palmenwälder entstehen lassen, die später von gestrandeten Insulanern in Besitz genommen wurden. Um der vielen und grofsen Segnungen willen steht die Kokospalme in grofser Verehrung. Auf Ceylon pflanzt man bei der Geburt eines Kindes eine Kokospalme, und die Ringe, die der Baum mit jedem Jahrestrieb um den Stamm bildet, geben das Alter des Kindes an. Im Hafen zu Bombay opfert man nach alter Sitte alljährlich eine vergoldete Kokosnufs zum Zeichen reichen Ertrages und glücklicher Seefahrt.

2. Ein zweiter Baum, der vorzugsweise den Inseln zwischen den Wendekreisen des stillen Ozeans angehört, ist der Brotbaum. Unter seinem schattenreichen Laube schlagen die Insulaner am liebsten ihre leichten Hütten auf. Drei solcher Bäume sind hinreichend, einen Menschen zu ernähren. Der berühmte Reisende Cook sagt: „Wenn ein Bewohner der Südseeinseln während seines Lebens 10 Brotfruchtbäume gepflanzt hat, so hat er die Pflicht gegen seine Familie eben so gut erfüllt, wie ein Bauer bei uns, wenn derselbe jedes Jahr gepflügt und gesäet, geerntet und gedroschen hat; ja, er hat nicht allein für seine eigene Lebenszeit Brot ins Haus geschafft, sondern in den Bäumen seinen Kindern ein kleines Kapital hinterlassen.“ Die ganze Form des Brotbaumes ist

schön. Er erreicht eine Höhe von 12—15 m und wird etwa 1 m dick. Die armleuchterartigen Zweige tragen ½ m lange und 3 dm breite Blätter, welche wie die unserer Eichen gelappt sind. Die vorzüglichste Gabe des Brotbaumes ist seine runde, markige Frucht von der Gröſse eines Kinderkopfes und drei bis vier Pfund schwer. Die Schale ist voller Warzen, welche mit wolligen Fäden bedeckt sind. Sobald die Frucht zu reifen anfängt, wird sie abgepflückt und geschält. Ihr Inneres ist eine schneeweiſse, mehlige Masse. In Blätter gehüllt und zwischen heiſsen Steinen gebacken, schmeckt sie wie Weizenbrot. Getrocknete Scheiben halten sich zwei Jahre lang, lassen sich auf Schiffe mitnehmen und als Brot essen. Bei völliger Reife werden die Früchte in steinerne Gruben gelegt, mit Blättern und Steinen bedeckt, bis sie in Gärung übergegangen sind. Aus diesen Brotmagazinen nimmt man täglich so viel als man bedarf, macht daraus faustgroſse Klumpen, wickelt sie in Blätter, backt sie und erhält daraus ein Brot von sauerem Geschmacke. Vom November bis Juli genieſst man die frische Frucht, in der übrigen Zeit des Jahres benutzt man jene gegorene Masse.

3. Allgemein verbreitet ist ferner der Pisang, auch die Paradiesfeige genannt. Der rasch wachsende Stamm wird etwa 3 m hoch und dabei mannsdick, dauert aber nicht über zwei Jahre, worauf aus den Wurzelspröſslingen ein neuer Stamm hervortritt. Er ist so weich wie das zarteste Kraut, indem er aus lauter um einander gerollten Häuten besteht. Das ungeheure Blatt ist das gröſste von allen Krautblättern, 2—3 m lang, gegen ½ m breit. Es dient als Tellertuch, das nach jedem Essen weggeworfen wird; auch wickelt man allerlei Sachen in dasselbe ein. Aus dem Herzen der Blätter kommt ein mannslanger, dicker Kolben, um den etwa ein Dutzend Blütenhaufen stehen, deren Lippenblätter unten rot und oben gelb, deren Scheidenblätter aber weiſs sind. Der Pisang trägt gelblichgrüne, gurkenähnliche Früchte von der Länge eines Fuſses. Das innere Mark derselben ist wie hellgelbe Butter, der Geruch süſs und der Geschmack so, als wenn man gebratene Äpfel mit Butter und Zucker genieſst. Sowohl roh als gebraten ist die Frucht eine

sehr liebliche Speise. Die Leichtigkeit, mit welcher die Pflanze aus den Wurzeln emporschiefst, gibt ihr einen grofsen Vorzug selbst vor dem Brotfruchtbaume, der, wenn er einmal zerstört ist, nur sehr langsam wieder wächst, während der Pisang, wenn man ihn abhauet, schon nach wenigen Monaten mit neuen Stengeln und Früchten prangt.

Die Kokospalme, der Brotbaum und der Pisang vertreten auf den Südseeinseln die Getreidepflanzen unserer gemäfsigten Zone, indem weder Roggen noch Weizen, weder Hafer noch Gerste Tropenpflanzen sind.

140. Korallentiere.

Es ist ein wunderbares Leben und Weben in den Korallentieren. Klein, von röhrenförmiger Gestalt, ohne Kopf und Herz, gleichen diese Geschöpfe eher einem Stücke vom Strohhalm als einem Tiere. An dem einen Ende ihrer häutigen Röhren stehen rings im Kreise zarte Fäden, Fangarme genannt, mit denen sie nach Nahrung greifen. Außer diesen empfindsamen Fangarmen ist alles an dem Tiere unbeweglich; denn seine schleimige Haut wird nach und nach in einen Kalkpanzer eingehüllt. Der zarte Leib vergeht; der steinerne Sarg jedoch bleibt, und da die Tiere zu Millionen friedlich in Kolonien vereint leben, so bilden schon die versteinerten Leiber einer einzigen Generation den Grundstein zum Aufbau einer Insel. Ein neues Geschlecht siedelt sich auf den Gräbern seiner Vorfahren an, und auch dieses vergeht; aber es kettet sich unmerklich eine Generation an die andere, bis endlich nach einer langen Reihe von Jahren aus der Tiefe des Meeres ein Inselbau entstanden ist, der Bäume und Häuser, Tiere und Menschen herbergen kann. Das Material zu demselben sind die feinen Kalkteilchen, welche sich überall im Meerwasser aufgelöst finden. Diese werden von jenen winzig kleinen Baumeistern zu unzähligen Panzern gemodelt, über welche endlich nicht mehr das Meer mit seinen Wogen, sondern der blaue Himmel mit seinen Sternen sich hinbreitet.

Man kennt gegenwärtig mehr als 400 Arten der Korallentiere. Die meisten enthält der stille Ozean, und zwar zwischen den Wendekreisen. Sie bauen nicht immer nach demselben Plane, sondern richten sich nach dem Bauplatze,

den sie vorfinden. Ziehen sie eine Mauer längs der Küste einer schon vorhandenen Insel, und zwar so, daß zwischen der Mauer und der Küste noch ein breites und tiefes Fahrwasser bleibt, so nennt man diesen Bau ein Dammriff. Das größte dieser Art befindet sich an der Nordküste von Neuholland. Es steigt mit einemmale aus einem unergründlichen Ozean auf, zieht sich 220 Meilen längs der Küste hin, oft 4, oft 15 Meilen von derselben entfernt. Seine Breite wechselt von 300 Ellen bis zu einer Viertelmeile. — Hier und dort hat es thorartige Eingänge, durch welche die Schiffe aus- und einfahren können. Das Rollen der Wogen längs dem Riffe ist schon in weiter Ferne hörbar. Ein Wasserwall türmt sich nach dem andern mit tiefblauer Farbe an dem Damme empor, und hat er die höchste Höhe des stürmischen Anlaufs erreicht, so stürzt er schäumend und sich überschlagend mit blendend weißer Farbe wieder in den Ozean zurück. Tag und Nacht hört man das Tosen der gewaltigen Brandung, als grollte ein nimmer endender Donner. Hinter dem Riff ist der eingeschlossene Meeresarm ruhig und seiner ganzen Länge nach mit Sicherheit zu beschiffen.

Einen andern Bau als die Dammriffe zeigen die Korallenbänke. Sie ziehen sich so dicht an dem Saume einer Küste hin, als wollten sie dieselbe befransen. Die eigentümlichste Bauart gewähren jedoch die sogenannten Atolls. Sie kommen nur in dem stillen und im südlichen Ozean vor. Ein Atoll besteht aus einem Kranze oder Ringe von Korallen, der eine Lagune (einen See) in seiner Mitte einschließt. Die Breite des Ringes beträgt oft nicht einmal 350 m, und selten erhebt er sich mehr als 3 m über das Wasser. Daher ist er selbst in sehr geringer Entfernung nicht immer zu erkennen, wofern er nicht mit Kokospalmen bewachsen ist. Er verrät sich jedoch dem Kundigen durch den Wogenschlag, der gewöhnlich mit einer solchen Gewalt an die Ringmauer prallt, daß man ihn meilenweit hört. An der Außenseite ist der Ring anfangs sanft abgeschrägt; dann aber geht er mit einemmale in die unergründlichen Tiefen des Ozeans. An der inneren Seite setzt er sich in einer Reihe von Bänken unter dem hier ruhigen Wasser fort. Da er stets Öffnungen in seinem Umfange hat, durch welche die Wogen hineintreten, so bietet er den Schiffen ausgezeichnete Häfen. Die Größe der Ringe wechselt von ½ bis 20 Meilen im Durchmesser. Übrigens ist ein Atoll in eine

fortwährenden Veränderung begriffen. Die kleinen Baumeister arbeiten auf der Innen- wie auf der Außenseite desselben rüstig fort; auch das Meer thut das Seine, die Lagune auszufüllen, indem es Bruchstücke aller Art hineintreibt, und hat sich nur erst ein kleines Stück des Lagunengrundes aus den Wellen emporgearbeitet, so vergrößert sich dasselbe auch allmählich nach allen Seiten hin. Zuletzt wirft das Meer einige herumschwimmende Kokosnüsse hinauf, und ein Wald entsteht da, wo vor Jahren noch Schiffe kreuzten und Schutz gegen Stürme suchten. — Bis zu einer mäßigen Tiefe unter dem Wasser bleibt der ganze Korallenbau lebendig und erweitert sich dort nach allen Seiten hin. Was über dem Wasser herausragt, ist tot und besteht nur aus losgebrochenen Stücken, die von dem Wogenschlage heraufgespült sind. Merkwürdig ist, daß an der inneren Seite des Ringes, also in der Lagune, ganz andere Korallentiere arbeiten als an der Außenseite. Die der letzteren, welche im Sturm der Brandung die Stütze des Riff bauen, sind bei weitem kräftiger und rüstiger, als ob auch hier bei den kleinsten Geschöpfen, der Kampf die Kraft und den Mut stähle. Diejenigen, welche innerhalb des Atolls leben, sind von viel zarterem Bau und prangen in den schönsten Farben. Dunkles Blau und lebhaftes Grün, blasses Rot und reicher Purpur schimmern von ihren Panzern durch das klare Wasser des Meeres herauf. Einen zauberhaften Anblick gewähren namentlich die Korallenbäume. Es sind steinerne Stämme, mit Ästen und Zweigen, über und über mit röhrigen Zellen bedeckt, aus denen die Fangarme der Kolonisten wie zarte Blütenfäden heraushängen. Aufrecht stehen die Bäume da, in bunter Farbenpracht und zierlichen Gruppen, wie die Blumen auf einem Blumenbeete. Zwischen ihnen spielen ganze Scharen von Gold- und Silberfischen, und wer aus einem Boote hinunter in diese Landschaften schauet, dem ist's als würde er von einem Luftballon über Berg und Thal, über Wiesen und Gärten getragen.

Am reichsten ist der stille Ozean mit Atolls versehen. Mitten in diesem Meere schließen die Ringmauern der Atolls eine noch nicht gezählte Menge von Binnenseen ein, die in ruhiger Erhabenheit daliegen, wenn die Sturmwellen, rings um sie herum brandend, auf und nieder wogen. Auf den meisten der Ringmauern befinden sich bewohnte Inselchen, die sich nicht mehr als 6 m über den Meeresspiegel er-

heben, während die Riffe selbst an keiner Stelle mehr als 2 m über die weißen Schaumwellen der Brandung emporragen. Sämtliche Atoll-Inseln breiten sich ohne allen Wechsel der Bodenerhebung aus. Es sind Ebenen, die weder Berg noch Thal, weder Fels noch Wasserfall haben. Nur der Kokosbaum mit seiner hohen Blätterkrone überragt das weiße Segel, welches still durch die Wellen des Binnensees zieht. (K. Gude.)

141. Die Ermordung Cooks.

Als Cook[1]) auf seiner dritten Reise um die Erde die Inseln der Südsee untersuchte, entdeckte er die Sandwichs[2])-inseln, indem er auf Owahu landete. Schon lange vorher war den Inselbewohnern durch einen vergötterten Häuptling prophezeit worden, dafs er selbst einst auf einer schwimmenden Insel, mit Kokos, Schweinen und Hunden angefüllt, wiederkommen werde. Wie nun Cook landete, jauchzten alle in Freude auf: „Der Häuptling ist erschienen!“ Die Leutchen führten Cook in den Tempel, und die Priester brachten ihm Opfer. Man erdrosselte ein Schwein vor seinen Augen und führte ihm das gebratene Fleisch vor den Mund; ja, der Oberpriester kaute es ihm sogar vor, und es half nichts, Cook mufste davon essen. Darauf wurde er reichlich beschenkt mit Schweinen und Früchten; es begann ein gegenseitiger Tauschhandel, und es herrschte zwischen den Matrosen und den gutmütigen Insulanern das beste Einverständnis, so dafs selbst die Offiziere unbewaffnet in die Dörfer gingen, wo man sie mit Pisangfrüchten, Bananen und Kokosnüssen bewirtete und durch Tänze und Gesänge zu vergnügen suchte.

So weit waren die Bewohner ganz liebe Leute und überall brav befunden; nur dem Hange zu Diebereien konnten sie nicht ganz widerstehen, so dafs gute Schwimmer sogar die Nägel der Schiffsverkleidung unter dem Wasser herausholten. Eines Tages stahlen sie auch eine Schaluppe und einige andere wertvolle Gegenstände. Um diese wieder zurückzuerhalten, wollte Cook den König als Gefangenen auf das Schiff bringen. Dieser folgte ihm auch bis an das Ufer; hier aber nötigte ihn eine seiner Frauen, sich unter eine Palme zu setzen. Cook mochte schmeicheln, bitten, locken, der alte Mann war nicht mehr vom Platze zu bringen. Da eilt einer mit aufgehobener Keule zu der versammelten Menge und ruft: „Krieg! Krieg! Die Fremden haben auf unsere Kähne geschossen und einen Anführer getötet!“ Und so war es in der That. Gleich

---

1) *spr. kuk.* 2) *spr. sänduitsch.*

schafften die Insulaner ihre Weiber und Kinder fort und bewaffneten sich. Cook mufste sich nun langsam an das Ufer zurückziehen, verfolgt von einzelnen. Einer verletzte ihn sogar mit seinem Dolche; den schofs Cook mit seiner Doppelflinte nieder. Jetzt gaben auch Cooks Leute, die sich schnell in Schlachtordnung aufgestellt hatten, Feuer; aber zum grofsen Erstaunen hielten die Wilden nicht nur stand, sondern drangen selbst mit furchtbarem Geheule auf die Seeleute ein und erschlugen ihrer vier. „Schiefst nicht," rief Cook den Leuten im Boote zu, welche sich nun ebenfalls schufsfertig machten. Indem er sich aber umdrehte, versetzte ihm ein Verfolger einen Schlag auf den Rücken, und ein anderer durchbohrte ihn mit der Lanze, so dafs er tot ins Meer stürzte. Mit Hast zogen ihn die Wilden heraus, zerschnitten ihn und opferten sein Fleisch den Göttern. Nur als man mit Kanonen einige Dörfer in Brand schofs, konnte man seine Gebeine, in ein Tuch gewickelt, zurückerhalten. (1779.) *(Lebensbeschreibungen.)*

142. Gebet auf den Wassern.

1. Die Nacht ist hehr und heiter;
Das Land ist weit, wie weit!
Es ruht das Meer in breiter
Smaragdener Herrlichkeit.

2. Mir ist zu Mut, als schliefe
Der Woge Grimm und Macht,
Und schwebte über der Tiefe
Der Herr durch die heilige Nacht.

3. Mir ist, als müßt' ich zur Stunde
Hinsinken tief und jäh
Zum grünsten Meeresgrunde,
O Herr, vor deiner Näh'!

4. Mir ist, als müßte hoch über
Mir ruhn die feuchte Gruft,
Und dieses Lied darüber
Wehen als Morgenluft.

(M. v. Strachwitz.)

143. Das Meer.

Es ist ein überraschender Anblick, wenn einer zum erstenmale das unermeßliche Weltmeer schaut. Welche Wassermasse, mit der alle Ströme der Erde sich nicht vergleichen lassen, ist da vor ihm ausgebreitet! Die riesige Fläche reicht weiter, als das Auge zu sehen vermag. Sie dehnt sich aus bis an den Horizont, wo der Himmel auf ihr zu ruhen scheint. Nirgends, wir mögen spähen, wie wir wollen, ist ein jenseitiges Ufer zu finden. Spiegelglatt, oder nur leicht sich kräuselnd, ist die Wasserebene ausgespannt. Kein Berg, kein Hügel, keine Erhöhung, keine Abwechselung unterbricht die wunderbare Fläche. Da auf einmal braust der Sturm heran. Da kommt Leben in das ruhige Gewässer. Immer höher und höher heben sich die gepeitschten Wogen;

immer tiefer sinken dazwischen die Wellenthäler. Haushohe Wasserberge sieht man aufsteigen und wieder sinken, und weit ans Ufer heran schlagen die furchtbaren Wellen. Ein gewaltiges Rauschen und Brausen begleitet die tiefgefurchten Bewegungen des Meeres, bis endlich die Wut des Windes sich gebrochen hat und nach und nach die alte Ruhe auf der weiten Wasserfläche zurückkehrt.

Jetzt besteigen wir ein Schiff, das uns hinaustragen soll in diese gewaltige Wasserwelt. Wir verlassen den festen Boden der Erde, um uns jenem unsicheren und beweglichen Elemente anzuvertrauen. Wir möchten sehen, wo denn das Meer seine Grenzen, sein jenseitiges Ufer hat. Die Segel sind gespannt, und die Anker werden gelichtet. Immer schneller wird der Lauf des Schiffes; immer weiter entfernt es uns von dem festen, schützenden Lande. Kaum vermag das Auge noch die Häuser und Türme der Stadt zu erkennen, aus deren Hafen uns das Schiff hinausgetragen hat. Immer niedriger erscheinen uns die Höhen, die das Ufer begrenzen; immer flacher erscheint uns das ganze Ufer, bald nur noch wie ein dunkler Streifen am fernen Horizonte. Wir wissen kaum mehr zu unterscheiden, ob die fernen dunkelgrauen, kaum mehr erkennbaren Massen noch Berge des Festlandes oder entfernte Wolken sind, die am Himmel aufsteigen oder hinabsinken wollen. Nur mit der größten Anstrengung des Auges glauben wir noch, wie durch Nebel hin, einen dünnen Streifen Landes unterscheiden zu können. Endlich ist alles hinter uns verschwunden. Wie erst vor uns ein unbegrenztes Meer sich ausbreitete, so liegt jetzt hinter uns bis an den fernsten Horizont die einförmige Wasserfläche.

Da wenden wir den Blick wieder vorwärts. Ist hinter uns alles verschwunden, so wird doch vor uns, wohin das Schiff uns trägt, ein anderes Ufer, ein anderes Festland aus dem Meere sich erhoben haben. Welche Täuschung! Nichts als Wasser; so weit das Auge reicht, nichts als Wasser! Wir drehen uns langsam im Kreise auf dem Schiffe herum; wir schauen nach allen Seiten, nach allen Himmelsgegenden, und immer wieder sehen wir nichts als Wasser. Wie eine mächtige Scheibe, die in einem fernen Kreise mit dem Himmel verbunden zu sein scheint, liegt es um uns. Himmel und Wasser und das Schiff, das uns trägt, das ist alles, was dem Auge sich darstellt. Ein noch nie empfundenes Gefühl übermannt uns. Furcht und Angst überfallen

uns, die wir noch niemals den Anblick des Festlandes entbehrt hatten. Am Morgen hatten wir das Ufer verlassen, jetzt will schon der Tag sich neigen, aber noch läßt nirgends ein fester Punkt sich wieder entdecken. Fische spielen im Wasser; mitunter umkreist ein gewaltiger Meerfisch unser Fahrzeug, oder kleinere Fische heben sich hoch mit ihren flügelartigen Floßfedern aus dem Meere empor. Das ist die ganze Abwechselung, die uns geboten wird. So sinkt der Abend auf unser einsames Schiff herab. Die Sterne ziehen am Himmel herauf und spiegeln sich wundervoll wieder in dem ruhigen Spiegel des Wassers. Wir scheinen mitten zwischen zwei Himmeln zu fahren. Über uns blinken die Sterne, und unter uns glänzt ihr Widerschein aus der Tiefe des Meeres. Da plötzlich erfaßt noch ein anderes Schauspiel unsere Blicke. Die Oberfläche und die Tiefe des Meeres fangen an wie Feuer zu glänzen, und das ganze Meer scheint mit Feuerfunken übersäet zu sein. Die Fische schießen wie feurige Blitze durch die Fluten. Millionen von Sternchen und Fünkchen scheinen sich auf den Wellen des Meeres zu schaukeln, und wie ein Feuerstreifen glänzt hinter uns die Bahn, die unser Schiff zurücklegt.

Wir legen uns endlich zur Ruhe. Das unheimliche Gefühl, über der Tiefe des Meeres zu schlafen, läßt uns spät erst in Schlummer sinken. Das Schaukeln des Schiffes weckt uns. Noch ist alles um uns in das Dunkel der Dämmerung gehüllt. Aber schnellen Schrittes eilen wir auf das Verdeck hinauf, um das Land zu begrüßen, dem das Schiff, das die ganze Nacht mit Windesschnelle dahinflog, uns nun wohl zugeführt hat. Doch siehe da, das Auge findet auch heute nur Himmel und Wasser. Wir meinen, die Dämmerung verberge uns noch die fernen Küsten; doch es wird heller und heller, und nirgend zeigt sich ein Fleckchen Land den gespannten Blicken. Im Osten strahlt feurigrot der Himmel; aber nicht hinter Bergen — wie wir es von den Fenstern unserer Heimat aus sahen — aus dem Wasser auf steigt die Sonne, und ihre ersten Strahlen schlagen einen Feuerweg auf dem Meere bis zu unserem Schiffe; Nebelmassen heben sich aus dem Meere und verhüllen unsere Aussicht. Da denkt sich unsere Einbildung, wir führen auf einem Strome, und nicht weit neben uns müßten die Ufer sich hinziehen. Wir möchten die Nebelschleier niederreißen, um nur wieder am Anblicke des Landes uns zu laben. Wir können es kaum

erwarten, bis die Sonne die Nebel zerteilt hat. Ja, die Nebel werden wohl dünner und dünner, und unsere Blicke schweifen wieder bis zum weiten Horizonte; aber nirgends zeigt sich eine Spur von dem geträumten Lande; immer wieder ist nichts als ein unabsehbares Wassermeer um uns ausgebreitet.

So vergeht uns der zweite Tag und die zweite Nacht; aber auch der dritte und vierte Tag, sie bringen uns nichts anderes als Himmel und Wasser. Der Anblick fängt an, uns zur Gewohnheit zu werden. So vergeht eine Woche, und schon siebenmal 24 Stunden hat uns das Schiff im unaufgehaltenen Laufe weiter getragen. Es vergeht eine zweite, und noch immer ist der Weg über den atlantischen Ozean, der Europa von Amerika trennt, nicht zurückgelegt. Kannst du dir nun denken, wie unermeßlich groß das ganze Weltmeer sein muß? (Aug. Berthelt.)

144. Am Strande.

1. Auf hochgestapelte Ballen blickt
Der Kaufherr mit Ergötzen;
Ein armer Fischer daneben flickt
Betrübt an zerrissenen Netzen.

2. Manch rüstig, stolz bewimpelt Schiff,
Manch morsches Wrack im Sande!
Der Hafen hier und dort das Riff,
Jetzt Flut, jetzt Ebb' am Strande.

3. Hier Sonnenblick, Sturmwolken dort,
Hier Schweigen, dorten Lieder,
Und Heimkehr hier, dort Abschiedswort;
Die Segel auf und nieder.

4. Zwei Jungfrauen sitzen am Meeresstrand;
Die eine weint in die Fluten;
Die andre, mit dem Kranz in der Hand,
Wirft Rosen in die Fluten.

5. Die eine, trüber Wehmut Bild,
Stöhnt mit geheimem Beben:
„O Meer, o Meer, so trüb und wild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!"

6. Die andre, lichter Freude Bild,
Jauchzt selig lächelnd daneben:
„O Meer, o Meer, so licht und mild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!"

7. Fortbraust das Meer und überklingt
Das Jauchzen wie das Stöhnen;
Fortwogt das Meer und, ach, verschlingt
Die Rosen wie die Thränen. (Anast. Grün.)

145. Die Perlenfischerei auf Ceylon.

Der Hauptplatz der Perlenboote ist die dürre und öde Küste von Aripo. Mit unerbittlicher Macht sengt hier die Sonne alles zusammen, so weit nur das Auge schweifen kann. Im ausgeglühten Sande gedeiht nur Dorngestrüppe, zusammengeschrumpfte Blätter hängen am nackten Gesträuche. Die Tiere suchen Schutz vor den brennenden Strahlen; aber da ist nichts von einem Schatten, nur ein atemhemmender Dunst zittert über dem Boden, und die See spiegelt die erdrückende Hitze zurück. Aus glühendem Sande ragen die gebleichten Gebeine der Perlentaucher hervor, welche die Gier nach den Schätzen in den Tod führte. Das ist der Ort, auf welchem sich das Bild des buntesten Treibens aufrollt, wenn die Taucherboote heransegeln und auf den Ruf der Regierung aus allen Gegenden Hindostans Tausende und Tausende schnöden Gewinnes halber herbeiströmen. Da erheben sich plötzlich längs dem Gestade hin breite Straßen, wo Hütte an Hütte aus Bambus- und Arekapfählen, mit Palmenblättern, Reisstroh und bunten Wollenzeugen bedeckt, aufsteigt, in denen Lubbies, d. i. die eingeborenen Muhamedaner, Mohren, d. i. muhamedanische Handelsleute aus der Ferne, Malabaren, Koromandeler und andere Hindus ihre Buden aufschlagen. Abenteurer und Taschenspieler treten auf; gewandte Diebe schleichen sich ein. Stolze Eingeborene vom Kontinent im Rufe des Reichtums lassen sich zum sinnenverwirrenden Schauspiele in reichverbrämten Tragsesseln unter prachtvollen Sonnenschirmen bringen. Alle indischen Sitten und Trachten kommen zum Vorschein; jede Kaste ist vertreten; Priester und Anhänger jeder Sekte eilen herbei; Gaukler und Tänzerinnen belustigen die Menge. Während dieses Schauspieles gehen jeden Morgen etwa 200 Boote in die See, von welchem jedes zwei Taucher nebst zwei Gehilfen und einen Malaiensoldaten mit geladenem Gewehr trägt; letzterer soll nämlich verhüten, daß die Muscheln ihrer Schätze nicht eher entledigt werden, bis sie ans Ufer gebracht sind. Ist diese ganze Flotte an ihrem Bestimmungsorte, etwa vier englische Meilen weit vom Lande, angelangt, so beginnt die Arbeit. Eine bewaffnete Schaluppe liegt zu ihrem Schutze in der Nähe, und ein Zeltdach dieses Fahrzeuges läßt mit Muße und Bequemlichkeit dieses Schauspiel genießen. Um den Tauchern die Erreichung des Meeres-

grundes zu erleichtern, welcher an dem Aufenthaltsorte der Perlenmuscheln 10 bis 12 Klafter tief ist, hat man ein langes Tau an eine Rolle gewunden, welche von einer Querstange am Maste über den Bord hinaushängt, und an das Tau ist ein Stein von 200 bis 300 Pfund Gewicht befestigt. Man läßt den Stein neben dem Boote herab, und der Taucher, einen Korb bei sich tragend, der ebenfalls mit einem Tau im Boote befestigt ist, gibt, auf dem Steine stehend, ein Zeichen, ihn herabzulassen, und sinkt dadurch rasch auf den Grund; dann wird der Stein wieder heraufgezogen, während der Taucher im Wasser mit der rechten Hand so viele Perlenmuscheln als möglich in seinen Korb legt und mit der linken an Felsen oder Seegewächsen sich anklammert. Läßt er diese los, so schießt er an die Oberfläche empor, und ein Gehilfe zieht ihn sogleich in das Boot, während ein anderer den Korb mit den Muscheln heraufbefördert. Alsdann wird der zweite Taucher ins Wasser gelassen, und so geht es abwechselnd fort bis 4 Uhr nachmittags; denn nun kehren alle Boote mit ihren Ladungen nach Aripo zurück. Ist die Fischerei den Tag über beendigt, so erhält der Taucher, welcher am längsten unter Wasser geblieben war, eine Belohnung. Die gewöhnliche Zeit dieses Aufenthaltes währt 53 bis 57 Sekunden. Einmal hielt ein solcher 1 Minute 58 Sekunden unter Wasser aus; als er wieder heraufkam, war er so erschöpft, daß er lange Zeit zu seiner Erholung brauchte. Alle dortigen Taucher sind Malaien und von Kindheit an zu ihrem Handwerk erzogen. Der Lärmen ist bei diesem Geschäfte so groß, daß er die gefürchteten Haifische verscheucht, und viele Fischereien werden ohne irgend einen Angriff zu Ende geführt; gleichwohl verlangen die Taucher, daß Haifischbeschwörer während des Fischens am Strande für sie beten, und teilen gerne mit ihnen den Gewinn. Selbst die katholischen Taucher aus der portugiesischen Zeit her gehen nicht an ihr Geschäft, ohne Gebetformeln und Sprüche aus der heiligen Schrift an ihrem Arme zu befestigen.

Haben nun die Boote ihre gehörige Ladung Muscheln an Bord, so entsteht ein Wettrennen unter ihnen nach dem Ufer. Dort sind die dienstthuenden Truppen aufgestellt, damit niemand sich Muscheln aneigne, ehe sie meistbietend verkauft oder in das Magazin der Regierung abgeliefert sind. Letzteres ist ein mit hohen Mauern umgebener vier-

eckiger Raum, dessen Boden schräg und von vielen kleinen Rinnen durchschnitten ist. Durch diese läuft fortwährend Wasser aus einem Behälter, in welchen die unverkauften Muscheln gelegt werden, damit sie bei eintretender Fäulnis sich von selbst öffnen. Sind die Perlenmuscheln ans Land gebracht, so werden sie in kleine Haufen geteilt und versteigert. Dieses ist eine sehr belustigende Art von Lotterie, indem man leicht ein paar Pfund Sterling für einen großen Haufen Muscheln bezahlt, ohne eine einzige Perle darin zu finden, während mancher arme Soldat, welcher einen oder zwei Groschen für ein halbes Dutzend ausgibt, möglicherweise eine Perle darin entdeckt, so wertvoll, daß er damit nicht nur seinen Abschied erkaufen, sondern auch den Rest seines Lebens sorgenfrei zubringen kann. In früheren Zeiten ließ die Regierung die Perlenmuscheln nicht versteigern, sondern in das Magazin bringen und dort durch besonders angestellte Leute öffnen; allein diese waren so schlau, daß sie trotz der genauesten Aufsicht Perlen verschluckten. Gegenwärtig werden die nicht verkauften Muscheln in die erwähnten Wasserbehälter gelegt, und haben sich ihre Schalen durch Fäulnis geöffnet, so fallen die Perlen heraus, das Wasser spült sie in die Rinnen, in welchen sie durch feine Gazewände aufgehalten und in großer Menge gesammelt werden. Ist die Zeit der Perlenfischerei zur Hälfte verstrichen, so beginnt die eigentliche Plage. Die durch die glühenden Sonnenstrahlen schnell in Fäulnis übergehenden Muscheln verbreiten im Magazin einen nicht zu beschreibenden pestilenzialischen Gestank, und dazu gesellen sich Fieber, Brechruhr und rote Ruhr, die steten Begleiter von Miasmen, Unreinlichkeit und Hitze. Der Wind verbreitet einen abscheulichen Geruch auf meilenweite Entfernungen, und die Luft ist in der Kaserne, welche absichtlich zwei Meilen weit vom Magazin entfernt liegt, besonders zur Nachtzeit kaum zu ertragen. Wollen sich keine Perlenmuscheln mehr finden, und ist man der beschwerlichen Fischerei müde, dann wird Aripo von seinen Bewohnern nach und nach verlassen, und die Ufer werden wieder still und öde; nur die Truppen müssen so lange ausharren, bis die letzte Muschel im Magazin verfault ist. So endet diese vielbewegte Scene, dieses wirre Getreibe, welches Gewinnsucht der Menschheit ihrer Eitelkeit willen ins Dasein ruft. Verklungen ist geschäftiger Händler lautes Feilschen und der neugierigen Menge

lärmendes Getöse, verhallt ist das kataraktenähnliche Rauschen der auf- und abfahrenden Taucher; verschwunden sind alle die Handelsleute, Juweliere, Ringfasser, Schmuckhändler und übrigen Glücksritter, welche auf sichere Gewinste in der großen Lotterie ihr Spiel wagten; an der öden verlassenen Küste brandet nach wie vor mit melancholischen Schlägen des Meeres Welle; verflogen in alle Winde sind das Stroh und die Lappen der flüchtig gebauten Hütten, heißer Flugsand bedeckt die Fußtritte der einst hier wogenden Menge.

(Aus Brehms Tierleben.)

146. Die Perlenmuschel.

1. Tief im Meeresschoß verborgen,
In der schaurig grausen Nacht,
Wo das Ungetüm der Fluten,
Wo der Haifisch lauernd wacht,

2. Hängt die graue Muschelschale
An der steilen Felsenwand,
Und der kühne Taucher holet
Dort sie mit geschickter Hand.

3. Grau und schlammig, ohne Schimmer,
Grüßet sie das Tageslicht;
Meint man doch, die schlechte Muschel
Lohn' so viel Gefahren nicht.

4. Aber sieh! in ihrer Mitte,
O, wie schimmert's da so rein!
O, wie glänzt da Perl' an Perle,
Holder noch als Edelstein!

5. Hoher Reichtum ruht verborgen
Dort in wundersamer Pracht,
Daß so eine einz'ge Muschel
Hat den Taucher reich gemacht.

(Isab. Braun.)

147. Fliegende Fische.

Im Meere gibt es Fische, die sich aus dem Wasser erheben und einige Zeit in der Luft fliegen können. Durch einen kräftigen Schweifschlag schnellen sie sich aus der Flut empor, aber nur zur Zeit, wenn die See hoch geht, wenn also der Wind stark weht, nie aber zur Zeit der Windstille. Dann breiten sie ihre großen, unmittelbar hinter dem Kopfe

sitzenden Brustflossen aus und erhalten sich so in der Luft. Die Strecke, welche sie zurücklegen, beträgt manchmal gegen 90 m. Ihre Brustflossen halten sie ausgespannt, ohne sie zu bewegen. Dieselben scheinen also mehr als Fallschirme, denn als Flugwerkzeuge zu dienen. Es ist der Wind, durch den sie fortgetragen werden. Dabei kommt ihnen die große Schwimmblase allerdings auch zu gute. Was sie veranlaßt, ihre kurzen Luftfahrten zu unternehmen, ist noch nicht sicher erforscht, wahrscheinlich die Furcht vor ihren Verfolgern, vielleicht auch ein lebhafteres Atmungsbedürfnis, oder eine stärkere Lebenslust, als sie den Fischen gewöhnlich eigen zu sein pflegt.

Es gewährt den Seefahrern in der Tropenzone, denn vorzugsweise in dieser findet sich der Flatterfisch, einen überraschenden Anblick, wenn zu beiden Seiten des Schiffes diese Fische oft in Schwärmen zu hunderten aus den Wellen hervorschnellen, silberglitzernd nach allen Seiten aus einander stäuben und sich in langen, flachen Bogen über der Meeresfläche hinschwingen, dann in ihr Element zurückstürzen, um sich rasch wieder zu erheben. Aber nicht alle fallen in das Meer nieder. Seevögel stoßen auf sie los und nehmen sie als erwünschte Beute weg. Manchmal fügt es auch der Zufall, daß solche Fische auf das Verdeck des Schiffes fallen, was natürlich dem Schiffsvolk viele Freude verursacht, zumal sie auch kein zu verachtender Bissen sind. Es gibt mehrere Arten von fliegenden Fischen; aber selten wird einer über 3 dm lang. Sie zeichnen sich vor anderen Fischen durch die großen klaren Augen aus, sind hübsch gestaltet, und die durchsichtigen Brustflossen gereichen ihnen zur besonderen Zierde. (Masius.)

148. Der Klabautermann[1].

1. Flink auf! die luftigen Segel gespannt!
Wir fliegen wie Vögel von Strand zu Strand;
Wir tanzen auf Wellen um Klipp' und Riff;
Wir haben das Schiff nach dem Pfiff im Griff;
Wir können, was kein anderer kann:
Wir haben einen Klabautermann.

1) Der Klabautermann ist nach Meinung der Matrosen eine Art Kobold, etwa 1/4 Meter groß, mit feuerrotem Kopf und weißem Bart, in Matrosenkleidung und mit einem hölzernen Hammer versehen. Gewöhnlich sitzt er unter der Ankerwinde; bei Sturm steht er am Mast; wenn dem Schiffe Unglück droht, klappert er mit dem Tauwerke, verläßt aber das Schiff, wenn es nicht mehr zu retten ist.

2. Der Klabautermann ist ein wackerer Geist,
Der alles im Schiff sich rühren heißt,
Der überall, überall mit uns reist,
Mit dem Schiffskapitän flink trinkt und speist;
Beim Steuermann sitzt er und wacht die Nacht,
Und im obersten Mast, wenn das Wetter kracht.

3. Ist's Wetter klar, und die Fahrt gelingt,
So nimmt er die Geige und tanzt und springt,
Und alles muß auf dem Deck sich schwingen,
Unzählige selige Lieder singen.
Nicht Sturm, nicht Wurm, ihn ficht nichts an:
Wir haben den wahren Klabautermann.

4. Hei, klettert er! Sei die See auch groß;
Klabautermann läßt kein Takelwerk los;
Er läuft auf den Raaen, wenn alles zerreißt;
Er thut, was der Kapitän ihm heißt. —
Und wißt ihr, wie man ihn rufen kann?
Courage heißt der Klabautermann.

(Aug. Kopisch.)

149. Rätsel.

I.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;
Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's, gleichwie auf festen Füßen,
Und trotzt dem wütenden Orkan.

(Schiller.)

II.

1. Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

2. Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

3. Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch lockt sie an.

4. Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

5. Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer;
Wie's tötet, ist es tot!

(Schiller.)

150. Ein Seesturm.

Schrecklich sind Seestürme. Ihnen geht gewöhnlich eine schwüle Stille voran. Plötzlich schlägt der regelmäßig wehende Wind um; Wirbelstöße erheben sich, und zischend und pfeifend heult der Wind durch das Takelwerk. Die Matrosen klettern an den Strickleitern empor und raffen die Segeln ein. Die Luken werden auf allen Seiten sorgfältig geschlossen, um den anschlagenden Wellen das Eindringen zu verwehren. Immer höher peitscht der Sturm die Wogen, bis sie den Bewohnern des Schiffes wie Berge, bis ihre Thäler wie bodenlose Abgründe erscheinen. Schon hat das Meer seine Durchsichtigkeit verloren; schwarz sieht es aus und öffnet einen gähnenden Schlund neben dem andern. Jetzt auf einer Wellenkuppe treibt das Schiff die glatte Bahn hinunter, daß die Spitze des vordersten, schräg hinauslaufenden Mastes ins Wasser taucht; jetzt bergan steigt es, und steil und hoch in die Luft ragt desselben Mastes Spitze, weit im Bogen aufwärts das Wasser schleudernd. Ja, eine Stoßwelle braust über das Verdeck und reißt alles, was nicht angebunden ist, mit fort.

Doch solcher Ereignisse ist der durch Gefahren geprüfte Seemann schon gewohnt; weiß er nur, daß er auf 500 Seemeilen kein Land vor sich hat; denn in der Nähe desselben wird das Schiff an die Küste geschleudert und zerschellt rettungslos. Erhebt der Wind seine Schwingen noch heftiger und wilder, so wird auch das Sturmsegel eingezogen, womit der Steuermann noch das Schiff lenkte, und so treibt es mit leeren Masten und ist ein Spiel der Winde. Im höchsten Sturme werden sogar die Masten gekappt, d. h. am Verdecke abgehauen, und nun fliegt es rettungslos auf der weiten Meeresfläche umher; denn es kann in keinen Hafen mehr einlaufen. Wenn nur seine Rippen fest und seine Planken gut und frisch sind! Vielleicht führt ein glücklicher Zufall ein Schiff in den Weg, welches die Notleidenden aufnimmt; vielleicht aber, o Jammer, zerschellt das Schiff an einer Klippe oder bleibt auf einer Sandbank sitzen. Die Trümmer schwimmen bald in der Strömung umher; eine brandende Welle stürzt den Rettungsnachen um, oder entreißt dem Schwimmer die rettende Planke, mit der er das Ufer zu erreichen hoffte, und alle werden eine Beute des gierigen Hai, so sehr ihr Geschrei die Lüfte erfüllt.

Oder das Schiff bekommt nur Risse durch die anschlagenden Wellen, wird leck, das Wasser dringt ein, und es fängt an zu sinken. Voll Angst eilen die Matrosen an die Pumpen, um das Wasser hinauszuschaffen. Vergebliches Abmühen. Man setzt die Boote ins Wasser; alles springt hinein und steuert dem Ufer zu. Die Mannschaft ist gerettet.

(Zimmermann.)

151. Meeresstille und glückliche Fahrt.

Tiefe Stille herrscht im Wasser;
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Die Nebel zerreißen;
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde;
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle;
Es naht sich die Ferne;
Schon seh ich das Land!

(Joh. Wolfg. v. Goethe.)

152. Aufopfernde Liebe.

Bei einem Schiffbruche retteten sich viele Menschen in ein Fahrzeug. Der Steuermann, welcher dasselbe zu schwer beladen sah, meldete dem Kapitän, daß es untersinken würde, wenn man nicht ein Dutzend Menschen ins Wasser würfe. Das Los ward geworfen; es traf unter andern einen Soldaten. Sein jüngerer Bruder fiel nun dem Kapitän zu Füßen und bat, daß man ihn statt seines Bruders ins Meer werfen möchte. „Mein Bruder," sagte er, „ist eher im stande als ich, meinen Vater, meine Mutter und meine Schwestern zu ernähren; ohne ihn werden sie alle im äußersten Elende sein. Erhaltet sein Leben und werfet mich ins Meer, da ich ihnen nichts nützen kann!" Der Kapitän erfüllte endlich seine Bitte und ließ ihn über Bord werfen. Der junge Mensch schwamm aber 6 Stunden lang hinter dem Fahrzeuge her, bis er es endlich einholte. Jedermann wurde von seiner Standhaftigkeit gerührt; man nahm ihn wieder ins Schiff, und so rettete er sich und seinem Bruder das Leben.

(Gottfr. Heinr. Schubert.)

153. Die Windstille auf dem Meere.

Nicht allein der Sturm macht dem Seefahrer das Leben oft schwer, sondern auch Windstillen sind ihm höchst

gefährlich und bringen ihm, wenn sie anhaltend sind, gewisser noch Verderben als der Sturm. Darum vermeiden die Schiffer auch jene Teile des Ozeans, in denen fast fortwährend Windstille zu herrschen pflegt und oft keine Spur auch nur von dem leisesten Hauche wahrzunehmen ist. Bisweilen wird ein Schiff dennoch dahin verschlagen und ist dann den höchsten Gefahren ausgesetzt. Wochenlang steht es wie angemauert; aus dem schwülen, sich nicht bewegenden Meerwasser erheben sich faulige Dünste und verpesten die Luft. Man sieht keine Fische; nur der kleine Pilot bringt den schrecklichen Hai heran, der, auf baldigen Fraß hoffend, den Seefahrern eine Vorbedeutung der übelsten Art ist. Mit Schrecken sieht der Seemann den kleinen Fisch nahen, der immer vor dem Haifisch herschwimmt und ihm Nachricht zu bringen scheint; mit Entsetzen sieht der Matrose das greuliche Tier schwerfällig in einiger Entfernung zurückbleiben, während der kleine flinke Pilot das Schiff umschwärmt; mit Grauen sieht der auf dem dumpfen Fahrzeuge festgehaltene Passagier die Zahl der Haifische sich mehren und fürchtet, bald ihr Raub zu werden; doch sie, die einzigen lebenden Wesen, welche noch das verlorene Schiff umspielen, sie selbst wenden sich hinweg, und fast traurig sieht man die furchtbaren Tiere scheiden, da selbst diese es nicht in der vergifteten, in Gärung übergegangenen Masse aushalten können. Niedergelassenheit und Schwermut bemächtigen sich nun auch der Stärksten.

Jetzt werden die Schrecken der Lage immer gehäufter; das Wasser in den Fässern ist verdorben; fingerdicke Würmer haben sich darin erzeugt und leben und mästen sich von den zuerst sich bildenden Infusionstierchen und von den immer größeren, stufenweise ausgebildeter sich zeigenden Maden. Das Fleisch ist in Fäulnis übergegangen, das Brot mit Schimmel überzogen, von zahllosen Insekten und Käfern durchlöchert. Nun bricht noch das Faulfieber unter der Mannschaft aus; wenige Tage machen dem Leiden des davon Befallenen ein Ende. Immer mehr Opfer fordert der Tod; Verzweiflung faßt auch den Herzhaftesten. „Wer wird der Unglückliche sein, der diese gräßliche Not am längsten überdauert?“ fragt man sich schaudernd, und jeder beneidet die vorangegangenen Brüder um ihr Los. Endlich ist alles tot; ausgestorben der weite Bau, der Hunderte von hoffnungsreichen, frohen Menschen trug. Da erhebt

sich ein Sturm und führt das halbvermoderte Schiff auf seinen Fittichen dahin.

Eine Fregatte begegnet dem Geisterschiffe; dieses streicht nicht die Segel vor dem größeren Fahrzeuge; man ruft es an, keine Antwort; ein blinder Schuß hat keine bessere Wirkung. Eine Kanonenkugel saust an dem Vorderteil desselben vorbei, um zu zeigen, was zu erwarten stehe, wenn keine Antwort erfolge; dennoch bleibt alles still; man glaubt, es sei ein Raubschiff: ein paar Stücke werden auf den Rumpf desselben gerichtet, die schweren Kugeln fahren hindurch und machen in dem verwitterten, vermoderten Holz ungeheure Öffnungen. Doch alles bleibt still. Nun entschließt sich der Befehlshaber des Kriegsschiffes, eine Schaluppe auszusetzen. Alles ist leer auf dem verödeten Schiffe; man sieht mit Staunen, daß es völlig ausgestorben; in der Kajüte befindet sich ein einziger verwester Körper; eine versiegelte Flasche enthält einen Bericht des Unglücks, von welchem das Fahrzeug betroffen wurde. (Zimmermann.)

154. Der Seemorgen.

1. *Der Morgen frisch, die Winde gut,*
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Flut;
Wie wandern wir so schnelle!

2. *Die Wogen stürzen sich heran;*
Doch wie sie auch sich bäumen,
Dem Schiff sich werfen in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

3. *Das Schiff voll froher Wanderlust*
Zieht fort, unaufgehalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten.

4. *Gewirkt von goldner Strahlenhand*
Aus dem Gespräch' der Wogen,
Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

5. *So weit nach Land mein Auge schweift*
Seh' ich die Flut sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

6. *Daſs ich so lang' euch meiden muſs,*
Berg, Wiese, Laub und Blüte! —
Da lächelt seinen Morgengruſs
Ein Kind aus der Kajüte.

7. *Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,*
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme. (Nikol. Lenau.)

155. Der rechte Steuermann.

Ein Geistlicher in einem Seestädtchen fuhr auf einem kleinen Schifflein vom Ufer nach der gegenüberliegenden Insel. Am Hinterteil des Schiffes stand der Steuermann, vorn saßen zwei Matrosen, Vater und Sohn, und handhabten die Ruder. „Ihr seid heute wieder traurig, Jack," sagte der Geistliche zu dem Vater. „Freilich," antwortete der Matrose; der Winter ist vor der Thüre, und wie wird's werden mit meinen fünf Kindern? Ich bin den ganzen Tag voller Sorge." — „Das sollt Ihr aber nicht sein; denn der Heiland sagt: Sorget nicht!" — „Den Spruch versteh' ich nimmer und nimmer; also soll ich mich jetzt auf die faule Haut legen, von meinen paar ersparten Groschen mir einige gute Tage machen und es darauf ankommen lassen, ob der liebe Gott etwas beschert für Weib und Kind, oder ob sie hungern und frieren müssen?"

„Das nicht, aber holla, Jack! was ist denn das?" rief plötzlich der Geistliche; „wir fahren eben durch die Klippen, und Ihr schaut Euch nicht einmal um darnach? Thut Eure Schuldigkeit!" — „Ei," sagte der Matrose gleichgültig, „das ist Sache des Steuermanns." — „Thut Eure Schuldigkeit, Jack! sage ich noch einmal, und dämmert nicht so vor Euch hin; seht Ihr denn die Klippen nicht? Wir gehen zugrunde, wenn Ihr's so leichtsinnig mit Eurer Arbeit nehmt." — „Schuldigkeit thun — leichtsinnig nehmen?" erwiderte der Matrose: „Herr, wie kommt Ihr mir vor? Arbeit' ich nicht aus Leibeskräften? Soll ich vielleicht steuern helfen?" — „Freilich," sagte der Geistliche, „damit es glücklich vorwärts geht." — „Ach," das wäre ja eine unnütze Geschichte, Herr. Jeder thut eben das Seine; dann wird schon alles recht werden. Der Steuermann steuert, und ich führe das Ruder. So ist's Schiffsbrauch!"

„Nun, nehmt's nur nicht übel, Jack!" erwiderte lächelnd der Geistliche; „im Reiche Gottes ist's eben auch so Brauch. Das Arbeiten ist Eure Sache; das thut aus Leibeskräften und seht dabei nicht rechts und links! — Die Sorge aber, daß Ihr bei Eurer Arbeit zugrunde gehen und nicht

vorwärts kommen möget, die erspart Euch und laßt sie dem, der am Steuer sitzt, und von dem geschrieben steht: All' eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch."

(Karl Heinrich Caspari.)

156. Die Schauer und Gefahren des Eismeeres.

Nähert sich ein Schiffer dem Eismeere, so stellen sich bald auch warnende Boten ein. Schneeweifse Sturm- und Eisvögel, die in Scharen entgegenkommen, sagen ihm, dafs er den Gefilden des Schreckens zusegle. Ein donnerähnliches Krachen und Rauschen wird vernehmbar, das immer stärker und furchtbarer ertönt. Schon wird das Schiff von gröfseren und kleineren Eisschollen umtost, welche die ganze Oberfläche des Meeres bedecken, so weit das Auge reicht. Jeder Schritt vorwärts mufs mit unglaublicher Anstrengung erkämpft werden. Nun nahen sich auch die im Hintergrunde stehenden Riesenschollen, die schwimmenden Eisberge, oft 200 auf einmal, von denen die gröfseren 60—90 m aus dem Wasser emporragen. Stürme jagen sie oft gegen- und übereinander, dafs sie krachend zerbersten und die aufgetürmten Wogen noch in beträchtlicher Entfernung Kähne verschlingen. Zuweilen drehen sich ungeheuere Eisfelder wie ein Kreisel herum, dann rauschen sie wieder mit einer solchen Schnelligkeit dahin, dafs sie in einer Stunde oft viele Meilen machen. Die Eisblöcke bilden Bogen und Türme und Gewölbe, zauberisch geziert und beleuchtet mit allen Farben des Regenbogens, und in solcher Gestalt strömen sie dem Äquator zu, wo sie allmählich zerschmelzen. Von solchem Treibeise werden zuweilen Schiffe plötzlich umringt und in ihrem Laufe gehemmt. Damit nun das Fahrzeug nicht zerquetscht werde, bleibt nichts anderes übrig, als die zunächst liegenden Eismassen zu zertrümmern und ruhig abzuwarten, bis ein entgegengesetzter Wind das Schiff wieder vom Eise befreit. Nähert sich darüber aber der Winter, so müssen die armen Schiffer ihr Fahrzeug verlassen und auf Schlitten, so gut es geht, samt ihren Lebensmitteln auf festes Land zu entkommen suchen. Ist das nicht möglich, so bauen sie auf den Eisflächen Zelte und Hütten und warten hier ihre Erlösung bis

zum nächsten Sommer ab, den freilich manche nicht mehr erleben. Möglichst dem Verderben zu trotzen, werden die Schiffe für Nordpolfahrten aufserordentlich fest gebaut und gehörig mit Lebensmitteln, warmen Kleidungsstücken und sogar mit Häusern versehen. Die langen Wintermonate sucht man sich durch Musik und Schauspiele zu erheitern, Mifsmut und tödlichen Skorbut aber durch die Jagd der Tiere zu vertreiben, die die gütige Natur durch einen zottigen Pelz oder durch eine wärmende Fetthülle gegen die Polarkälte schützt. (Gude.)

157. Das Nordlicht.

Zur Winterzeit liegt die Welt am Nordpol in Dunkel und Erstarrung, so daß die kälteste und längste Nacht bei uns mit der andauernden nordischen nicht zu vergleichen ist. Das Leben scheint dort dem tötenden Hauche der Kälte erlegen zu sein; alles ist starr und still, und Grabesruhe herrscht in manchen Gegenden dieses Erdwinkels. Doch was dem Lande an lebendigen Geschöpfen abgeht, das beherbergt das Eismeer in überreicher Fülle und ist dadurch eine unversiegbare Quelle des Erwerbes und der Befriedigung wichtiger Lebensbedürfnisse geworden. Groß, erhaben und freundlich zugleich zeigt sich die Natur in jenen nordischen Gegenden. Wie in die eisigen Nebel unserer Wintertage der Sonnenblick leuchtet und ringsum tausendfachen Widerschein erweckt, so strahlt in die lange Polarnacht das majestätische N o r d l i c h t. Sieh, aus einer schwarz aufsteigenden Wolke zuckt hier und dort ein langer Blitzstrahl empor; dazwischen spielen rote, gelbe und blaue Flammen. Jetzt vereinigen sich die Strahlen zu einem Bogen, der sich wie ein Diadem um den Horizont legt. Die Flammen werden lebhafter; sie fahren auf und ab, verbinden und trennen sich, schwinden und tauchen wieder empor, bilden durchbrochene Kronen, Turmruinen, Lichtgewinde, entblätterte Wälder. Denn rastlos schießen, wogen und schwimmen die Lichtstrahlen durch einander. Endlich erlischt die ganze Erscheinung. Doch sieh, dort zuckt wieder ein Strahl empor, jetzt noch einer; ein neuer Lichtbogen bildet sich. Auch dieser erlischt plötzlich, um einem neuen Platz zu machen, der wieder seine blutroten, smaragdgrünen, himmelblauen und goldgelben Strahlen spielen läßt, bis sich die Strahlen zu einer

glänzenden Krone einigen und das ganze Zauberspiel in Dunkel und Nacht verschwindet. An den Eiskrystallen der Gletscher, an den Eisburgen und trümmerhaften Säulengängen läßt das Nordlicht den Widerschein seiner bunten Lichtspiele tausenfach brechen. Alles scheint sich in Licht auflösen zu wollen. Der Krystall möchte zum Lichtstrahl werden und ins Unendliche fliegen. Überall lebt, funkelt und blitzt es; über dem Ganzen aber ruht ein geisterhafter, stiller Schimmer, wie wenn die Auferstehung durch das Grab des Todes hindurchbräche. Und mitten in diese Einsamkeit leuchtet das Eisfenster des Eskimo in matt feuerrotem Scheine, um das Wunderbare der Landschaft zu erhöhen Spähend schleicht der Polarbär um das Eisgebirge, um die unförmlichen Robben zu überraschen, oder die Gans im warmen Neste zu erhaschen.

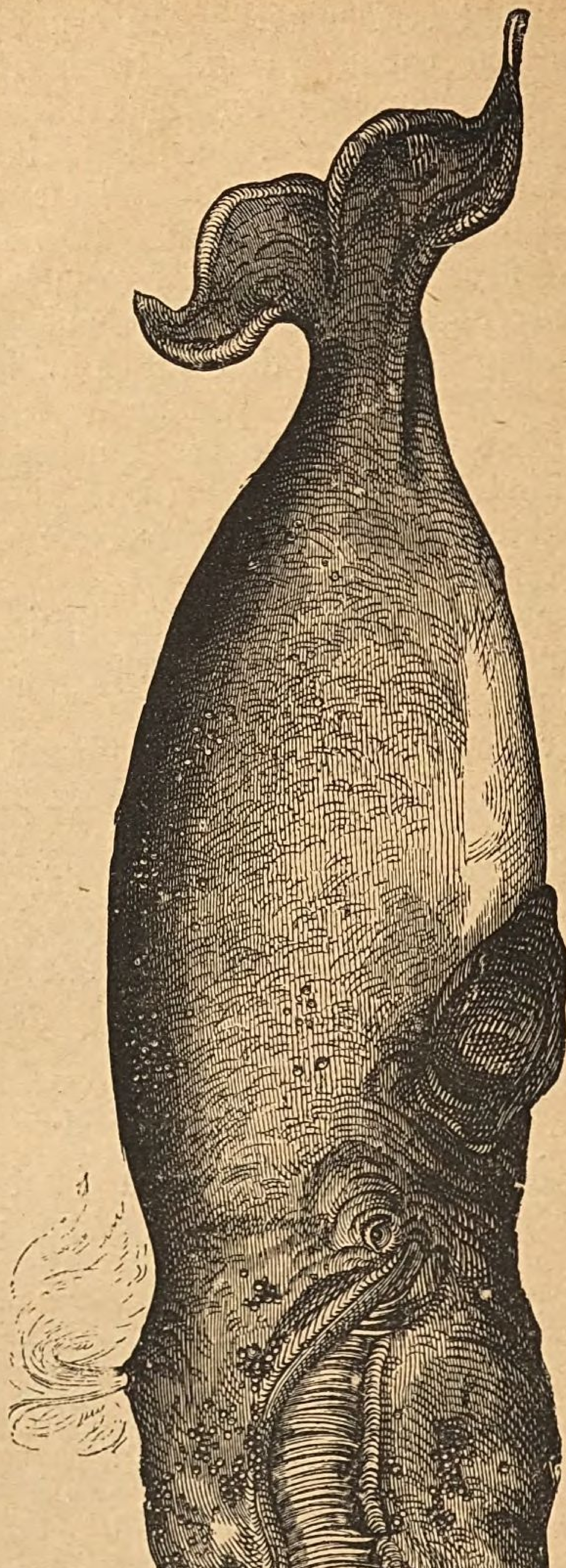
Durch das Nordlicht werden häufig die tage-, wochen- und monatelangen Winternächte in den kalten Polargegenden erhellt, so daß die Bewohner ihren Geschäften nachgehen können. Über das Wesen und den Grund dieser prachtvollen Erscheinung wissen die Naturforscher noch keine völlig genügende Erklärung abzugeben. Unzweifelhaft aber ist, daß sie mit dem Erdmagnetismus und mit der Elektricität innig zusammenhängt. Eine ähnliche Erscheinung beobachtet man auch in der südlichen Polarzone, und man heißt diese Südlicht. (Leseb. f. Volkssch.)

158. Der Walfischfang.

Wir versetzen uns in Gedanken in denjenigen Teil des Eismeeres, der sich zwischen Island und Grönland hinzieht.

Zwei Walfischfänger stehen sich gegenüber, ein englischer und ein amerikanischer. An Bord beider Schiffe ist alles bereit. Die Boote können ausgesetzt werden, sobald der Walfisch bemerkt wird. Es herrscht feierliches Schweigen; man hört nur das Anschlagen der Wellen an die Fahrzeuge. Um die Wachsamkeit seiner Leute anzuspornen, verspricht der englische Kapitän dem ersten, welcher die Beute erspäht, Jacke und Beinkleider. Das Versprechen wirkt augenblicklich; im Nu bedeckt sich das Takelwerk mit Matrosen.

Ein kaum merklicher schwarzer Punkt erhebt sich am Horizont. Ein Schrei wird in einem der Mastkörbe des



englischen Schiffes ausgestoßen: es ist ein Matrose von den Hebriden, dessen scharfes Auge das Fernrohr des Kapitäns übertroffen hat; — ein ungeheuerer Walfisch bewegt sich dem Fahrzeuge entgegen. Ein allgemeines Hurrah erschallt am Bord des englischen Schiffes. Während die Boote ins Meer gelassen werden, während die Mannschaft sich mit Eifer, aber ohne Verwirrung bereit macht, kommt das Ungetüm näher und näher; aber hinter ihm zeigt eine Wolke von Segeln, daß es von dem Amerikaner verfolgt wird. Endlich berühren die Boote plätschernd die Oberfläche des Wassers; die Ruder sind besetzt, und die Jagd beginnt. Teils aus Nationalstolz, teils aus Habgier streiten die Amerikaner mit den englischen Ruderern um die Wette. Es ist ein Augenblick lebhafter Angst. Während die Harpuniere sich vorsichtig mit erhobener Waffe nähern, verfolgt das Ungeheuer seinen Weg, dem Anscheine nach gleichgültig gegen die Anstrengungen seiner Feinde; dann aber, in einer Entfernung, wo die Harpune es erreichen kann, taucht es plötzlich den Kopf unter die Wogen, peitscht mit seinem furchtbaren Schweife das Wasser und verschwindet in dem Schaume.

Die kühnen Verfolger lassen sich nicht entmutigen. Sie wissen, daß das Untertauchen eines Walfisches nicht länger als eine halbe Stunde dauert, und daß er meistens unter Wasser denselben Weg verfolgt wie an seiner Oberfläche. Da aber jede Regel ihre Ausnahmen hat, so blicken sie unruhig nach allen Weltgegenden umher; die Boote werden von neuem aufgezogen oder ins Schlepptau genommen. Die beiden Schiffe steuern um die Wette in derselben Richtung hin, wie zwei Rennpferde. Der englische Kapitän schreitet auf dem Verdecke mit fieberhafter Heftigkeit auf und nieder, und doch vermag er nicht schneller zu segeln, als der Amerikaner. Da zeigt sich der Walfisch aufs neue in der Ferne, schwarz und riesenhaft, wie ein umgestürztes Wrack. Die Boote fliegen ihm nach; Engländer, Amerikaner, Walfisch, alles verwirrt sich vor den Blicken des atemlosen Zuschauers. In drei verschiedenen Fahrzeugen stehen die Harpuniere unbeweglich mit erhobenem Arme; eine Harpune durchfliegt die Luft; der Walfisch taucht abermals in die Schaumwolke, aber diesesmal schleppt er die Harpune mit, und aus dem Dunstschleier kommt ein leichter Kahn hervor, dessen Bewegung an Schnelligkeit dem vollen Laufe einer Lokomotive gleicht — der Amerikaner hat gesiegt!

Der Walfisch hat durch einen gewaltigen Ruck seine Richtung gewechselt. Plötzlich erblaßt der amerikanische Kapitän; denn das Ungetüm stürzt wie der Blitz gegen das Schiff und zieht eine Furche von Schaum und Blut so nahe an demselben hin, daß das Heft der Harpune am Bugspriet anstreift. Indessen zieht der Harpunier das Tau, an dem das Eisen befestigt ist, immer straffer an und nähert sich dem Walfisch. Verdoppelte Schläge färben die Fluten rings umher mit seinem Blute; das Wasser spritzt er in seinem Todeskampfe hoch auf. Er taucht abermals unter; das Boot läßt aufs neue die Leine los, und dann beginnt der letzte furchtbare Kampf. Das Ungeheuer dreht sich nach allen Seiten; ein Schlag seines Schweifes zertrümmert eines der Boote; dann aber, nach dieser Anstrengung, nach dieser letzten Rache öffnet es seinen ungeheuern Rachen, rollt schwerfällig auf die Seite und stirbt. (Fir.)

159. Der überseeische Kabel.

Mit Recht wurden die sogenannten sieben Wunder der alten Welt[1]) in der Geschichte gepriesen.

Aber was sind die hochgerühmten Werke des Menschengeistes und der Menschenhand des Altertums gegen die Wunderwerke der Neuzeit? Eines der staunenswertesten unter diesen ist ohne Frage die unterseeische Telegraphenleitung von Europa über den atlantischen Ozean nach Amerika. Durch dieses Werk feierten menschliche Erfindungsgabe und Ausdauer einen ihrer glänzendsten Siege. Zur Zeit als in unserem Vaterlande ein unerwartet rasch ausgebrochener Krieg die Gemüter in Aufregung erhielt (1866), wurde die große That des Friedens von den uns stammverwandten Engländern vollbracht. Schon seit einigen Jahrzehnten war die Frage, ob es möglich sei, über den Ozean eine Telegraphenleitung zu führen, Gegenstand eines lebhaften Streites gewesen, und es waren, wie stets bei neuen großartigen Plänen der Fall, auch hierin die Meinungen geteilt. Während die einen den Plan als ein

---

1) Als solche werden genannt: 1. die ägyptischen Pyramiden, 2. die Bauwerke von Babylon (Mauern, Belusturm, schwebende Gärten), 3. die Bildsäule des Zeus zu Olympia, 4. der Dianen-Tempel zu Ephesus, 5. der Koloß zu Rhodus, 6. der Pharus (Leuchtturm) an der Mündung des Nils, 7. das Grabmal des Königs Mausolus in Kleinasien.

Hirngespinst verspotteten, meinten die andern, es gehöre nur Mut und Geschicklichkeit und dann — Geld, viel Geld dazu, um denselben zu verwirklichen. Zum Glücke fehlt es den Engländern weder an dem einen noch an dem andern. Schon im Jahre 1857 waren die erforderlichen Geldsummen, so außerordentlich hoch sie sich auch beliefen, aufgebracht, und man schritt ans Werk. Auf zwei Kriegsschiffen, begleitet von einer Anzahl anderer Schiffe, wurden 2500 Meilen Kabel eingeschifft. Aber der Versuch mißlang. Im nächsten Jahre (1858) wurde er wiederholt. Nach Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten wurde die Legung des Kabels vollzogen, und am 5. August die erste Depesche auf demselben befördert. Doch die Freude war von kurzer Dauer. Die Zeichen wurden immer schwächer und hörten endlich ganz auf. Das Unternehmen war abermals mißlungen, und Millionen ins Wasser geworfen. Die Engländer gehören aber nicht zu den Leuten, die sich durch Mißerfolge entmutigen lassen. Zum zweitenmale wurden die erforderlichen Millionen Pfund Sterling aufgebracht und alles aufs gründlichste und gewissenhafteste vorbereitet, um den Erfolg zu sichern. Am 15. Juli 1865 ging das größte Schiff der Erde (der Great Eastern[1]) mit 2300 Meilen Kabel in See. Schon schien das Werk gesichert, — da riß der Strang ab, und das Unternehmen war wieder gescheitert.

Mit neuen Mitteln, neuen Kräften und neuen Erfahrungen griff man die Sache im Jahre 1866 abermals an, und nun bewahrheitete sich wieder glänzend, daß Ausdauer zum Ziele führt. Das Unternehmen wurde mit sicherem und dauerndem Erfolge gekrönt. Ende Juli war der unterseeische Draht gelegt, und mit der Schnelligkeit des Blitzes liefen die Mitteilungen von einem Kontinent zum andern. Ja, in Amerika kommen die Depeschen zu Stunden an, welche gegenüber der Zeit der Absendung aus Europa viel früher am Tage sind. Warum? Das wird euch der Herr Lehrer am Globus erklären. (G. N. M.)

160. Dichtersprüche.

Es sei übel oder gut,
Was im Finstern jemand thut,
Und was im Herzen wird erdacht,
Das wird noch all' ans Licht gebracht.

(Freidanks Bescheidenheit.)

---

1) spr. gretistern.

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist.
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist. (Goethe.)

Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen und sich ihrer entladen.
Jenes bedrängt; dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du, danke Gott, wenn er dich preſst,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläſst. (Goethe.)

161. Ein Tag unter dem Äquator.

Es ist 3 Uhr morgens; ich verlasse meine Hängematte; denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten. Ich öffne die Läden und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnisvoll und stille ist alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda[1]) und betrachte meine trauten Freunde, die Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung her stehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern; andere aber, die Tagschläfer sind, ragen, ruhig ausgebreitet, in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Paulinienhecken, begrüßet mit dem feinsten Wohlgeruche den Wanderer, und du, erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachttau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Tau die frisch aufatmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe eines Ziegenmelkers wach erhalten. Um 5 Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmäßiges Grau, mit Morgenrot verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher; der Landwind, der in Osten aufsteht, bewegt sich

1) spr. werânda.

langsam; — schon schimmern rosenrote Lichter um die Gipfel der Bäume. Die Zweige der Bäume regen sich; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen; Affen klettern schreiend ins Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen, lichtscheu taumelnd, ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's; die Nagetiere laufen ins Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, denen der prunkende Haushahn den Morgen anruft.

Immer heller wird es in der Luft; — der Tag bricht an; eine unbeschreibliche Feier ruhet über der Natur; — wie rote Blitze leuchtet der Sonnenrand; jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde im frischen Tauglanze, festlich, jugendlich heiter. Kein Wölkchen am Himmel; ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben; Tiere und Pflanzen im Genusse, im Kampfe. Um 7 Uhr beginnt der Tau zu verschwinden; der Landwind läßt etwas nach; schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin niedrig am westlichen Horizonte kleine weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu und verlängern sich allmählich weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; andere Blüten entfalten sich; andere hat die schnellere Entwickelung bereits hinweggerafft. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf; sie gestalten sich zu breiteren, dichteren Massen und ziehen bisweilen, verdunkelnd und kühlend, unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrscht. Es zucken die Pflanzen unter den brennenden Strahlen der Sonne; ganz selbstverloren, geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibri schwirren lustig näher; ein lebendiges Farbenspiel, gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägen Tiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des unteren Ufers weiter

hinauf und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief; sie senken sich schichtenweise ab; immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie, bläulichgrau, den Horizont; gegen den Zenith türmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel; nur hier und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich; aber um so heißer liegt die Glut der Luft auf der Landschaft.

Mittag ist vorüber. Trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Luft des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Tiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; schon erkältet sich die Luft; die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler und vom Winde übertönt, lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — Zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erhebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen atmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus; der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden, dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Äste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Zartheit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Tierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt, läßt das Säugetier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Flut, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch

die engen Waldwege dem Strome zu oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab; die Wolken entleeren sich allmählich, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber.

In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinanderziehen, nach Süden und Norden sich senken und wie am Morgen in dünnen, lichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturms ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahle abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Tier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So ziehet der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments. Mit ihr verschwinden die unruhigen Bewegungen der Tierwelt, welche nun, stille werdend, sich der nächtlichen Ruhe überläßt. Noch schimmern einzelne Lichtblicke im Abglanze der untergegangenen Sonne um die Firsten; da steigt in stiller Kühle ruhig, mild und geisterhaft der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur und der Äther, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demut und Vertrauen in das Herz des Menschen, die göttlichste Gabe nach einem Tage des Schauens und des Genießens.

(K. F. Ph. v. Martius.)

162. Von der Luft.

Die Luft, welche die Erde umgibt, bildet in großer Ausdehnung den Luftkreis oder die Atmosphäre; darum nennen wir auch die Luft, welche wir gewöhnlich um uns haben, atmosphärische Luft. Dieselbe besteht hauptsächlich

aus Sauerstoff und Stickstoff; außerdem ist aber auch noch etwas Kohlensäure in ihr vorhanden. Das ist eine Luftart oder ein Gas, welches aus Sauerstoff und Kohlenstoff zusammengesetzt ist.

Obschon die Kohlensäure nur einen sehr geringen Teil der atmosphärischen Luft bildet, so ist sie doch in der Natur vielfach verbreitet. An einigen Stellen, z. B. in der Dunsthöhle bei Pyrmont, in der Hundsgrotte bei Neapel, am Laacher See und an manchen andern Orten, besonders in vulkanischen Gegenden, strömt sie beständig aus der Erde hervor. Sie findet sich ferner im Wasser der Quellen, und diejenigen, welche dieselbe in großer Menge enthalten, wie z. B. das Selterswasser, heißen Sauerbrunnen, weil die Kohlensäure dem Wasser einen säuerlichen Geschmack mitteilt. Im Wasser und in geistigen Getränken ist die Kohlensäure heilsam; Wein und Bier schmecken sogar schal und fade, wenn sie keine Kohlensäure mehr enthalten, d. h. nicht mehr perlen. Bei der Gärung des Bieres und Weines entwickelt sich Kohlensäure, und daher ist es gefährlich, zu solcher Zeit in den Keller zu gehen, wenn nicht vorher die Kellerlöcher geöffnet worden sind; denn so heilsam die Kohlensäure in den Getränken für den Magen ist, so schädlich ist sie beim Einatmen für die Lungen. Sie erregt Schwindel und Betäubung und wirkt, rein eingeatmet, tödlich. Die Kohlensäure entwickelt sich ferner beim Verbrennen kohlenstoffhaltiger Körper (der Steinkohle, des Holzes u. s. w.), bei der Fäulnis von Pflanzen- und Tierkörpern, sowie beim Atmen der Menschen und Tiere. Beim Einatmen wird der in der Luft enthaltene Sauerstoff zum größten Teil von dem Blute aufgenommen, und was wir ausatmen, ist hauptsächlich Kohlensäure. Das ist der Grund, warum in einem Zimmer, wo viele Menschen sich eingeschlossen befinden, die Lichter immer düsterer brennen; denn Kohlensäure ist, wie zum Einatmen, so auch zur Unterhaltung des Feuers und der brennenden Lampen untauglich. Die Menschen fühlen in einem solchen Zimmer Beängstigung und würden endlich ersticken, wenn keine atmosphärische Luft mit Sauerstoff eindringen könnte. — Auch die Pflanzen atmen nachts eine Menge Kohlensäure aus, und deshalb ist es gefährlich, im Schlafzimmer viele Blumen zu haben. Noch gefährlicher aber ist es, glühende Holzkohlen mit in das Schlafzimmer zu nehmen, oder gar den

Schieber eines geheizten Ofens völlig zu verschließen. Denn die Kohlensäure, die sich aus dem Feuer entwickelt, hat nun keinen andern Ausweg mehr als in das Zimmer hinein, und gar mancher hat sie schon im Schlafe eingeatmet und ist dann nicht wieder erwacht. (W. Fix.)

163. Einfluß der Luft auf die Gesundheit.

Die Luft ist unserm Körper so notwendig wie die Nahrung, ja man möchte sagen, noch notwendiger, da man wohl einige Zeit ohne Nahrung zubringen kann, kaum aber einige Minuten ohne Luft.

Die Luft ist bald trocken, bald feucht, bald kalt, bald warm, bald mehr, bald weniger verdünnt, bald mehr, bald weniger mit schädlichen Luftarten oder Teilchen fester Körper angefüllt. Alle diese Eigenschaften üben einen wichtigen Einfluß auf den menschlichen Körper aus. Der Mensch kann allerdings für kurze Zeit eine sehr verdünnte Luft ertragen, wie dies die Besteigung hoher Berge bewiesen hat. Immer ist dies aber mit großen Beschwerden verbunden. Der französische Naturforscher Gay Lussac[1]), der vielleicht unter allen Menschen die größte Höhe erreichte, indem er in einem Luftballon 6300 m, also fast eine deutsche Meile emporstieg, der englische Reisende Fraser, der das Himálajagebirge durchwanderte, der erste Besteiger des Montblanc[2]), Saussure[3]), sie alle litten an Druck auf der Brust und heftigen Kopfschmerzen bei sehr beschleunigtem Pulse. Auch Humboldt und Bonpland[4]), welche die hohe Andeskette in Südamerika bereisten, erzählen viel von den Beschwerden, welche sie ertragen mußten, als sie den Gipfel des Chimborasso[5]) besteigen wollten In einer Höhe von 5200 m trat ihnen das Blut aus den Lippen und aus den Augen, während sie 1750 m über sich einen Kondor bemerkten, der sich noch ganz wohl zu befinden schien.

Mehr zusammengedrückt ist die Luft in der Tiefe, besonders in den Schachten der Bergwerke. Da aber die tiefsten Gruben in Tirol nur 1050 m, die der reichen Bergwerke in Ungarn und im sächsischen Erzgebirge um Freiberg kaum 525 m in die Erde hinabreichen, so kann man von den Einflüssen solcher verdichteten Luft nicht viel sagen.

1) gä-lüssak. 2) monsblans. 3) sossür. 4) bonsplans. 5) tschimboradso.

Die Bergleute befinden sich in dieser Tiefe noch wohl. Versuche mit der Taucherglocke, in der die Luft sehr zusammengepreßt wird, haben gelehrt, daß allerdings zuerst sehr anangenehme Empfindungen, Eingenommenheit des Kopfes und besonders große Harthörigkeit entstehe, welche sich aber nach und nach verlieren.

Die Luft in eingeschlossenen Räumen wird, wenn viele Menschen beisammen sind, durch den Verbrauch des Sauerstoffes und die Bildung des kohlensauren Gases beim Atmen sehr verdorben. Der Aufenthalt in engen, stark bevölkerten Städten, in Fabriken, in dumpfen, unsauberen Wohnungen ist gewiß schädlicher, als man gewöhnlich meint, zumal da auch noch Kohlendampf, Staub und andere fremdartige Teile die Luft verunreinigen.

Eine trockene und mäßig warme Luft ist im allgemeinen der Gesundheit am zuträglichsten, einer reizbaren Brust sagt freilich eine feuchte Wärme noch besser zu. Sehr schädlich ist die feuchte, mit Stoffen von verwesenden Pflanzen und Tieren angefüllte Luft, wie z. B. die Ausdünstungen der Sümpfe. Alle Orte, welche in der Nähe von Sümpfen oder anderen stehenden Gewässern ohne hinreichenden Abfluß liegen, sind von bösartigen Fiebern heimgesucht. Dies gilt in Europa hauptsächlich von Holland und den pontinischen Sümpfen bei Rom, sowie von den nassen Ebenen am Po, in denen der Reis gebaut wird. (In Spanien wurde der Anbau dieser Sumpfpflanze vor längerer Zeit bei Todesstrafe verboten.) Noch gefährlicher sind die Ausdünstungen der Sümpfe in heißen Erdstrichen, besonders an Meeresküsten, die der Flut ausgesetzt sind. Die von der Ebbe zurückgelassenen Seetiere verfaulen in der brennenden Sonnenhitze gar bald und rufen das gelbe Fieber und andere bösartige Krankheiten hervor, welche besonders für Neuangekommene sehr gefährlich sind.

Köstlich ist dagegen der Aufenthalt in den Ländern von mittlerer Erhebung, in den Landstrichen am Mittellauf der Ströme. In der reinen Alpenluft der Schweiz finden viele die Gesundheit wieder; doch ist der Aufenthalt nur wenige Monate hindurch angenehm, der Winter rauh. Brustleidende gehen im Winter häufig in das südliche Frankreich und an die italienische Küste, besonders nach Nizza. Die eigentliche Schwindsucht verläuft jedoch an den Küsten des Mittelmeeres gewöhnlich sehr rasch, und viele Bewohner des nörd-

lichen Europas finden dort ein frühes Grab. Das kurze Wohlbefinden in den milden Ländern des Ölbaums und der Südfrüchte ist nur ein Hoffnungsschimmer, dem der Tod um so schneller folgt. Dagegen gibt es in den heißen Ländern mehrere hochgelegene Ebenen mit einem glücklichen, gemäßigten Klima, das Kranken aller Art einen gesunden Wohnplatz gewährt. Reisende, welche die feuchten Küsten rasch durcheilen und die Höhen besteigen, werden selten vom gelben Fieber befallen. In Ostindien haben die Engländer auf den Hochflächen Krankenhäuser erbaut, in denen die in der Sumpfluft der heißen Niederungen erkrankten Soldaten zum großen Teile wieder Genesung finden.

Die Bewohner der hohen Alpengegenden sind stark und gesund. Dagegen finden sich in mehreren engen, stets von kalten, feuchten Nebeln erfüllten Thälern die Cretinen in größter Zahl, arme Blödsinnige mit ungeheuern Kröpfen.

Der Genuß der reinen, frischen Luft erquickt und erheitert jeden Menschen. Man sollte sich diesen Genuß so oft als möglich zu verschaffen suchen. Im Frühjahr benutze man den Morgen, im Sommer den Abend, um unter Laub- und Nadelholz, das von der Sonne beschienen ist, spazieren zu gehen. Im Herbst und Winter eile man gleich nach Tische ins Freie. Besonders sollten sich dieses zahlreiche Handwerker und Fabrikarbeiter merken, die häufig in einer mit Staub oder gar mit giftigen, metallischen Dünsten angefüllten Atmosphäre leben müssen. Gewiß würden ihrer nicht so viele an der Lungensucht oder Brustwassersucht sterben, wenn sie selbst mehr darauf bedacht wären, frische, gesunde Luft einzuatmen. (Rud. Wagner.)

164. Das Wetterglas.

Das Wetterglas heiſst auch Barometer. Mancher hat ein solches in seiner Stube hängen, um daran zu sehen, ob es morgen oder heute noch Sonnenschein oder Regen geben wird. Weiſst du auch, wie es zugeht, daſs man an dieser gläsernen Röhre sehen kann, was in der unsichtbaren Luft für Veränderungen vorgehen?

Merke:

Erstlich: Ein gutes Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich Quecksilber sammelt, eine kleine Öffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anderes ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen

Röhre, wo das Quecksilber aufhört, ist keine Luft, sondern nichts.

Drittens: Die Luft aber geht von aufsen durch die kleine Öffnung an der Spitze des Kölbleins hinein und drückt auf das Quecksilber, und so treibt sie dies in der langen Röhre zwischen 70—72 cm in die Höhe, bis es nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es vermöge seiner Schwere der Luft wiederum dergestalt entgegen, dafs beide in das Gleichgewicht treten.

Merke viertens die Hauptsache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich. Wird nun die Spannung auf einmal stärker, so drückt sie auch mit neuer Kraft auf das Quecksilber im Kölblein, so dafs es in der Röhre höher hinauf mufs, manchmal über 72 cm hinaus. Sobald aber der Druck der Luft im geringsten nachläfst, sinkt das Quecksilber in der Röhre, manchmal bis 70 cm herab. Also steigt und fällt das Quecksilber oder, wie man sagt, das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel in der Luft.

Merke endlich fünftens: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt stärker zu drücken, dafs alsdann gemeiniglich das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläfst und matt wird, so macht sich gewöhnlich ein Regen zurecht, oder ein Sturmwind oder ein Gewitter. Bisweilen trügen freilich alle Zeichen und Hoffnungen, wie jeder weifs, der ein Wetterglas hat. (Joh. Peter Hebel.)

165. Wind und Wetter.

Die Luft gerät zuweilen in eine lebhafte Bewegung, und diese heißt dann Wind. Sie ist nämlich nicht in allen Gegenden gleich warm; die warme Luft ist aber, wie wir wissen, leichter als die kalte; erstere steigt daher stets in die Höhe, während nach dem Orte, wo sie sich befand, kältere Luft hinströmt. Darum ist es in den Zimmern oben stets wärmer als am Fußboden, und wenn man die Thür öffnet, entsteht ein Luftzug, ein kleiner Wind, indem die warme Luft oben zur Thür hinausfließt. Was hier im kleinen geschieht, geschieht in der Natur im großen. Unter dem Äquator wird die Luft sehr heiß; sie steigt hoch und fließt den Polen zu, von wo die kalte Luft unter der oberen wärmeren Schicht nach dem Äquator zieht. Auch der Wechsel zwischen dem wärmeren Tage und der kälteren Nacht, dann

der Wechsel der Jahreszeiten muß Luftströmungen oder Winde verursachen.

Man benennt den Wind nach den verschiedenen Himmelsgegenden, aus denen er kommt, und zählt daher vier Hauptwinde: den Nord-, Ost-, Süd- und Westwind. Die zwischen den Weltgegenden herwehenden Winde nennt man: Nordost-, Südost-, Nordwest- und Südwestwinde. Die Seefahrer machen noch schärfere Unterschiede und zählen 32 Windrichtungen.

Sehr starke Winde heißen Stürme oder Orkane. Die Winde sind außerordentlich nützlich, ja für den Haushalt der Natur unentbehrlich; sie vertreiben schädliche Dünste, trocknen den allzufeuchten Erdboden und fördern so das Wachstum der Pflanzen und das Wohlsein der Menschen und Tiere, ganz abgesehen von den vielfachen Vorteilen, die sie dem Gewerbebetrieb und besonders der Schiffahrt gewähren. Aber die Stürme sind auch schrecklich, wenn sie heulend über die Erde dahinbrausen, Bäume entwurzeln, Wälder krachend niederstürzen, Dächer in die Luft führen, die festesten Gebäude erschüttern und selbst Ströme in ihrem Laufe hemmen.

Doch entsetzlicher noch ist der Anblick der tief erschütterten Luft auf dem Meere. Masten zerbrechen, Schiffe scheitern. Mit dem Sausen des Orkans mischt sich das Erbrausen der geschlagenen Wellen, die in schauerlicher Beweglichkeit bald Abgründe zu öffnen, bald die Wolken des Himmels zu berühren scheinen.

Am schauerlichsten sind die Stürme in den heißen Weltgegenden. So zittert der Ägypter, wenn der tödliche Chamsin oder Glutwind aus den Wüsten hervorbricht. Ähnlich dem Chamsin und dem afrikanischen Samum ist der von Afrika nach Europa herüberwehende Sirocco, den uns ein Reisender Italiens folgendermaßen schildert: Du erwachst morgens ohne Stärkungsgefühl, und bei dem ersten Atemzuge fühlst du des Feindes Nähe. Ein Blick aus dem Fenster zeigt dir den Horizont in dicke, weißgraue Nebel gehüllt, die wie Gebirge auf dem Meere lagern. Mit jeder Tagesstunde steigt der bleierne Druck der Hitze, die unerträgliche Schwüle der Luft. Unbehagen und Mattigkeit nehmen überhand, einige Landleute schleichen nach vergeblichen Versuchen, im Freien zu arbeiten, todmüde in die Dörfer. Man sitzt einsilbig bis zum Mittagessen, bei dem der Appetit fehlt. Nicht

einmal so viel Kraft und Lust, um in einem Buche zu blättern, ist vorhanden. Dann legt man sich zur Siësta (Mittagsruhe), von der man sich noch erhitzter erhebt. Kein Blatt rührt sich im Walde. Der schwirrende Ton der Cicade klingt hell und trocken durch die Büsche: es ist die hörbar gewordene Siroccohitze. Man fühlt den Schweiß auf der Haut perlen. Da plötzlich streift uns ein Luftzug, aber so kühl und feucht, daß man erschreckt das Oberkleid um den Leib zieht. Die augenblickliche Erfrischung des Bades läßt die Hitze nachher nur um so schrecklicher empfinden. Der Sonnenball hängt blutrot in den Siroccowolken, die sich wie ein vom Schiffsbrande erleuchtetes Meer durch einander wälzen. Der Eindruck ist furchtbar, und das Schauspiel hat etwas, als könne jeden Augenblick ein Erdbeben den alten vulkanischen Grund erschüttern.

Im ganzen genommen ist die gemäßigte Zone dadurch ausgezeichnet, daß oftmals der warme obere Westwind herunterstürzt und unsere Luft plötzlich erwärmt, und daß bald darauf der kalte, schwere, untere Ostwind sein Regiment wieder gewinnt, daher ein beständiger Wechsel des Wetters zu jeder Jahreszeit eintreten kann, und auch wirklich meist stattfindet. Den kalten Ostwind, weil er schwer ist, verkündet das Barometer durch Steigen, den warmen Westwind, weil er leicht ist, verrät es durch Fallen, und so wird es zum Vorboten des Wetters. Denn der Ostwind bringt kalte, harte und heitere Luft, der Westwind, welcher sich über dem südlichen Meere mit Feuchtigkeit sättigte, warme, weiche und wässerige Luft herbei, aus welcher je nach den Jahreszeiten Regen oder Schnee herabfällt. Diese Niederschläge sind am stärksten und gewöhnlich mit heftigen Gewittern verbunden, wenn der kalte Strom dem warmen gerade begegnet, weil die Abkühlung der warmen, mit Wasser gesättigten Luft eine gewaltsame Ausscheidung des Wassers in Tropfengestalt bewirkt.

So ist der Wind der eigentliche Wettermacher; er duldet nicht, daß wir in der Wärme leben, die er vom Äquator uns zuführt, noch in der Kälte, die er vom Pole mitbringt; sondern er führt uns das Wetter zu, das am Pol und am Äquator für uns gebraut wurde, und bringt so den unendlichen Reichtum der Erscheinungen, welcher mit jedem Morgen von neuem die Frage nach dem Wetter veranlaßt.

(Leseb. v. Niedergesäß.)

166. Das Lied vom Winde.

Sausewind! Brausewind!
Dort und hier!
Deine Heimat sage mir!
„Kindlein, wir fahren
Seit viel, vielen Jahren
Durch die weite Welt
Und möchten's erfragen,
Die Antwort erjagen
Bei den Bergen, den Meeren,
Bei des Himmels klingenden Heeren;
Die wissen es nie.
Bist du klüger als sie,
Magst du es sagen.
— Fort, wohlauf!
Halt uns nicht auf!
Kommen andre nach, unsre Brüder,
Da frag wieder." (Eduard Mörike.)

167. Wärme und Kälte.

Was eigentlich Wärme sei, ist schwer mit Worten auszudrücken, und man muß sich zur Erklärung derselben daran halten, wie sie sich äußert, oder welche Wirkungen sie hervorbringt. Die Sonnenstrahlen erzeugen Wärme; dasselbe thun alle brennbaren Stoffe, wenn sie brennen oder glühen. Es gibt aber außerdem noch mehrere Ursachen, wodurch Wärme entsteht; solche sind die Reibung, der Druck, die Gärung u. a. Wenn man mit einem Bohrer ein Loch durch ein Brett bohrt, so wird derselbe heiß, und um so heißer, je schneller man bohrt, d. h. je kräftiger und anhaltender die Reibung ist, welche zwischen dem Eisen des Bohrers und dem Holze stattfindet. Der Naturforscher Graf von Rumford ließ einst in München, um diese Wirkung der Reibung zu zeigen, unter Wasser ein Kanonenrohr bohren, wobei dem Wasser eine solche Hitze mitgeteilt wurde, daß es nach einiger Zeit zu sieden anfing. So kann auch der Schmied durch heftiges Hämmern ein Stück Eisen derart erhitzen, das es zuletzt glüht. Wenn nasses Heu einige Zeit in dichten Haufen auf einander liegt, so fängt es an zu gären; dabei entwickelt sich eine bedeutende Wärme, und diese kann sich so steigern, daß das Heu von selbst zu brennen anfängt. Durch heftiges Zusammenpressen nehmen alle Gegenstände eine erhöhte Wärme an, ja durch zusammengedrückte Luft kann man selbst Feuer erzeugen.

Obwohl man gewöhnlich Wärme und Kälte als zwei verschiedene Dinge betrachtet, so besteht doch eigentlich kein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen. Warm nennen wir einen Gegenstand im allgemeinen, wenn er bei Berührung mit unserer Hand oder mit andern Körperteilen das Gefühl hervorbringt, daß er eben so warm oder wärmer ist wie unser Körper, und höhere Wärmegrade bezeichnen wir mit dem Ausdrucke heiß — Hitze. Sagt uns das eigene Gefühl, daß der Gegenstand eine geringere oder viel geringere Wärme hat als unser Körper, so nennen wir ihn kühl, oder kalt. Warm und kalt sind daher nur verschieden im Verhältnis zu unserm Gefühlsvermögen, und die Kälte ist nichts anderes als ein geringerer Grad von Wärme.

Manche Dinge werden schneller warm als andere, wenn auch der gleiche Wärmegrad auf sie einwirkt. Ein Stück Holz z. B., welches vier Zoll lang ist, kann sehr gut in der Hand gehalten werden, auch wenn es an dem einen Ende glüht. Dieses kann man aber nicht thun mit einem gleich großen Stück Eisen; denn die Wärme geht viel schneller durch Eisen als durch Holz. Aus demselben Grunde kann man eine Pfanne mit kochendem Wasser nicht angreifen, ohne sich zu brennen, wenn sie einen kurzen Stiel von Eisen oder anderm Metall hat; ist aber der Stiel von Holz, so brennt man sich beim Anfassen desselben nicht. Alle Dinge, welche langsam warm werden, lassen auch die Wärme langsam durch sie hindurch; solche Gegenstände sind Holz, Stein, Wolle, Haare, und man nennt sie in der gewöhnlichen Umgangssprache warme Gegenstände. Wir bauen deshalb zum großen Teil aus diesen Gegenständen unsere Wohnungen und machen unsere Kleider daraus. Die letzteren wärmen jedoch unsern Körper nicht dadurch, daß sie selbst in sich Wärme haben, sondern dadurch, daß sie die Wärme, welche sie aus unserm Körper erhalten, nicht durch sich hindurchlassen. Anders ist es mit jenen Dingen, welche schnell warm werden; denn diese kühlen auch schnell wieder ab. Solche sind z. B. alle Metalle. Eine Kleidung aus Eisen würde wohl sehr dicht gemacht werden können; aber warm könnte man sie nicht nennen. Denn das Eisen würde wohl die Wärme rasch aus unserm Körper in sich aufnehmen, aber eben so rasch durch sich hindurchlassen und an die umgebende Luft mitteilen. Aus dem gleichen Grunde würde ein Haus von Eisen im Sommer furchtbar heiß, im Winter

sehr kalt sein. Hiergegen streitet nicht, daß man gleichwohl wie dies heutzutage in manchen Ländern, z. B. in Amerika, häufig geschieht, Häuser von Eisen baut. Diese Häuser haben nämlich doppelte Wände und werden dadurch warm, daß sich zwischen diesen doppelten Wänden Luft befindet, welche ein sogenannter warmer Körper ist, eben so wie Holz und Steine. Man nennt Eisen und andere Metalle „gute Wärmeleiter", weil sie, wie erwähnt, die Wärme leicht durch sich hindurchlassen, hindurchleiten; von Holz, von Steinen, Wolle, von der Luft dagegen sagt man, daß sie „schlechte Wärmeleiter" sind.

Merkwürdig ist auch, daß Gegenstände von dunkler Farbe schneller warm werden als von heller Farbe. Deshalb sind helle Kleider kühler als dunkle, und aus diesem Grunde schmilzt der Schnee schneller in der Sonnenwärme, wenn man Kohlenstaub oder dunklen Sand auf ihn streut.

(Nach Dr. N. J. Berlin von Dr. L. Tutschek.)

168. Das Gewitter.

I.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen; die Nacht überwältigt den Tag. Die Lüfte heulen; die Wälder rauschen; die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher. Die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestüm fort. Es fliehen die scheuen Tiere den Felshöhlen zu; mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter den Dächern und Bäumen. Der Landmann eilt nach seiner Hütte; Felder und Gärten werden verlassen. Das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Nacht immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohr immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreißen; ein erschreckliches Krachen füllt den weiten Luftraum; die Erde bebt, und alle Widerhalle in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die

flammenden Blitze, Strahl auf Strahl, aus, durchkreuzen die schwülen Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab und werfen Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last und stürzen in ganzen Fluten herab, und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, tobt das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter.

II.

Aber nach dem tobenden Gewitter, welche Anmut erscheint nicht in der ganzen Natur! Die finsteren Gewölke zerteilen sich, bestrahlt von einem glänzenden Lichte; eine lächelnde Heiterkeit, die alles erfreut, breitet sich am ganzen Himmel aus; ein blaues Gewand, von bunten Streifen durchwebt, bricht hinter dem zurückwallenden Vorhang hervor und spiegelt sich wieder auf dem beruhigten Gewässer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt; bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem goldenen Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt, wie seine malerischen Farben in einem doppelten Abglanz spielen und in der klaren Flut der See widerscheinen! Das nahe bejahrte Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken steckt, nimmt eine ungewöhnliche Freundlichkeit an, verjüngt von der hellen Pracht, mit der es der Bote des versöhnten Himmels überstreut. Die gekühlten Lüfte tröpfeln nach von einigen Regenstäubchen; die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe der Wolken; die Gebüsche blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen und regnen, von gaukelnden Westen bewegt, von neuem den zu schweren Reichtum der Tropfen herab. Das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken schienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung; alle Gewächse heben sich wieder empor, und das Grün der Felder reizt in einem hellen Schmuck. Die Wälder erneuern ihre Freude; Scharen von Schwalben schwärmen wieder im fröhlichen Zuge umher; die Herden schütteln die triefende Wolle und blöken vor Wollust; tausend kleine Stimmen schwirren in den Wiesen. Der Wanderer verläßt segnend den schützenden Baum und setzt munterer seine Reise wieder

fort; der Landmann eilt erfrischt wieder zu seiner Arbeit. Alles frohlockt über die Wollust der Kühlung, und alle Kräuter gießen Reichtümer von süßen Gerüchen aus.

(Lorenz Hirschfeld.)

169. Das Gewitter.

1. *Urahne, Grossmutter, Mutter und Kind*
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind; die Mutter sich schmückt;
Grossmutter spinnet; Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

2. *Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag;*
Wie will ich spielen im grünen Hag;
Wie will ich springen durch Thal und Höhn;
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. *Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag;*
Da halten wir alle fröhlich Gelag;
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid;
Dann scheint die Sonne wie Gold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. *Grossmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag;*
Grossmutter hat keinen Feiertag;
Sie kochet das Mahl; sie spinnet das Kleid;
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der that, was er sollt!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. *Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag;*
Am liebsten morgen ich sterben mag;
Ich kann nicht singen und scherzen mehr;
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer:
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

6. *Sie hören's nicht, sie sehen's nicht;*
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Grossmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind;
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

(Gustav Schwab.)

170. Rätsel.

1. Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe, silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen
Sah sie der allerältste Greis.

2. Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

3. Er treibt sie aus zu goldnen Thoren;
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

4. Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten;
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!

(Schiller.)

171. Der Himmel.

1. Der Himmel ist, in Gottes Hand gehalten,
Ein großer Brief von azurblauem Grunde,
Der seine Farbe hielt bis diese Stunde
Und bis an der Welt Ende sie wird halten.

2. In diesem großen Briefe ist enthalten
Geheimnisvolle Schrift aus Gottes Munde;
Allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

3. Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
Dann liest das Auge drin in tausend Zügen
Nichts als nur eine große Hieroglyphe:

4. Gott ist die Lieb', und Liebe kann nicht lügen!
Nichts als dies Wort, doch das von solcher Tiefe.
Daß niemand es auslegen kann zur G'nügen. (Fr. Rückert.)

172. Der Sternenhimmel.

Wenn am Abend das schöne Licht des Tages verschwindet und finstere Schatten Stadt und Dorf umziehen; wenn das laute Geräusch des Lebens verstummt und alle müden Sterblichen zum Schlaf niedersinken: dann erhebt sich ernst und feierlich die Nacht, und vom Himmel herab strahlen die ewigen Gestirne in unsere Finsternis hernieder und leuchten aus der Unendlichkeit des Weltalls freundlich herab.

Diese herrlichen Gestirne, welche bei Nacht am Himmelsgewölbe leuchten und samt Sonne und Mond uns Erdbewohnern zum Abmessen unserer Jahre dienen, sind Welten von sehr verschiedener Art und Ordnung, und sie sind Zeugen von der unendlichen Weisheit, Macht und Güte unseres Gottes.

Die Zahl und Mannigfaltigkeit der Sterne ist unendlich grofs. Mit unbewaffneten Augen kann man bei reinstem Himmel nachts beinahe 1100 Sterne, d. h. 1100 Weltkörper zählen, die gröfser als unser Erdball sind. Wird aber der scharfe Blick des Auges durch

Fernrohre bewaffnet, so erkennt man in dem ungeheuren Raume des Himmels, so weit wir ihn übersehen können, über 80000 Sterne, von denen einer immer tiefer hinaus im unendlichen Raume des Weltalls steht, als der andere. Durch die besten Fernrohre aber entdeckt man eine noch bei weitem gröfsere Summe von Gestirnen. Sternkundige haben vermittels ihrer Fernrohre an einem nur kleinen Fleck des Himmels so viele Sterne gezählt, dafs, wenn alle Teile des Firmaments mit eben so viel Gestirnen geschmückt sind, der ganze Himmel über 75 Millionen Sterne trägt! Könnte menschliche Kunst das Auge noch mehr schärfen, dafs es in noch fernere Gegenden des unendlichen Weltalls zu dringen vermöchte — die Zahl der Himmelskörper wäre nicht mehr durch Worte auszudrücken.

Aber die Entfernung der Gestirne von unserm Erdball ist nicht minder grofs, als deren Menge. Die meisten dieser Sterne schweben in so ungeheuerer Weite von uns, dafs sie auch durch die allerkostbarsten Fernrohre nicht gröfser erscheinen, als wir sie mit blofsen Augen sehen können. Es gibt keine Zahl, die Entfernung aller von uns auszudrücken. — Einer der allernächsten Sterne für uns ist das prachtvollste Tagesgestirn, die Sonne. Sie erscheint, durch das Fernrohr betrachtet, noch vergröfsert, und doch beträgt ihre Entfernung von uns 20—21 Millionen Meilen! Dies ist eine ungeheuere Entfernung, von der wir uns einen ungefähren Begriff machen können, wenn wir bedenken, dafs eine Kanonenkugel bei aller ihrer Geschwindigkeit dennoch über 25 Jahre fliegen müfste, um von der Sonne ab auf unsere Erde zu kommen.

Der Fixstern, welcher nächst der Sonne unserer Erde am nächsten steht, ist der hellglänzende Sirius. Er ist über 10 Billionen Meilen, also gegen 400000 mal weiter von uns entfernt, als die Sonne; eine Kanonenkugel würde erst in 10 Millionen Jahren von der Erde aus dahin kommen, und sein Licht gelangt erst nach 7 1/2 Jahren zu uns. Diese ungeheure Entfernung nennen die Astronomen eine Sternweite.

Welche Gröfse des Weltalls! welche Unendlichkeit! Und doch sehen wir gewifs nur den geringsten Teil dieser im grenzenlosen Himmelsraum wandelnden Sonnen

und Erden. Noch strahlen und wandeln Millionen und Millionen derselben in weit entlegeneren Gegenden. Denn von Jahrhunderten zu Jahrhunderten haben die Sternkundigen hin und wieder einen neuen Stern erblickt, der viele Jahre lang neben anderen Gestirnen leuchtete, dann wieder schwächer glänzte und, sich in die Ewigkeit des Weltalles verlierend, verschwand. Wohin ging er? Wem leuchtet er jetzt? — Eben so erscheinen von Zeit zu Zeit jene unter dem Namen „Kometen“ bekannten Gestirne. Sie treten aus unbekannten Fernen allmählich immer heller hervor, strahlen mit sonderbarem Glanze, wenden sich wieder von uns ab, werden, je weiter sie in den grenzenlosen Weltenraum zurückkehren, kleiner, leuchten immer schwächer, bis sie dem Auge ganz entfliehen. Wer sagt uns, wo im uferlosen Weltall ihre Heimat sei?

Aber unser Erstaunen über die Gröſse des endlosen Raumes, den wir Sternenhimmel nennen, steigt mit jeder neuen Betrachtung. Wir erblicken einen hellen, weiſsglänzenden Streifen, gleich einer entfernten lichten Wolke von Nordwest nach Südost mitten durch den heiteren Nachthimmel gezogen. Dieser weiſse, ewig bleibende Schimmer wird von uns die Milchstraſse genannt. Umsonst will das Auge, mit den kostbarsten Fernrohren bewaffnet, diese erhellte Himmelsgegend durchforschen. Es findet nichts als ein ungeheueres Meer unveränderlichen Glanzes. Es sind die verworrenen Strahlen von Millionen und abermal Millionen entfernter Sonnen; es ist das Licht von so weit im unermeſslichen Abgrund der Himmel befindlichen Gestirnen, daſs wir diese selbst nicht mehr sehen können. Nur der letzte matte Schimmer ihrer Strahlen rührt noch schwach unsern Blick. Wohnten wir auf einem andern, jener Milchstraſse näher schwebenden Weltkörper, dann würden wir statt des weiſsglänzenden breiten Streifens am Himmel einen Ozean von Glanz und Licht aus Milliarden Sonnen, Stern dicht an Stern gedrängt, sehen, so daſs alles nur ein einziges Feuer zu sein schiene.

Die verwegenste Einbildungskraft schaudert in dieser Grenzenlosigkeit der Schöpfung furchtsam zurück. Und könntest du mit Flügeln, schneller als der Blitz, von Stern zu Stern dich schwingen; hättest du die Erde und

ihre Sonne weit hinter dir zurückgelassen — und flögest du von einem Jahrtausend durch das andere Jahrtausend — du suchtest vergebens das Aufhören des Weltalls. Immer neue Gestirne, neue Schöpfungen würden dir aus endlosen Entfernungen entgegenstrahlen. Und hättest du sie erreicht, so würden sich wieder neue glanzvolle Welten aus neuen Fernen dir offenbaren. Du siehest kein Ende, kein Ufer. Du erreichst nicht den Saum der Allmacht und ihrer Wirkungen. (Nach Schubert u. Zschokke.)

173. Die Sternschnuppe.

1. Wiſst ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt?

2. Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

3. Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daſs sie auf alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

4. Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt,

5. Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh,
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh.

6. Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.

7. Das ist's, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt. (Fr. v. Sallet.)

174. Das Licht und die Farben.

Licht kommt nicht nur von den Sonnenstrahlen, sondern auch von irdischen Stoffen, welche brennen. In beiden Fällen ist das Licht jederzeit von Wärme begleitet. Aber wie es Gegenstände gibt, welche warm sind, ohne zu leuchten, eben so gibt es auch solche, welche Licht von sich geben, ohne mehr Wärme auszustrahlen als dunkle.

Als Beispiele hierfür können Phosphor, faules Holz und Leuchtwürmer dienen, welche in der Dunkelheit leuchten, aber keine fühlbare Wärme verbreiten.

Das Licht ist die Ursache, daß die Gegenstände sichtbar sind, und je mehr sie Licht erhalten, desto deutlicher werden sie gesehen. In vollständiger Dunkelheit sieht man nichts.

Wenn ein Gegenstand für das Auge sichtbar wird, so geschieht dies dadurch, daß von jedem Teile desselben Lichtstrahlen in unser Auge gelangen. Diese Strahlen gehen jederzeit in geraden Linien; wenn daher etwas Undurchsichtiges zwischen dem Gegenstande und dem Auge sich befindet, so sieht man den Gegenstand nicht, denn die Lichtstrahlen können dann nicht zum Auge gelangen. Wie fein das Licht ist, und wie fein seine Strahlen sind, erkennt man daraus, daß man eine ganze Landschaft mit Wiesen, Bäumen und Häusern durch ein Loch sehen kann, welches man mit einer Nadel in ein Stück Papier gestochen hat; von jedem Teile der Wiesen, Bäume und Häuser kommen durch diese kleine Öffnung Lichtstrahlen zum Auge.

Ein Baum oder ein Berg, welcher weit entfernt ist, scheint kleiner zu sein, als wenn man ihn in geringerer Entfernung sieht. Dies kommt daher weil die Lichtstrahlen, welche von den äußersten Rändern eines Gegenstandes ausgehen, in unserm Auge mehr spitz zusammenlaufen, wenn der Gegenstand weit entfernt, als wenn er in unserer Nähe ist.

Das Licht macht seinen Weg mit so unglaublicher Geschwindigkeit, daß kein Unterschied zwischen der Zeit zu bemerken ist, in welcher man irgend etwas vorgehen sieht, und der Zeit, in der es wirklich vorgeht, außer auf sehr weite Entfernungen. Eine genaue Messung jener Geschwindigkeit ist deshalb sehr schwierig; sie wurde aber gleichwohl vorgenommen. Wir wissen z. B., daß das Licht von der Sonne bis zur Erde seinen Weg von 20 Millionen Meilen in acht Minuten zurücklegt.

Daß das Licht viel schneller läuft als der Schall, hat man oft Gelegenheit zu bemerken. Wenn man einen Mann in weiter Entfernung Holz hacken sieht, ist für das Auge das jedesmalige Niederfallen des Beiles längst vorbei, bis der durch den Hieb hervorgebrachte Schall an das Ohr schlägt; auf dieselbe Weise bemerkt man das Feuer von einem Büchsenschuß, oder den Blitz von einer Kanone viel früher, als man den Knall hört, wenn man nicht sehr nahe dabei steht.

Aber das Licht ist nicht allein die Ursache, daß die Dinge gesehen werden, sondern es bewirkt auch, daß man sie mit einer gewissen Farbe sieht. In der Dunkelheit sind alle Dinge schwarz. Der Regenbogen mit seinen sieben Farben entsteht dadurch, daß die Sonenstrahlen in den

kleinen Wassertropfen einer Regenwolke sich brechen. Läßt man das Sonnenlicht durch ein Stück Glas gehen, das dreieckig geschliffen ist, so entstehen dieselben sieben Farben; ja selbst wenn man ein Trinkglas zur Hälfte mit Wasser füllt und es in geneigter Richtung über weißes Papier hält, während die Sonnenstrahlen auf das Glas fallen, erhält man dieselben sieben Farben auf dem Papier. Diese sind rot, orangegelb, dunkelgelb, grün, hellblau, dunkelblau, violett. Das weiße Sonnenlicht besteht aus diesen sieben Arten von gefärbtem Lichte. Ein Gegenstand, der rot erscheint, hat eine solche Oberfläche, daß er das rote Licht von sich strahlt, die übrigen Lichtstrahlen aber einsaugt; ebenso ist es mit einem grünen Gegenstande, der grünes Licht zurückwirft, die übrigen Strahlen aber einsaugt. Schwarze Gegenstände saugen alles leicht in sich und werfen keines zurück; weiße Gegenstände dagegen werfen alle Lichtstrahlen zurück und behalten keine.

Gewisse Dinge lassen kein Licht durch sich hindurch gehen, sondern bringen die Verdunkelung hervor, wo sie im Wege stehen. Diese Dinge nennt man undurchsichtig, und wenn Licht auf sie fällt, so wird bloß ihre gegen das Licht gewendete Seite erleuchtet, die andere Seite bleibt dunkel und wirft einen Schatten hinter sich, der um so dunkler erscheint, je stärker das Licht ist.

Die Dinge, welche das Licht durch sich hindurch gehen lassen, nennt man durchsichtige; zu ihnen gehört die Luft, das Wasser, das Glas. Durch sie kann man daher Dinge sehen, welche hinter ihnen sich befinden. Daß sie gleichwohl nicht vollkommen durchsichtig sind, kann man daran erkennen, daß man, wenn sie sich in sehr dicken Lagen auf oder hinter einander befinden, die Gegenstände weniger deutlich sieht. Die Luft ist jedoch unter allen Stoffen der durchsichtigste.

(Dr. L. Tutschek.)

175. Die Sonne.

Wenn man kurz vor dem Vollmonde von der einen Seite des Himmels den Mond heraufkommen und an der andern Seite die Sonne untergehen sieht, so scheint es, als wäre das Gestirn der Nacht so groß wie das des Tages, und doch ist der Mond gegen die Sonne nur wie eine Linse gegen ein Wagenrad. Daß die Sonne nicht größer erscheint, macht ihre ungeheuere Entfernung von uns,

welche wohl 400mal mehr beträgt als die des Mondes; denn die Sonnenferne beträgt 21 Millionen Meilen. Es dürfte also ein Dampfwagen in Sturmeseile Tag und Nacht dahinrasen, er würde dennoch gegen 300 Jahre bis zur Sonne brauchen. Daneben hat sie eine solche Größe, daß man fast 1½ Millionen Erdkugeln daraus machen könnte; denn ihr Durchmesser beträgt 194000 Meilen.

Man kann sich einen Begriff von der Größe der Sonne machen, wenn man bedenkt, daß, sofern sie hohl wäre und in ihrem Mittelpunkte die Erde stände, der Mond innerhalb dieser Riesenkugel um die Erde kreisen könnte.

Die Sonne ist zur Ruhe gegangen, sagen wir, wenn sie des Abends in die ferne See taucht und nichts als einen leichten Schein an das Firmament wirft. Und auch die Alten glaubten, die Erde stehe ruhig und fest und lasse die Himmelskönigin um sich herumkreisen. Einige hundert Jahre vor Christus fand aber ein gelehrter Grieche die Sache doch etwas ungereimt, und Kopérnikus, geboren zu Thorn in Preußen 1472, bewies es haarklein, daß die Sonne stille stehe und die Planeten sich samt und sonders um dieselbe bewegen. Doch durfte er davon nicht viel Lärmen machen, weil die Vorurteile der Menschen noch zu groß waren. Ein italienischer Professor, Namens Galilëi, geboren 1564 zu Pisa, lehrte dieses kopernikänische Sonnensystem öffentlich, mußte aber deshalb manche Anfechtung bestehen. Heutigen Tages ist dasselbe zur allgemeinen Geltung gelangt, da die Beweise für seine Richtigkeit jeden Zweifel beseitigt haben.

176. Die Sternlein.

1. Und die Sonne, sie machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: Wir reisen mit
Um die Welt.
Und die Sonne schalt sie: Ihr bleibt zuhaus,
Denn ich brenn' euch die güldenen Äuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

2. Die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: Du, der auf den Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir; denn dein milder Schein,
Er verbrennt uns nimmer die Äugelein!
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

(Ernst Moriz Arndt.)

177. Der Mond.

Der Mond ist unter allen Himmelskörpern der Erde am nächsten. Seine Entfernung ist zwar zu verschiedenen Zeiten etwas verschieden, aber im Mittel berechnet, beträgt sie ungefähr 54 000 Meilen. Man ist deshalb im stande, mit großen Ferngläsern die Oberfläche des Mondes und ihre Beschaffenheit ziemlich genau zu beobachten. Schon mit bloßen Augen kann man auf derselben verschiedene dunkle Flecken bemerken, von denen oft scherzweise gesagt wird, daß sie eine Frau darstellen, welche dasitzt und spinnt, oder einen Mann und eine Frau, welche einen Wasserzuber tragen. Durch Ferngläser kann man sich überzeugen, daß die helleren Teile hohe Berge sind, welche nach ihrer Gestalt Ähnlichkeit mit unsern feuerspeienden Bergen haben, die dunkeln Flecken aber Thäler und Schatten, welche die Berge hinter sich werfen, wenn sie von der Sonne beleuchtet werden. Es hat sich auch als wahrscheinlich herausgestellt, daß der Mond keinen Luftkreis um sich hat, wie die Erde, und daß sich auf seiner Oberfläche auch keine Meere befinden. Daß man auf der Mondesoberfläche Menschen und Häuser gesehen habe, wie hie und da schon erzählt worden, ist durchaus unbegründet; denn das stärkste Vergrößerungsglas vergrößert nur 2000mal, d. h. durch dasselbe sieht man den Mond um 2000mal näher, also etwa so nahe, als ob er bloß 24 Meilen von uns entfernt wäre. Aber welches Auge kann auf die Entfernung von 24 Meilen Häuser und Menschen unterscheiden? Was wir von der Beschaffenheit des Mondes wissen, deutet nur darauf hin, daß, wenn sich auf ihm lebende Wesen befinden, dieselben nicht so beschaffen sein können als wir.

Wie die Erde von der Sonne angezogen wird und infolge dessen sich um dieselbe bewegt, auf dieselbe Weise wird der Mond von der Erde angezogen und läuft deshalb um diese. Da die Erde aber zu gleicher Zeit sich um die Sonne bewegt, so geht der Mond mit, und der Weg, welchen er beschreibt, bekommt dadurch Ähnlichkeit mit den Gängen einer Schraube; dabei muß der Mond zuweilen zwischen die Erde und die Sonne zu stehen kommen, zu andern Zeiten eine dieser entgegengesetzte Stellung einnehmen.

Der Mond ist an sich dunkel wie die Erde und erhält sein Licht nur von der Sonne. Da er aber eine Kugel ist,

so kann die Sonne nicht mehr als die Hälfte desselben zu ein und derselben Zeit beleuchten. Nun hängt es von der Stellung des Mondes zur Erde ab, ob wir die ganze erleuchtete Hälfte, oder einen Teil davon, oder nur die dunkle, nicht erleuchtete Hälfte desselben zu sehen im stande sind. So entstehen die verschiedenen Mondswandlungen, von welchen wir seine vier Hauptstellungen unterscheiden: erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel, Neumond.

Gewöhnlich nimmt man an, daß zwischen jeder Mondswandlung sieben Tage vergehen. Demzufolge sollte jeder Mondmonat oder die Zeit von einem Neumonde zum andern 28 Tage betragen, und auf jedes Jahr würden somit 13 Neumonde fallen, wenn wir 365 Tage im Jahre rechnen. Dies verhält sich jedoch nicht ganz so. Der Mond bewegt sich nämlich nicht immer gleich schnell, so daß nicht alle Mondmonate gleich lang sind. In der Mittelzahl aber kann man die Zeit zwischen zwei Neumonden oder zwei Vollmonden auf 29½ Tage annehmen, und es treffen deshalb 7 Tage und 9 Stunden auf jede Mondswandlung. Daher kommt es, daß der Mond etwas über 12 mal im Jahre seinen Weg um die Erde macht, und daß wir in gewissen Jahren 12, in andern 13 mal Vollmond haben. Während also die Erde (im Jahre) einen Umlauf um die Sonne macht, bewegt sich zu gleicher Zeit der Mond 12—13 mal rings um sie.

(Dr. L. v. Tutscheck.)

178. Die Kometen.

Ganz unvermutet zeigen sich bisweilen zwischen den andern Sternen leuchtende Himmelskörper von ganz eigentümlicher Gestalt, welche nach einigen Wochen oder Monaten, oft schon nach wenigen Tagen, wieder verschwinden. Es sind dies die Kometen oder Schweifsterne, deren Erscheinen seit uralten Zeiten die Menschen mit Schrecken erfüllte, da man sie als die Vorboten von allerlei Unglück, Krieg, Teuerung, Hungersnot, Pest u. dgl., ja manchmal von dem Nahen des jüngsten Tages betrachtete. Der Grund dieser Deutungen liegt in dem Unerwarteten und Außerordentlichen einer Kometenerscheinung, sowie in der Neigung der Menschen, sich im allgemeinen viel eher der Furcht als der Hoffnung hinzugeben. Wie unbegründet aber die Furcht vor den Kometen ist, geht deutlich daraus hervor, daß sie

nach den unzweifelhaften Beobachtungen der Sternkundigen zu unserem Sonnensystem gehören wie die Planeten, und eben so wie diese meistens in einer bestimmten Zeit ihren Lauf vollenden.

Die Gestalten, in denen sich die Kometen unserm Auge darstellen, sind so mannigfaltig, daß fast jeder anders aussieht. Einige gewähren den Anblick matter Lichtwölkchen, andere den eines rundlichen, schwach schimmernden Nebels mit stärkerem Lichte in der Mitte und ohne sichtbaren Schweif; noch andere dagegen treten mit einem glänzenden Lichte und unter einer für die meisten Menschen Schauer erregenden Gestalt am Himmel auf. An der letztern Art unterscheidet man gewöhnlich den Kopf oder Kern, um diesen eine Dunsthülle und den Schweif, dessen Länge oft sehr bedeutend ist, indem dieselbe bei einigen auf nicht weniger als 10—15 Millionen Meilen berechnet wurde.

Die Stoffe, aus denen die Kometen bestehen, müssen äußerst fein und locker sein, da das Licht der übrigen Sterne, vor welchen sie vorbeigehen, nicht nur durch den Schweif, sondern auch durch den Kern der Kometen hindurchscheint, ohne im geringsten gebrochen oder getrübt zu werden. Das Licht, welches sie selbst verbreiten, ist ohne Zweifel nicht ihnen eigentümlich, sondern sie erhalten es von der Sonne, so gut wie die Planeten. Und was ihre Bahnen betrifft, so sind dieselben entweder sehr langgestreckte Ellipsen oder sogenannte Parabeln, d. h. krumme Linien, welche Ähnlichkeit mit einem an seiner Spitze abgerundeten Winkel haben, dessen beide Schenkel sich ins Unendliche verlaufen. In diesen Bahnen bewegen sie sich, wenn sie in die Nähe der Sonne kommen, viel schneller als in der Sonnenferne, und man kann sich von der Länge des Weges, welchen sie bisweilen durchlaufen, einen Begriff machen, wenn man hört, daß manche zu einem einzigen Umlauf viele tausend, ja mehrere Millionen Jahre bedürfen.

Der erste Komet, dessen Bahn genau berechnet wurde, ist derjenige, welcher im Jahre 1682 erschien, und dessen Wiederkehr von dem englischen Astronomen Halley[1]) für das Jahr 1759 voraus verkündigt wurde. Die Prophezeiung traf richtig ein, und der Komet heißt seitdem der Halleysche; inzwischen ist er im Jahre 1835 abermals erschienen und

1) spr. hälli.

wird im Jahre 1912 bestimmt wieder kommen, da die mittlere Dauer seiner Umlaufszeit 57½ Jahre beträgt.

Bis jetzt hat man über 180 Kometen auf ihrem Laufe in der Sonnennähe beobachtet, aber nur von wenigen die Umlaufszeiten genau bestimmen können. Diese Zahl scheint zwar groß zu sein für die kurze Zeit, seit welcher man hiermit begonnen hat; sie ist jedoch gering im Vergleich mit der Zahl der Kometen überhaupt; denn diese ist ungeheuer und steigt in die Hunderttausende, vielleicht in die Millionen. Geschichtliche Kunde haben wir bis jetzt von etwa 500 Kometen. Unter denen, welche in diesem Jahrhundert erschienen, ist der vom Jahre 1857 ohne Zweifel der ausgezeichnetste, und viele Jetztlebende erinnern sich gewiß mit Vergnügen der prächtigen Erscheinung, mit welcher über vier Wochen lang dieser nach dem ersten Entdecker Donati genannte Komet im September und Oktober des genannten Jahres den Abendhimmel zierte. Sehr glänzend war auch der Komet vom Jahre 1811, und der vom Jahre 1843, welcher zur Verblüffung aller Astronomen plötzlich im März 1843 in der unmittelbaren Nähe der Sonne erschien, hatte ein so starkes Licht, daß er sogar bei Tage neben der Sonne sichtbar war. Er wird nach den angestellten Berechnungen im Jahre 1990, der von 1811 aber erst im Jahre 4609 unserer Zeitrechnung wieder in unsern Gesichtskreis zurückkehren. (Dr. L. v. Tutscheck.)

179. Der schnellste Flug.

1. Schnelle Schwingen hat Natur dem gewalt'gen Aar gegeben.
Mit des Pfeiles raschem Schwung kann er sich zum Licht erheben;
Schwindelnd folgt das Auge nur ihm auf seiner Sonnenspur.

2. Doch noch schneller, als der Aar, sind des Lichtes goldne Schwingen,
Das als Bote Gott bestellt, seinen Segen uns zu bringen.
Eilend durch den Himmelsraum folgt ihm der Gedanke kaum.

3. Und doch weiß ich eines noch, mächtiger als des Lichtes Welle,
Rascher, als der junge Tag, schneller, als des Lichtes Welle,
Eines, dessen Wunderbahn selbst die Wolken spalten kann.

4. Das Gebet ist's, 's ist der Laut, in des Jammers banger Stunde
Glaubensvoll zu Gott gesandt, aus des Herzens tiefstem Grunde,
Das Gebet, das grambeengt sich zum Vaterherzen drängt.

5. Selige Verkündigung! In dem weiten großen Leben
Wollte seiner Kinder Schmerz Gott den schnellsten Fittig geben;
Eh' die Lipp' es ihm vertraut, wird ihm unser Seufzer laut.

(Sartorius.)

180. Das Himmelblau und die Wolken.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken und sagte zum Vater: „Wenn sie nur den schönen blauen Himmel nie mehr bedeckten!“ Der Vater antwortete ihm: „Armes Kind, was hast du vom schönen Himmelblau? Die grauen Wolken sind für uns der segnende Himmel.“

Wenn ich Scharen glänzender Müßiggänger, die in Gold und Seide strotzen, und neben ihnen einen Kirchgang in Zwillich gekleideter Landarbeiter vorbeigehen sehe, so denke ich an dieses Himmelblau und an dieses Wolkengrau.

(Heinr. Pestalozzi.)

181. Vor Gott.

Und ob ich wie die Sonne glüh',
Ob ich ein bleicher Nebelschein;
Ob ich wie Schiras Rose blüh',
Ob als ein arm Waldblümelein;
Ob ich als Zeder rag' empor,
Ob ich mich bück' als niedrig Rohr;
Und ob ich rausch' wie Davids Psalm,
Ob leis ich flüstre wie der Halm;
Ob ich ein Strom mit stolzem Strand,
Ob ich mich müh' durch heißen Sand: —
's ist alles gleich nach Gottes Sinn,
Und nichts ist groß, und nichts ist klein,
Wenn ich nur das, was ich soll sein,
Auch recht im Geiste Gottes bin.

(Oskar v. Redwitz.)

182. Heute.

Ich stehe an einem Bach und schaue in die Wellen, wie sie zittern und wie sie rennen, schnell fortzukommen, und ich schaue mit den Gedanken noch weiter, als die Augen reichen, dem Wasser nach. — Wo gehst du hin, kleine Welle, und wo kommst du her? Du bist am Schwarzwald geronnen aus moosiger Quelle und bist ungesehen wild abgestürzt vom Felsgestein, und wie in Schweiß gekommen, schäumt und schnauft es noch eine zeitlang im engen Thal und fließt dann besänftigt und süß durch schöne, weite Ebenen. Jetzt glänzt das Wasserflöckchen scharf im Sonnenschein, und nachher versinkt es im Schatten von Weidengebüsch, und sechs Stunden später leuchtet es wie ein mildes Flämmchen rötlich und goldig im Abendrot. Die Sonne sinkt; aber die

Welle wallt fort, bald stahlgrau und dunkel, bald w ß-blau im Mondschein, oder geht unter in schwarzer Nacht.

So geht es mehrmals fort, und zuletzt stürzt das schwarzwilde Wassertröpflein in einen Fluß oder Strom und wird hinuntergeschwemmt ins Meer. Aber so groß und unergründlich das Meer auch ist, die kleine Welle geht darin nicht verloren, und es gibt ein Auge, daß jedem Tropfen im Meere nachkommt, woraus jene Quelle zusammengesetzt war.

Man kann oft in Büchern lesen, die Zeit sei wie ein Fluß und die Ewigkeit wie ein unendliches Meer. Nun denn, ein Tag im Menschenleben, ein „Heute" ist gerade so, wie eine kleine Welle, die im Bache schwimmt und sich hebt und glänzt und wieder versinkt.

Es quillt der Tag hervor aus der Nacht und dem Schlaf, glitzert und zittert eine Weile an der Helle und sinkt wieder hinab in die Nacht und den Schlaf. So ein Tag ist eine Spanne Zeit, ein Schritt, ein Pendelschlag, ein Ruck vorwärts. Jeder Tag ist eingeklemmt zwischen zwei Nächten; ein Tag kommt dem Alten zuletzt noch vor, wie wenn man im Finstern Feuer schlägt, wie wenn es in der Nacht blitzt.

O Mensch, du kannst die Uhr still stehen machen, aber nicht die Zeit und nicht dein Heute. Die Gelehrten sagen: Die Erde mit allem, was darauf ist, jage schneller im Weltenraume fort, als eine losgeschossene Büchsenkugel, ohne daß wir es sehen. Das ist das stille Jagen, der stille Sturm der Zeit. Laß dein Leben nicht daran zerbröckeln und zerstäuben in verdorbene, nutzlos verlebte Tage! Jeder Tag wird auferstehen von den Toten ins ewige Leben, dir zu Gericht oder zur schönen Seligkeit. Aber du bist nur Herr und Eigentümer des heutigen Tages; die vergangenen Tage sind unauslöschlich eingeätzt im Buch deines Lebens, und vielleicht kommt bald das letzte Blatt, dein letzter Tag, und der Sarg, in den sie dich legen, ist der Gedankenstrich zu deinem verflossenen Erdenleben! Dann nagelt der Schreiner noch den eisernen Schlußpunkt hinein; der Totengräber aber wirft den Streusand über dich hin mit seiner Schaufel. Gott behüte dich! (Alban Stolz.)

183. Der Mönch von Heisterbach.

1. Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

2. Er liest, was Petrus, der Apostel, sprach:
„Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.“ —
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

3. Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht.
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

4. Im Lauf erreichet er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor;
Er stutzt, — doch sieh, schon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

5. Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein, —
Doch wunderbar — ein andrer sitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

6. Der Staunende wird angestaunt ringsum;
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagt's, da murmelt man durchs Heiligtum:
„Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr.“

7. „Der letzte dieses Namens,“ tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man gab den Namen keinem mehr fortan.“
Er hört das Wort; es überläuft ihn kalt.

8. Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr;
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

9. Ha, welche Lösung! Plötzlich graut sein Haar;
Er sinkt dahin und ist dem Tod geweiht,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

10. Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach!
Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!“

(Wolfg. Müller.)

184. Die Boten des Todes.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Riese auf der grofsen Landstrafse; da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief: „Halt! keinen Schritt weiter!“ „Was?“ sprach der Riese, „du Wicht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten? Wer bist du, dafs du so keck reden darfst?“ — „Ich bin

der Tod," erwiderte der andere, „mir widersteht niemand, und auch du mufst meinen Befehlen gehorchen." Der Riese aber weigerte sich und fing an mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf; zuletzt aber behielt der Riese die Oberhand und schlug den Tod mit seiner Faust nieder, dafs er neben einem Steine zusammensank. Der Riese ging seiner Wege, und der Tod lag da besiegt und war so kraftlos, dafs er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden," sprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? Es stirbt niemand mehr auf Erden, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, dafs sie nicht mehr Platz haben, neben einander zu stehen." Indem kam ein junger Mensch des Weges, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den halb Ohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flöfste ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete, bis er wieder zu Kräften kam. „Weifst du auch," fragte der Fremde, indem er sich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen hast?" „Nein," antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht." — „Ich bin der Tod," sprach er, „ich verschone niemanden und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst, dafs ich dankbar bin, so verspreche ich dir, dafs ich dich nicht unversehens überfallen, sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole." — „Wohlan," sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, dafs ich weifs, wann du kommst, und so lange wenigstens sicher vor dir bin," zog weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus; es kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn plagten. „Sterben werde ich nicht," sprach er zu sich selbst; „denn der Tod sendet erst seine Boten; ich wollte nur, die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber." Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an in Freuden zu leben. Da klopfte ihn eines Tages jemand auf die Schulter, und als er sich umblickte, stand der Tod hinter ihm und sprach: „Folge mir, die Stunde deines Abschieds von der Welt ist gekommen." — „Wie?" antwortete der Mensch, „willst du dein Wort brechen? Hast du mir nicht versprochen, dafs du mir, bevor du selbst kämest, deine Boten senden wollest? Ich habe keinen gesehen." — „Schweig!" erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten nach dem andern geschickt? Kam nicht das Fieber, stiefs dich an und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? Zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? Brauste dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles, hat nicht mein leib-

licher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? Lagst du nicht in der Nacht, als wärest du schon gestorben?“ Der Mensch wufste nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort. (Grimm.)

185. Der Postillon.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

3. Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich;
Denn der Blüten Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

5. Rauher war mein Postillon,
Ließ die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

6. Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durchs blühende Revier
Trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt — gemieden,
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

9. Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber,
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

11. „Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden;
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

12. Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

13. Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!“

14. Und dem Friedhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh
Seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wider,
Ob der tote Postillon
Stimm' in seine Lieder. —

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

(N. Lenau.)

186. Wanderung ins Leben.

Wenn du aus dem Vaterhause oder aus dem Hause deines Lehrmeisters die erste Wanderung in die Welt antrittst, so machst du's wie der Vogel, der aus dem Käfig entwischt ist.

Er schüttelt sich und rüttelt sich, als wolle er den Staub von den Federn wegwischen. Dann stimmt er sein Liedlein an, und nun geht's fort ins Freie. Auf seinem luftigen Fluge kann er eben so leicht in die Klauen eines Habichts geraten als zu seinesgleichen, die ihn zum Wasserquell und zur Futterstätte führen. — So kann dir's in der Fremde auch gehen. Der Habichte gibt es viele, die wie Tauben aussehen. Darum beherzige, wenn du wandern gehen willst, den Spruch:

Geh ohne Stab nicht durch den Schnee
Und ohne Steuer nicht zur See;
Geh ohn' Gebet und Gottes Wort
Niemals aus deinem Hause fort!

Wer ohne Stab auf unbekanntem Wege durch den Schnee geht, der kann leicht ausgleiten und fallen. Wer ohne Steuer in die See fährt, der wird mit seinem Schiffe von Wind und Wellen umhergetrieben, verfehlt sein Ziel und verunglückt wohl gar in der Tiefe. Das Sprichwort meint aber nicht den eigentlichen Schnee und das eigenliche Meer, sondern das Leben in der Welt. Da gerät auch mancher auf Wege, an denen das Verderben lauert; er fällt von einer Sünde in die andere und wird elend an Leib und Seele wie der verlorne Sohn. Er vergißt sein Vaterhaus und das Ziel seiner himmlischen Berufung. Darum mahnt das Sprüchlein an einen kräftigen Stab und an ein sicheres Steuerruder; es sagt: Geh ohn' Gebet und Gottes Wort niemals aus deinem Hause fort! Das Gebet und Gottes Wort sind für jeden in der Fremde ein Stab und ein Steuerruder. Das Gebet ist für ihn ein Stab. Wenn er Not leidet, wenn er sich einsam und verlassen fühlt, wenn sein Mut und seine Kraft ihn verläßt: dann hilft ein Gebet zu Gott, der unser Helfer und Begleiter ist. Das gibt Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt. Das Wort Gottes ist ein Steuerruder, das dem Leben Richtung gibt. Wenn die Versuchung dich auf Abwege führen will, dann ruft es dir zu: „Wandle vor mir und sei fromm!" Wenn dein Herz sich der Lust dieser Welt zuwendet, dann mahnet es: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist!" Gehst du mit dem Gebet und mit Gottes Wort aus deinem Hause, so geht mit dir, wie mit dem jungen Tobias, ein leitender Engel Gottes. Gehst du mit dem Gebet und mit Gottes Wort aus deinem Vaterhause, so ist es dir, als ginge das Vaterhaus überall mit dir; kein Heimweh kommt in deine Seele und kein Verzagen, kein Wanken und Schwanken in dem, was Gottes Wille ist. Die Verführung bekommt dich nicht in ihre Gewalt; Ehre und Gewissen bleiben unbefleckt.

(W. O. v. Horn.)

187. Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn.

1. Du wanderst in die Welt hinaus
Auf dir noch fremden Wegen;
Doch folgt dir aus dem stillen Haus
Der treu'sten Liebe Segen.

2. Ein Ende nahm das leichte Spiel,
Es naht der Ernst des Lebens;
Behalt im Auge fest dein Ziel,
Geh keinen Schritt vergebens.

3. Gerader Weg, gerades Wort,
So will's dem Mann gebühren;
Wer Ehre sich erwählt zum Hort,
Den kann kein Schalk verführen.

4. Nimm auf die Schultern Last und Müh
Mit frohem Gottvertrauen!
Und lerne, wirkend spät und früh,
Den eignen Herd dir bauen.

5. Halt hoch das Haupt, was dir auch droht,
Und werde nie zum Knechte;
Brich mit dem Armen gern dein Brot
Und wahre seine Rechte.

6. Treib nicht mit heil'gen Dingen Spott
Und ehre fremden Glauben,
Und laß dir deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifler rauben.

7. Und nun ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Halt dich getreu im fremden Land
Zu deines Volkes Sitte.

(Jul. Sturm.)

188. Des Vaters Vermächtnis.

An meinen Sohn Johannes. 1799.

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich Dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist. Niemand ist weise von Mutterleibe an. Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne. Ich habe die Welt länger gesehen als du. Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. Darum will ich dir einigen Rat geben und dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist, und ist nichts wahr, was nicht bestehet. Der Mensch ist hier nicht zuhause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er

rechts oder links gehe. Laß dir nicht weis machen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse. Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht. Spare dir denn die vergebliche Mühe, und thue dir kein Leid und besinne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu thun. Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten. Was du sehen kannst, das sieh', und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort. Bleib' der Religion deiner Väter getreu. Scheue niemand so viel, als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge, und wird dir vernehmlicher sprechen. Denke oft an heilige Dinge und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Verachte keine Religion; denn sie ist dem Geist gemeint[1]), und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne. Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Thue das Gute vor dich hin und bekümmere dich nicht, was daraus werden wird. Wolle nur einerlei und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre. Gehorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann; doch vertraue dich schwerlich. Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß. Schmeichle niemand und laß dir nicht schmeicheln. Ehre einen jeden nach seinem Stande und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären. Wolle nicht immer

---

1) d. h. für den Geist bestimmt.

großmütig sein, aber gerecht sei immer. Mache niemand graue Haare; doch wenn du recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen. Mißtraue den gleisnerischen Gebärden und gebärde dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr, und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke dich darum nicht weniger.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagest. Hänge dich an keinen Großen. Sitze nicht, wo die Spötter sitzen; denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen. Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und geh ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet. Thue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen. Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht. Stehe deiner Mutter bei und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir. Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut, und geh nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Erfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein

treuer Vater.

(Claudius.)

189. Das Abendläuten.

1. *Aus dem frommen Thal, ob des Waldes Saum,*
Ertönen die Glocken im leisen Traum;
Sie singen und schwingen wohl auf und zu,
Sie läuten den Tag zu seiner Ruh.

2. *Und läuten sie ein, die stille Nacht;*
Das hat mir das Herz so weich gemacht,
Weil all meiner Jugend Leid und Freud',
Erwachet in ihrem Abendgeläut.

3. *Die Seele auf zum Sternensaal,*
Den Himmelsfrieden ins Erdenthal,
Den Fremdling heim ins Vaterhaus:
Das läuten die Glocken ein und aus.

4. *So läuten sie fort bis zur letzten Stund',*
Dann schliefst sich betend ihr frommer Mund,
Doch wann erwachend der Morgen graut,
Dann werden sie alle von neuem laut.

5, *Derweil ich mein Sinnen nach oben wend',*
Ist nun der Glocken Läuten zu End'.
Geht alles zu End', nur du nicht allein,
Sollst, Gott, du mir eines und alles sein.

(*G. Scheurlin.*)

190. Nachts.

1. Die Nacht hat ihre Flügel ausgebreitet
Rings über Stadt und Wald und Flur.
Wie ragen düster diese Häuserreihen;
Von Leben, Schaffen keine Spur.

2. Ich gehe einsam durch die öden Straßen;
Mich stört, kein fremder, wilder Klang;
Nur meine Tritte tönen dumpf, gespenstisch
Die hohlen Gassen noch entlang.

3. Nur hier und da mit trügerischem Scheine
Schwankt noch ein matt Laternenlicht;
Ich blicke sehnend auf zum Sternenhimmel —
Die Lichter droben schwanken nicht!

4. Nur hier und da noch einer Lampe Schimmer,
So matt, so traurig niederwinkt;
Der matte Schein, er strahlt wohl einem Auge,
Drin eine Schmerzesthräne blinkt.

5. Mir wird so weh, so einsam; jetzt verlöschet
Auch noch das letzte kleine Licht;
Ich blicke sehnend auf zum Sternenhimmel —
Die Lichter dort verlöschen nicht!

(Gg. Ch. Dieffenbach.)

191. Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er ratschlagend die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht!" so sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder sein und hart und grausam gegen den Schwächern handeln."

„Erschaffe ihn nicht!" so sprach der Engel des Friedens; „er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder morden."

„Dein Heiligtum wird er mit Lügen entweihen!" so sprach der Engel der Wahrheit; „und ob du ihm dein Bildnis selbst, der Treue Spiegel, auf sein Antlitz prägtest."

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes liebes Kind, zu seinem Thron trat und seine Kniee umfaßte. „Bild ihn," sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde selbst, einen Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm liebend beistehen und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des

Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irrt, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt, so sollen seines Irrtums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern.

Der Vater der Menschen bildete den Menschen, ein fehlbar schwaches Geschöpf, aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd.

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gotteseigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt, und lebend reichte Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Brust.

(Gottfr. v. Herder.)

192. Die Kinder der Armut.

1. Es wohnt' ein armer Mann in einer niedern Hütte;
Der dachte schweigend nachts auf seiner harten Schütte:
2. Ich sehe Müh und Fleiß mit Reichtum nie belohnt,
Weil unsichtbar bei mir im Haus die Armut wohnt.
3. Ich wollte, daß einmal sie zu Gesicht mir käme,
So bät' ich sie, daß sie wo anders Wohnung nähme.
4. Da füllte sich der Raum mit einem mäß'gen Schimmer,
Und in bescheidnem Schmuck ein Weib trat in das Zimmer.
5. Ein rüstig Mädchen ging ihr an der einen Hand,
Indes ein holdes Kind sich schmiegt' an ihr Gewand.
6. Sie sprach zum Staunenden: Ich bin, die du verfluchest,
Die Armut, die du aus dem Haus zu bannen suchest.
7. Das rüst'ge Mädchen hier ist Arbeit, mein Geleit,
Und dieses liebe Kind ist die Zufriedenheit.
8. Das Mädchen schafft, was ich bedarf, es ist nicht viel;
Und dieses liebe Kind ist meines Alters Spiel.
9. Leb wohl, wir wollen nun bei dir nicht länger säumen;
Weit werde dir dein Haus, das enge, wenn wir's räumen.
10. Da ruft der Mann: Halt an! geh nicht, mein lieber Gast!
Ich dachte nicht, daß du solch ein Gefolge hast.
11. Der Armut will ich gern den Platz im Hause schenken,
Um der Zufriedenheit bei Arbeit zu gedenken. (Friedr. Rückert.)

193. Spruch.

Vergebens sucht der Mensch des Glückes Quelle
Weit außer sich in wilder Lust.
In sich trägt er den Himmel und die Hölle
Und seinen Richter in der Brust. (Goethe.)

194. Vertrau'n.

(Oberbayerische Mundart.)

1. Kimmt just a' trübi Zeit,
Verlier' drum nit glei' d' Schneid;
Sie kimmt und muaß aa' wieder geh',
Sunst thaat d' Welt lang scho' nimmer besteh'.

2 Schau, wo koa' Sunnaschei',
Muaß freili der Schatt'n sei';
Gib aber acht, so siehst es guat,
Wie bald er's Platzl wechseln thuat.

3. Er bleibt nit auf oan' Fleck;
Er ziegt schö' kloaweis weg,
Und der der Sunna komma'diert,
Dersell n' Schatt'n aa' regiert.

4. Drum lusti' oder trüb,
Und wie's kimmt, z'load und z'lieb
Laß die nit bringa ausanand'
Und denk', du bist in Gottes Hand.

(Franz v. Kobell.)

195. Gedank'n.

(Oberbayerische Mundart.)

1. Wenn alles schö staad is und still in der Nacht
Und i aus'n Fenster die Stern' so betracht',
So denk' i mir oft und sag' ma: ha mei!
Wie werd's wohl da droben in Himmi sei!

2. Wohl sag'n s', daß dort'n a Herrlikeit,
Wie's koani herunt auf der Erd'n geit,
Und dengerscht, so kimmt's do an jed'n hart o,
Wann er halt amal nimmermehr dableib'n ko.

3. Ja ja, es is b'sunders dees Leben dahier;
Daß oana gern da waar; was kann er dafür,
Und do muaß er furt, muaß g'schwindi dahi, —
Oft wundert's mi, daß i so lusti bi! (Franz v. Kobell.)

196. Schö kloaweis.

(Oberbayerische Mundart.)

1. Will 's Wasser durch an Fels'n bohr'n,
Dees hast do g'wiß gar oft scho g'seg'n;
Schö kloaweis arbet jeder Tropfa,
Schö kloaweis, schau! da bringt's 'was z'weg'n;
Was d' Ame'sn all's zammatrag'n
Schö kloaweis, is ja nit zun sag'n.

2. Wer auf an Berg wollt aufi rumpin
Als wier' a Mader auf an Baam,
Daß den der Blasbalg nit verlasset,
Dessell', verstehst mi, glaab i kaam;
Schö kloaweis ko'st an jed'n zwinga,
Mi 'n Geh kimmst weiter als mi 'n Springa.

3. Oans aber muß i dengerscht sag'n,
Oa's macht an Ausnahm, wann's just g'schicht;
Schau, will der Feind 's Land überschwemma,
Da hat dees Ding a anders G'sicht;
Da muaßt d' nit kloaweis drunter schlag'n.
Da nimm s' glei dutzedweis bei'n Krag'n. (Franz v. Kobell.

197. 'S Blümche'.

(Pfälzische Mundart.)

1. Bin g'sesse' im e' grüne Feld
Un' hab e Blum' betracht't,
Die hot der liebe Gott gar schö'
Un' farbereich gemacht.

2. O Blümche', hab ich mer gedenkt,
O wie beneid' ich dich;
Du blühscht so hübsch un' ruhig do,
Wie anners find' ich mich.

3. Dir will mer nix, dich quält mer nit,
Du guckscht de' Himmel a'
Un' zählscht in deinem stille' Glück
Die Silberwölkcher dra'.

4. Un' wie ich deß so denk', so kummt
E' Papilion doher;
Der thut, als wann des zarte Ding
For ihn gewachse' wär'.

5. Er schnuft dara' un' grabelt dra
Voll Hunger un' voll Gier
Un' wühlt die Blätter schier kaput,
Deß übermüt'ge Tier.

6. Un' wie er wech is, kummt e' Bien',
Mit wüschte, geele Füß',
Die hockt mit Summse d'ruf un' freßt
Un' freßt de' Honig süß.

7. Un' nocher kummt e' Käffer her,
Der war so schwer un' dumm,
Un' druckt und biegt deß Blümche' do
Bis uf de' Bodden um.

8. Un' drüber fangt's zu dunnre' a',
Un' endlich hagelt's gar
Uf mich un' Blum un' Büsch un' Bääm,
Daß's zum d'erbarme' war.

9. Die Gränk', so kann dann gar nix sei'
In Ruh' un' ohne Plooch;
Warum jetz' des nit anners is,
Denk' lang schon drüber nooch. (Franz v. Kobell.)

198. Der Schlosser und sein Gesell.

(Nürnberger Mundart.)

1. A Schlosser haut an G'selln g'hat.
Der haut su longsam g'feilt,
Und wenn er z' Mittag g'ess'n haut,
Dann ober haut er g'eilt.
Der eierst'[1]) in der Schüssel drin,
Der letzt' ah widder d'raus.
Es is ka Mensch su fleißi gwöst
Ban[2]) Tisch im ganz'n Haus.

2. Oeiz haut amal der Master g'sagt:
G'sell, dös versteih ih niht;
Es ist doch su mein lebta g'wöst,
Und wall[3]) ih denk, die Ried[4]):
Su wöi[5]) mer ärbet, ißt mer ah;
Ba dir geiht's niht a su,
Su longsam haut noh kaner g'feilt
Und ißt su g'schwind wöi du!

3. Ja, sagt der G'sell: Dös waß ih scho;
Haut all's sein gout'n Grund;
Das Essen wörd halt goar niht lang,
Die Ärbet verzi Stund.
Wenn aner möißt[6]) an ganzen Tog
In an Stück ess'n fort,
Thät's af die letzt so longsam göih,
Als wöi ban Feil'n dort. (J. K. Grübel.)

199. Müller-Mahler.[7])

1. Du Müller-Mahler kreideweiß,
Wo pfludereſt[8]) denn zua?
Gelt, in der schöna Früehlingszeit,
Wo's g'rad gnue Bluch[9]) und Blümla geit,
Da hast halt gar koi Ruah!

2. Bleib sitza, gang, i' thue dir nix,
J' bring di' g'wiß it d'raus!
Wenn du im Gärtle it gnue kriegst,
Du Müller-Mahler, woißt, nau fliegst
In Vaters Anger 'naus.

3. Du därfst it glauba, d' Früehlingszeit
Die freut jetzt nu' g'rad di;
J' bi, wie du, so frank und frei
Und g'rad so lusti, wenn i' glei
Koi Müller-Mahler bi'! (Hyaz. Wäckerli.)

200. Geleitsspruch.

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Tugend zur Ehre.
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise. (Guido Görres.)

---

1) erste. 2) beim. 3) weil = so lang. 4) Rede. 5) wie. 6) müßt.
7) Der Kohlweißling, ein Schmetterling, in Schwaben „Müller-Mahler" genannt, weil seine Flügel bei Berührung einen mehlartigen Staub auf den Fingern zurücklassen. 8) flatterst. 9) Blüte.

Beigabe I.

Verzeichnis

der namhaftesten Dichter und Schriftsteller, von denen dieses Buch Stücke enthält.

Andrä, Jak. Karl, geb. 11. März 1823 zu St. Goar; war Rektor der Bürgerschule zu Kreuznach, trat dann in eine Zeitungsredaktion ein. Nr. 122.

Arndt, Ernst Moriz, geb. 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, gest. 29. Jan. 1860 zu Bonn, wo er Universitätsprofessor war. Nr. 4, 57, 176.

Bäßler, Ferd., geb. 1816 zu Zeitz, Prediger in Neustadt-Magdeburg; gest. 1879. Nr. 75.

Bodenstedt, Friedrich Mart., geb. 22. April 1819 zu Peine (Hannover); lebt in München. Nr. 104.

Brehm, Alfred Edm., geb. 2. Febr. 1829 zu Renthendorf in Thüringen, Naturforscher; lebt zu Berlin. Nr. 40, 103, 118, 145.

Bürger, Gottfr. Aug., geb. 1. Jan. 1748 zu Molmerswende, gest. 8. Juni 1794. Nr. 27.

Caspari, Karl Heinr., geb. 16. Febr. 1815 zu Eschau (Unterfranken), gest. 10. Mai 1861 als Pfarrer zu München. Nr. 155.

Claudius, Matthias, geb. 15. August 1740 zu Reinfeld (Holstein), gest. 21. Jan. 1815 zu Hamburg. Nr. 188.

Dieffenbach, Gg. Christian, geb. 4. Dez. 1822 zu Schlitz (Hessen); lebt daselbst als Pfarrer. Nr. 190.

Engel, Joh. Jak., geb. 11. Sept. 1741 zu Parchim (Mecklenburg), gest. daselbst 28. Juni 1802. War längere Zeit oberster Direktor des Berliner Theaters. Nr. 60.

Freiligrath, Ferdinand, geb. 17. Juni 1810 zu Detmold als Sohn eines Schullehrers, gest. 18. März 1876 zu Kanstatt bei Stuttgart. Nr. 126.

Geibel, Emanuel, geb. 18. Okt. 1815 zu Lübeck, gest. das. 5. Apr. 1884. als Schriftsteller. Nr. 20.

Goethe, Joh. Wolfg. v., geb. 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M.; gest. 22. März 1832 zu Weimar. Nr. 95, 151, 160, 193.

Grimm, Jakob, geb. 4. Jan. 1785 zu Hanau, gest. 20. Sept 1863 als Universitätsprofessor in Berlin;

— Wilhelm, des vorigen Bruder, geb. 24. Febr. 1786 zu Hanau, gest. 16. Dez. 1859 zu Berlin als Universitätsprofessor. Beiden gemeinsam Nr. 63, 184.

Grube, Aug. Wilh., geb. 17. Dez. 1816 zu Wernigerode im Harz, Schul- und Privatlehrer und Erzieher; gest. als Schriftsteller zu Bregenz 28. Jan. 1884. Nr. 59, 65.

Grübel, Johann Konrad, geb. 3. Juni 1736 zu Nürnberg, Stadtflaschner, gest. 8. März 1809. Nr. 198.

Grün, Anast., (eigentl. Auersperg, Ant. Alex. Graf v.), geb. 11. April 1806 zu Laibach (Krain), gest. 12. Sept. 1876 zu Gratz. Nr. 144.

Güll, Friedr., geb. 1. April 1812 zu Ansbach, Schullehrer in München, gest. 23. Dez. 1879. Nr. 39.

Hackländer, Friedr. Wilh., geb. 1. Nov. 1816 zu Burtscheid bei Aachen, gest. 6. Juli 1877 zu Leoni am Starnberger See. Nr. 93.

Hartwig, Georg, geb. 11. August 1813 zu London; lebt bei Ludwigsburg in Württemberg. Nr. 73.

Haupt, Moriz, geb. 27. Juli 1808 zu Zittau, Professor zu Berlin. Nr. 16.

Hebel, Joh. Peter, geb. 11. Mai 1760 zu Basel als Sohn armer Eltern, gest. 22. Sept. 1826 auf einer Reise zu Schwetzingen; zuletzt Prälat und Konsistorialpräsident zu Karlsruhe. Nr. 13, 48, 51, 86, 164.

Heine, Heinr., geb. 13. Dez. 1799 zu Düsseldorf, Sohn jüd. Eltern; gest. 17. Febr. 1856 zu Paris. Nr. 54, 93.

Herder, Joh. Gottfr. v., geb. 25. August 1744 zu Morungen (Ostpreußen), Sohn eines Lehrers, gest. als Vizepräsident des Oberkonsistoriums zu Weimar 18. Dez. 1803. Nr. 89, 116, 191.

Horn, W. O. v. (eigentl. Örtel Friedr. Wilh.), geb. 15. Aug. 1798 zu Horn auf dem Hundsrück, prot. Theologe, starb als Privatmann zu Wiesbaden 14. Okt. 1867. Nr. 186.

Jacobs, Christ. Friedr. Wilh., geb. 6. Okt. 1764 zu Gotha, daselbst gest. 30. März 1847. Nr. 6, 44.

Klopp, Ono, geb. 9. Okt. 1822 zu Leer (Ostfriesland), Geschichtschreiber; lebte in letzter Zeit zu Wien. Nr. 112.

Kobell, Franz v., geb. 19. Juli 1803 zu München; Universitätsprofessor dortselbst. Nr. 194, 195, 196, 197.

Kohl, Joh. Georg, geb. 28. April 1808 zu Bremen; bekannt durch seine Reisen; lebt zu Bremen. Nr. 69, 78, 80, 83.

Kopisch, August, geb. 26. Mai 1799 zu Breslau, gest. 6. Febr. 1853 zu Berlin. Nr. 37, 148.

Körner, Theodor, geb. 23. Sept. 1791 zu Dresden, gefallen als Freiwilliger des Lützowschen Corps bei Gadebusch (Mecklenburg) 26. Aug. 1813. Nr. 45.

Lenau (eigentl. Edler Nimbsch von Strehlenau), Nikolaus, geb. 13. Aug. 1802 zu Czadát im Banat, gest. zu Wien 22. Aug. 1850. Nr. 154, 185.

Martius, Karl Phil. Friedr. v., geb. 17. April 1794 zu Erlangen, Universitätsprofessor und Direktor des botanischen Gartens zu München; gest. daselbst 13. Dez. 1868. Nr. 161.

Masius, Herm., geb. 7. Jan. 1818 zu Trebnitz bei Bernburg; lebt als Universitäts-Professor zu Leipzig. Nr. 7, 77, 101, 110, 137, 147.

Meyer, Jos., geb. 9. Mai 1796 zu Gotha, gest. das. 27. Juni 1856; verdienstvoller Verleger. Nr. 64.

Mörike, Eduard, geb. 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, prot. Pfarrer; starb im Ruhestande zu Stuttgart 4. Juni 1875. Nr. 166.

Mügge, Theodor, geb. 8. Nov. 1806 zu Berlin, gest. daselbst 18. Febr. 1861. Nr. 76.

Müller, Karl, geb. 16. Dez. 1818 zu Allstedt (Thüringen), Naturforscher; lebt zu Halle. Nr. 114.

— Wilhelm, geb. 7. Okt. 1794 zu Dessau, gest. daselbst 1. Okt. 1827. Nr. 22.

— Wolfgang, geb. 5. März 1816 zu Königswinter (Rheinpreußen), gest. 29. Juni 1873 zu Köln. Nr. 183.

Pestalozzi, Joh. Heinr., geb. 12. Jan. 1746 zu Zürich, gest. 17. Febr. 1827 zu Brugg (Schweiz). Er hat sich um die Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens große Verdienste erworben. Nr. 180.

Pfeffel, Gottlieb Konrad, geb. 28. Juni 1736 zu Kolmar (Elsaß), gest. daselbst 1. Mai 1809 als Konsistorialpräsident. Nr. 9.

Pfizer, Gust., geb. 29. Juli 1807 zu Stuttgart; Gymnasialprofessor allda. Nr. 19.

Platen, Aug. Graf v., geb. 24. Okt. 1796 zu Ansbach, gest. 5. Dez. 1835 zu Syrakus. Nr. 36.

Redwitz, Oskar Frhr. v., geb. 28. Juni 1823 zu Lichtenau bei Ansbach; lebt bei Botzen. Nr. 181.

Reinick, Robert, geb. 22. Febr. 1805 zu Danzig, gest. 7. Febr. 1852 zu Dresden. Nr. 3.

Rückert, Friedrich, geb. 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, gest. 31. Jan. 1866 zu Neuseß bei Koburg; einer der größten Dichter der Neuzeit. Nr. 23, 96, 171, 192.

Sallet, Friedrich v., geb. 20. April 1812 zu Neisse (Schlesien), gest. 21. Febr. 1843 zu Reichau (Schlesien). Nr. 173.

Schenkendorf, Friedrich Max v., geb. 11. Dez. 1784 zu Tilsit (Ostpreußen), gest. 11. Dez. 1817 zu Koblenz; begeisterter Dichter der Befreiungskriege. Nr. 1.

Scheurlin, Georg, geb. 25. Febr. 1802 zu Mainbernheim (Unterfranken); war Schullehrer; gest. am 9. Juni 1872 als Ministerialsekretär zu München. Nr. 189.

Schiller, Friedrich v., geb. 10. Nov. 1759 zu Marbach (Württemberg), gest. 9. Mai 1805 zu Weimar. Nr. 34, 53, 107, 149, 170.

Schubert, Gotth. Heinr. v., geb. 26. April 1780 zu Hohenstein (Sachsen); lebte lange zu München; gest. 1. Juli 1860 auf Schloß Laufzorn bei München. Nr. 94, 152, 172.

Schwab, Gustav, geb. 19. Juni 1792 zu Stuttgart, gest. daselbst als Konsistorialrat 4. Nov. 1850. Nr. 169.

Simrock, Karl Jos., geb. 18. Aug. 1802 zu Bonn, gest. daselbst am 18. Juli 1876. Nr. 8b, 111.

Smets, Wilhelm, geb. 15. Sept. 1776 zu Reval (Esthland), gest. 14. Okt. 1848 zu Aachen. Nr. 47.

Stolz, Alban, geb. 1808 zu Bühl in Baden, Prof. zu Freiburg i. Br. Nr. 182.

Strachwitz, Moriz Graf v., geb. 1822 zu Peterwitz (Schlesien), gest. zu Wien 11. Dez. 1847. Nr. 142.

Sturm, Julius, geb. 21. Juli 1816 zu Köstritz (Reuß), lebt daselbst als Pfarrer. Nr. 187.

Uhland, Ludwig, geb. 26. April 1787 zu Tübingen, gest. daselbst 13. Nov. 1862; nebst Rückert der hervorragendste Dichter der Neuzeit. Nr. 61, 71.

Zedlitz, Jos. Christ. Frhr. v., geb. 28. Febr. 1790 auf Schloß Johannisberg in Österr.-Schlesien, gest. 6. März 1862 zu Wien. Nr. 55, 90.

Zinkeisen, Joh. Wilh., geb. 10. April 1803 zu Altenburg, gest. als Professor der Geschichte zu Berlin 5. Jan. 1863. Nr. 12.

Zschokke, Heinr., geb. 22. März 1771 zu Magdeburg, gest. 27. Juni 1848 zu Aarau. Nr. 62, 172.

Beigabe II.

Orthographisches Wörterverzeichnis.

Aal; Aar; Aas;
abends; Abenteuer;
abschlägig (= abweisend);
abschläglich (= auf Abschlag);
abspenstig;
Achse; Achsel;
acht — geben;
adelig; Adolf;
Adresse; Ägypten;
Ahn; Ahne; Urahne;
ahnden ahnen;
Ähre; Alemannen;
Algäu;
Allee (Mehrz. Alleen);
allmählich; Alphabet;
Altertum; Amboß;
ansässig; Antlitz;
Apotheke;
Appellation;
appellieren (= anrufen);
Appetit; April;
Aprikose;
Arithmetik;
Armee (Mehrz. Armeen);
Ärmel; Armut;
Assessor (= Beisitzer);
Asyl (Freistätte);
Atem; Äther; ätzen;
Augenbraue;
Augenlid; ausmerzen;
ausreuten, ausrotten;
Axt.

bar, barfuß, barhaupt, tragbar, urbar;
backen, buk, gebacken;
Gebäck;
Bajonett; Ballast;
Banner;
Barbier, barbieren;
Bayern Bayreuth;
Beere; Beet;
begleiten (= das Geleite geben);
bekleiden (= Kleider anlegen; ein Amt bekleiden);
behende; behilflich;
bejahen;
beredsam,
Beredsamkeit, beredt;
bescheren, Bescherung;
beseelen, beseligen;
bestätigen; betrügen;
Bettstatt; Bettuch;
bewandt, Bewandtnis;

bezichtigen; Bibel; Biber; Bibliothek; Billet; birschen; Biß, ein bißchen; bläuen (= eine Wäsche blau machen); **bleuen** (= schlagen); **blöken; bloß; Blüte; Boot; bot; Bord; Borte; Bottich, Böttcher; Brandmal; Branntwein; bresthaft; Brett; Britannien, Brite; Brot; Buße, büßen.**

Chaise (spr. schähs); **Champagner** (spr. schanspanjer); **Chaos; Charade; Charakter; Chaussee** (spr. schoßeh); **Chemisette** (spr. schmißät); **Chevauleger** (spr. schwoleschehn); **Cholera; Chor; Christoph; Chronik; Citadelle** (= kleine Festung; **Couvert** (= Briefumschlag); **Cylinder; Cypresse.**

Damast; Damhirsch; dasselbe; deshalb, deswegen; Dezember; Dickicht; Dienstag; dies, diesseits; Dinkel; Diöcese (Bistum); **Disziplin; Draht; dräuen** (= drohen); **Drillich; Drilch; Drittel, Dritteil; Drohne** (= Brutbiene); **drollig; Dutzend.**

Ebbe; echt; Egge; Eidechse; Eiter; Ekel, ekeln, eklig u. **ekelig; Elefant; Elentier; Elfenbein; Eltern; emsig; Endzweck; Epheu; ergiebig; ergötzen; erklecklich; erschrak; ersprießlich; erwidern; Espe; Essig.**

Fabrik; fahnden; Fähnrich; Fahrt; faulenzen; Fehde; Feme; Femgericht; Ferse; Feste; Festung; Fiber, die; **Fieber,** das; **fing; Firnis; Fittich; Flagge; Flechse; flehentlich; flügge; flugs; Flut; Föhn; Franse,** die; **Friesen; Friesland; frisieren; Fuder; Furt; Fußtapfe.**

Galerie; Galopp; gar; gären; Gas, das; **Gebärde; Geduld; Gefährte,** der, **gefährden; Geflüster; Gehilfe; Geiß, Geißbock; Geisel,** der (= Bürge); **Geißel,** die (= Peitsche); **Geld; gelten; gelt; Gelte** (= Gefäß); **Gelübde; Gemahl; Gemälde; Gemüt; gemahlen** von mahlen (Mehl); **gemalt** von malen; **Gendarm** (spr. Schansdarm); **geraten,** davon: **aufs Geratewohl; gesamt; gesandt, Gesandter; gescheid; Gespenst; Gespinst; Getreide; Gewand,** das; **gewandt, Gewandtheit; Gewinst; gib, gibt, gibst, ergiebig; ging; Gleisner, gleisnerisch** (von dem veralteten gleisen, heucheln); **gleißen** (= glänzen); **Greuel, greulich. Griesgram; Grieß; Grummet.**

Haar (Härchen); **Häcksel,** das; **Häher; hacken, Hacke,** die; **Haken, häkeln, häklich; hantieren, Hantierung; Haspel; Heer, verheeren; Heide,** der u. die; **Heimat; Heirat; Herd; Herde; Hering; Hifthorn; Hilfe; hing; Höcker** (= Buckel); **höckericht; Hoffart; Hoheit; Höker, Hökerin** (= Kleinverkäufer).

Iltis (Mehrz. Iltisse); **indes, indessen; Italiener, italienisch.**

jedermann, jemand.

Kaffee; Käfig; Kamel; Kanapee; Karawane; Karfreitag, Karwoche; Kartätsche; Kartoffel; Katarrh; Kauffarteischiff; Kavallerie; Kiebitz; Kissen; klimmen (= klettern); **Kloß** (Mehrz. Klöße); **Knie** (Mehrz. Kniee), **knien; knistern; Knüttel; Kompaß; Konzert; Krempe; Krokodil; Kuckuck; Kurfürst; Kürbis, Kürbisse; Kurier.**

laden, lädt;
Laib (Brotlaib);
Laich; Landsknecht;
lässig; Lawine;
Lazaret;
leugnen; Leumund;
Lid (Augenlid);
Lied (Gesang);
liederlich;
Lokomotive; Lorbeer;
Los; Lot, Lotse.

Magd; Mahd;
Mähder = Mäher;
Mahl, Gastmahl;
mahlen (Mehl), gemahlen;
Mähre; Maid; Mais;
Makel;
malen, gemalt, Maler;
mannigfach, manchfach;
Märtyrer; Maske;
Meißel, meißeln;
Mesner; Miene;
Mine (= unterirdischer Gang);
Minna (weiblicher Name);
miß — mißlich, Mißtrauen;
mittags; Moor; Moos;
morgens;
morgentlich, allmorgentlich;
Mus; Muse;
Muße (= freie Zeit);
müßig, Müßiggang.
Muskel;
Myrte; Mythe.

nachlässig; Nachtigall;
nähen, Naht, Nähterin;
nämlich; niemand;
niesen; Nummer.

Offizier;
Organ, das (= Werkzeug);
Orkan, der (= Sturm);
Österreich; Ozean.

Paar, das (Mehrz. Pärchen), ein paar (= einige);
Papst; parallel;
Partei, parteiisch;
Pfennig (Pfenning);
Pfirsich; Pflugschar;
Pokal;
Pökelfleisch, einpökeln;
Postillon;
Pranke (= Tatze);
Preiselbeere;
Prophet; Pulver;
purzeln; Pyramide.

Quadrat; quaken;
Quartier; einquartieren.

Rabbiner; Rain;
Rasse; Rätsel;
Rebhuhn;
regieren, Regierung;
Reis, der; Reisig;
reisen (= wandern);
reißen, zerreißen;
Reißfeder; Renntier;
Republik (= Freistaat);
Rettich; Rhein; Rhön;
Reuse; Robbe;
Rogen (= Fischeier);
Roggen (= Getreideart);
roh, Roheit;
Rückgrat, der; Rudolf.

Saal (Mehrz. Säle);
Saat; Sabbat;
Säckel;
Saite des Instrumentes;
Sammt;
samt, sämtlich;
Schar;
scheel, scheelsüchtig;
Schere; Schiffahrt;
Schlegel; Schleuse;
Schmaus, schmausen;
Schmied, Schmiede;
schmuggeln;
Schnake; Schnecke;
Schnurrbart; Schoß;
Schulter, die;
Schultheiß;
See (Mehrz. Seen);
Seele, selig;
Sintflut; Sirup;
Sohle (Fußsohle);
Sole, Salzwasser;
Spengler;
spucken (= speien);
Spuk (= Gespenst), spuken;
Staat, staatlich;
Star; Stadt;
stecken, stak, steckte;
stracks; sträuben;
Straße;
studieren, Student;

Tau, der u. das;
täuschen; Teer;
Teil, ich habe teil;
Teppich;
That; Thal; Thee;
Thon, Thonerde;
Thor, thöricht;
Thran, thranicht, thranig;
Thräne; Thron;
Tiegel; Tiger; Tinte;
Tirol;
Tod, der, todkrank, Todsünde, tödlich;
Ton, tönen;
Torf, der;
tot, getötet, töten; Totschlag; Totengräber;
— tum;
Turm;
Tyrann.

Ulan; unentgeltlich;
ungestüm; Ungetüm;
unstet;
Ur (= Auerochs);
urbar, Urahn, Urzeit, Urfehde;
Urteil.

Vakanz; verleumden;
versiegen (= vertrocknen);
verwandt, Verwandtschaft;
Vieh;
visitieren (= untersuchen);

Vogt;
vornehm; vornehmlich.

Ware; Wacholder;
Wage, wägen;
Waise, verwaist;
Wal, Walfisch;
Wall, der; Wallfahrt;
Walnuß; Walther;
Weidmann;
weismachen (einem etwas);
weissagen;
Weizen;
welsch, Welschland;
weshalb, weswegen;
Wespe; Westfalen;
Widder;
widerlich, Widerhall, Widerschein, erwidern, widrig, zuwider;
Wildbret; Willkür;
Wirt; Witwe.
Zeichenbuch, Zeichenlehrer &c.;
Zeisig; zeitlebens;
Zepter;
Zieche (= Überzug);
Zierat; Zierde;
Zigarre; Zimmt;
Zither; zwerch;
Zwetschge;
Zwillich, Zwilch.

Beigabe III.

Geschichts-Repetitionen.

I. Hauptereignisse der deutschen Geschichte vor Gründung des Frankenreiches.

113 v. Chr. Erster Zusammenstoß germanischer Völkerschaften (Cimbern und Teutonen) mit den Römern;

102 und 101 Besiegung derselben durch den römischen Feldherrn Marius.

58 v. Chr. Sieg des römischen Feldherrn Julius Cäsar über den deutschen Heerführer Ariovist;

55—53 Eroberung des germanischen Landes links des Rheins durch Julius Cäsar.

15 v. Chr. Eroberung des germanischen Landes rechts der Donau durch die Römer Drusus und Tiberius.

12 v. Chr. — 4 n. Chr. Vordringen der Römer unter Drusus und Tiberius ins nördliche Deutschland.

9 n. Chr. Hermanns Sieg über Varus im Teutoburger Wald.

14—17 Züge des Germanikus ins nördliche Deutschland.

Ums Jahr 100 Eroberung des Landes zwischen Donau und Rhein, von der Altmühl bis zur Lahn (= Zehentland) durch die Römer. (Grenzwall, später Teufelsmauer genannt.)

Ums Jahr 200 Angriffskriege der Deutschen (bes. der Markomannen) gegen die Römer,

375 Einbruch der **Hunnen** aus Asien. (Sieg über die Ostgoten, Zurückdrängen der Westgoten auf das rechte Ufer der Donau.

410 **Alarich**, der Westgotenkönig, erobert Rom; stirbt bei Cosenza (dessen Begräbnis).

451 **Attila**, der Hunnenkönig, zieht nach Gallien, wird besiegt bei Chalons (spr. schalons), zieht 452 nach Italien, zerstört Aquileja, verschont Rom, stirbt 453.

455 **Geiserich**, der Vandalenkönig, plündert Rom.

476 Untergang des weströmischen Reiches durch **Odoaker**.

II. Regententafeln der deutschen und bayerischen Geschichte.

Das ältere Frankenreich unter den Merovingern 482—752:

Chlodwig, Gründer des Frankenreiches 482—511.

Nach Chlodwigs Tode Teilung des Reiches.

Chlotar I. 558—561 vereinigt das ganze Frankenreich.

Unter seinen Söhnen neue Teilung.

Chlotar II. wieder Alleinherrscher 613.

Nach **Dagobert** dritte Teilung 638 in Austrasien (östliches Reich) und Neustrien (westliches Reich).

Unfähigkeit der späteren Könige;

Hausmeier:

Pipin von Heristal, erblicher Hausmeier 687.

Karl Martell 714—741.

Pipin der Kurze, macht sich zum Könige 752. † 768.

Das Herzogtum Bajuwarien unter den Agilolfingern 554—788.

Garibald I.

Thassilo I.

Garibald II.

Theodo*) ums Jahr 700,

dessen Söhne:

Theodobert, Theodoald, **Grimoald** (Thassilo II.*)

Hugbert 725—737.

Odilo (Oadilo) 737—748.

Thassilo III.*), abgesetzt von Karl dem Großen 788.

*) Frühere bayerische Geschichtsschreiber nahmen zwei Herzoge Namens Theodo an; Dr. Riezler, der neueste gründliche Geschichtsforscher Bayerns, kennt nur einen. Dagegen nimmt er einen bisher nicht genannten Sohn Theodos, Thassilo II., an, wornach der letzte Agilolfinger als Thassilo III. bezeichnet wird.

Über die Geschichte der ersten Agilolfinger haben wir überhaupt nur spärliche historische Nachrichten.

Karolinger (Deutschland und Bayern).

1. **Karl** (I.) **der Große,** König des Frankenreiches von 768 an, römischer (*) Kaiser 800. † 814.
2. **Ludwig** I. **der Fromme** 814—840.
   (Römische Kaiser: Lothar 840—855,
   Karl (II.) der Kahle 855—877.)
3. **Ludwig** II. **der Deutsche,** König von Deutschland 843—876.
   (Dessen zwei älteste Söhne: Karlmann † 880,
   Ludwig III. † 882.)
4. **Karl** (III.) **der Dicke,** abgesetzt 887. † 888.
5. **Arnulf von Kärnten,** Sohn Karlmanns, 887—899.
6 **Ludwig** IV. **das Kind** 899—911.

Deutschland.

Konrad I. von Franken, aus dem Geschlechte der Konradiner, 911—918.

Sächsisches Kaiserhaus 919—1024.

1. **Heinrich** I. **der Finkler** 919—936.
2. **Otto** I. **der Große,** Begründer des römischen Kaisertums deutscher Nation, 936—973.
3. **Otto** II. **der Rote** 973—983.
4. **Otto** III. **das Wunderkind** 983—1002.
5. **Heinrich** II. **der Heilige** (aus der bayerischen Nebenlinie des sächsischen Hauses).

Bayern.

Luitpoldinger 911—948.

1. **Arnulf** I. **), Sohn des Schyren Luitpold, 911—937.
2. **Eberhard** 937—938.
3. **Berchthold** (Berthold), Arnulfs Bruder, 938—948.

Amtsherzoge aus verschiedenen Häusern.

1. **Heinrich** I., Bruder des Kaisers Otto I.
2. **Heinrich** II. **der Zänker.**
3. Otto von Schwaben.
4. Heinrich III. (Hezilo).
5. **Heinrich** IV. **der Heilige,** deutscher Kaiser 1002.
6. **Heinrich** V. **von Luxemburg.**

---

*) Der senkrechte Strich deutet das verwandtschaftliche Verhältnis zwischen Vater und Sohn an.

) Ein Sohn dieses Arnulf, Arnulf II. von Scheiern, war Pfalzgraf in Bayern. Von ihm stammt Pfalzgraf **Otto VI. **von Wittelsbach** ab, der 1180 mit dem Herzogtum Bayern belehnt wurde. Seitdem herrschen die Wittelsbacher (früher Schyren) **ununterbrochen über Bayern.**

Fränkisches (salisches) Kaiserhaus.

1. **Konrad** II. **der Speierer** 1024—1039.
2. **Heinrich** III. **der Schwarze** 1039—1056.
3. **Heinrich** IV. 1056—1106.
4. **Heinrich** V. 1106—1125.

Lothar von Sachsen 1125—1137.

Hohenstaufisches (schwäbisches) Kaiserhaus.

1. **Konrad** III. 1138—1152.
2. **Friedrich** I. **Barbarossa**, Neffe Konrads III., 1152—1190.
3. **Heinrich** VI. 1190—1197.
4. **Philipp von Schwaben**, Sohn Friedrichs I., 1198—1208.
   Gegenkaiser: der Welfe Otto IV. von Braunschweig, Sohn Heinrichs des Löwen, 1198—1215.
5. **Friedrich** II., Sohn Heinrichs VI., 1215—1250.
6. **Konrad** IV. 1250—1254*).
   (Gegenkaiser: Wilhelm von Holland. † 1256.)

7. **Heinrich** VI., Sohn des Kaisers Konrad II.
8. **Heinrich** VII. von Luxemburg.
9. **Konrad** von Zütphen.
10. **Heinrich** VIII. (als Kaiser Heinrich IV.)
11. **Otto** II. von Nordheim aus Sachsen.

Die Welfen 1070—1138.

1. **Welf** I. 1070—1101.
2. **Welf** II. 1102—1120.
3. **Heinrich** VI. **der Schwarze**, Bruder Welfs II., 1120—1126.
4. **Heinrich** X. **der Stolze** 1126—1138.

Babenberger.

1. **Leopold** I. 1138—1140.
2. **Heinrich** XI. Jasomirgott 1140—1156.

Welfe.

Heinrich XII. **der Löwe**, Sohn Heinrichs X., 1156—1180.

Wittelsbacher.

1. **Otto** I. 1180—1183.
2. **Ludwig** I. **der Kelheimer** 1183—1231.
3. **Otto** II. **der Erlauchte** 1231—1253.
   (1225 die Pfalz mit Bayern vereinigt.)
   1. Teilung 1255 durch Otto II. Söhne:
   a. **Ludwig** II. **der Strenge** 1253—1294 (Oberbayern und Pfalz).
   b. **Heinrich** VIII. (Niederbayern); dessen Stamm erlosch 1340 mit **Johann**.

---

*) Konrads Sohn, Konradin, wurde enthauptet zu Neapel 1268.

Während des Interregnums:
Richard von Cornwallis und Alfons von Castilien.

Kaiser aus verschiedenen Häusern.

1. **Rudolf I. von Habsburg** 1273—1291.
2. **Adolf von Nassau** 12911—298.
3. **Albrecht I. von Österreich,** Sohn Rudolfs I., 1298—1308.
4. **Heinrich VII. von Luxemburg** 1308—1313.
5. **Ludwig der Bayer** 1314—1347.
(Gegenkaiser: Friedrich der Schöne von Österreich † 1330.)
6. **Karl IV. von Böhmen,** Enkel Heinrichs VII. von Luxemburg, 1347—1378.
7. **Wenzel** 1378—1400 († 1419).
8. **Rupert VII. von der Pfalz** (Wittelsbacher) 1400—1410.
9. **Sigismund,** Sohn Karls IV., 1410—1437.

Habsburger:

a. bis zum Erlöschen des Mannsstammes.
1. **Albrecht II.,** Sigismunds Schwiegersohn 1438—1439.
2. **Friedrich III.,** Albrechts Vetter, 1440—1493.
3. **Maximilian I.** 1493—1519.

2. Teilung 1310 bezw. 1329 durch die beiden Söhne Ludwigs des Strengen:

a. **Rudolf der Stammler,** (Rheinpfalz und Nordgau).
b. **Ludwig der Bayer***) (Oberbayern).

Ludwig der Bayer hatte sechs Söhne, welche wiederholte Teilungen des väterlichen Erbes vornahmen. Nur einer derselben, **Stephan mit der Hafte,** pflanzte das Geschlecht fort.

Dessen drei Söhne nahmen **1392** die letzte Teilung Bayerns vor und es entstanden die Linien:

a. **Ingolstadt** (Stephan der Kneiffel, Ludwig der Gebartete, Ludwig der Höckerige) bis 1447.
b. **Landshut** (Friedrich, Heinrich der Reiche, Ludwig d. R., Georg d. R.) bis 1503.
c. **München:**
1. **Johann,**
2. u. 3. **Ernst** und **Wilhelm,**
4. **Albrecht III. der Fromme** 1438—1460;
5. u. 6. dessen Söhne:
a. **Johann** und
b. **Sigismund** 1460—1467,
dann
7. c. **Albrecht IV. der Weise** 1467—1508.

---

*) Die jüngere (Ludwigsche) Linie der Wittelsbacher erlosch 1777; die ältere (Rudolfische) blüht noch.

4. **Karl** V., Maximilians Enkel, 1519—1556.
6. **Ferdinand** I., Karls V. Bruder, 1556—1564.
7. **Maximilian** II. 1564—1576.
8. **Rudolf** II. 1576—1612.
9. **Matthias**, Bruder Rudolfs II., 1612—1619.
10. **Ferdinand** II., Vetter Matthias', 1619—1637.
11. **Ferdinand** III. 1637—1657.
12. **Leopold** I. 1658—1705.
13. **Joseph** I. 1705—1711.
14. **Karl** VI., Bruder Josephs I., 1711—1740.

Karl VII **Albrecht** von Bayern 1742—1745.

b. Kaiser aus dem Hause Habsburg-Lothringen.

1. **Franz** I., Gemahl der einzigen Tochter Karls VI., Maria Theresia, 1745—1765.
2. **Joseph** II. 1765—1790.
3. **Leopold** II., Bruder Josephs II., 1790—1792.
4. **Franz** II. 1792—1806. (Deutscher Bund 1816—1866. Norddeutscher Bund 1866—1871.)

Kaiserreich unter den Hohenzollern seit 1871.

Wilhelm I.

8. **Wilhelm** IV. **der Standhafte** 1508—1550.
9. **Albrecht** V. **der Großmütige** 1550—1579.
10. **Wilhelm** V. **der Fromme** 1579—1598.
11. **Maximilian** I. 1598—1651.
1. Kurfürst 1623.

Die folgenden Kurfürsten bis 1806.

2. **Ferdinand Maria** 1651—1679.
3. **Maximilian** II. **Emanuel** 1679—1726.
4. **Karl Albrecht** 1726—1745 (deutscher Kaiser 1742—1745).
5. **Max** III. **Joseph der Vielgeliebte** 1745—1777, letzter Sprosse der Ludwig'schen Linie.
6. **Karl Theodor** aus dem Hause Pfalz-Sulzbach 1777—1799.
7. **Maximilian** IV. **Joseph**, aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, 1799—1825.
1. König 1806.

Die folgenden Könige.

2. **Ludwig** I. 1825—1848. † 1868.
3. **Maximilian** II. 1848—1864.
4. **Ludwig** II. 1864 bis jetzt.

Lese- und Sprachbuch für die Oberklassen der Volksschulen

Bd.: II

München 1885